

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

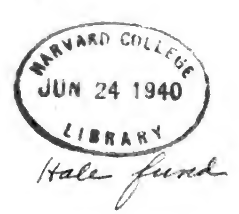
Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Fünfundvierzigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY
Hale fund

Das merkwürdigste Jahr

meines Lebens.

Von

August von Kotzebue.

Zweiter Theil.



Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Inter spem, curamque, timores inter et iras,
Grata superveniet, quae non sperabitur, hora.

Horatius.

Das
merkwürdigste Jahr meines Lebens.

Zweiter Theil.

Am 7. Julius, einem heitern, schönen Tage, hatte ich des Morgens meine gewöhnliche Beschäftigung vorgenommen: ich schrieb an meiner Leidensgeschichte. Gegen zehn Uhr trat der Hofrath de Grawi zu mir herein. Nach einer kurzen unbedeutenden Unterhaltung ergriff er, seiner lästigen Gewohnheit gemäß, die Karten, setzte sich und spielte grande patience, wodurch er meine eigene patience oft sehr hart auf die Probe stellte: denn ich mußte mich, als müßiger Zuschauer, oft manche Stunde mit langer Weile plagen, und der gutmüthige Unbarmherzige hatte gar keine Ahnung davon, daß auch einem Verwiesenen in Kurgan die Zeit kostbar sein könne. Auch heute saß er bis nach eilf Uhr. Ich ging schweigend, voll innern Unwillens, auf und nieder, und nur Einmal nahm ich Theil an dem Spiel, als er mich fragte: über welchen Gegenstand er die Karten legen solle; und ich ihm antwortete: auf die Hoffnung, meine Frau bald hier zu sehen. Es kam diesmal glücklich aus, und er freuete sich herzlich darauf, Christina Karlowna bald bei sich zu bewirthen.

Endlich erinnerte er sich, daß er noch Geschäfte in seinem Gerichte habe, und ging weg. Kaum war er fort, so setzte ich mich wieder an meinen Tisch, um noch ein Stündchen zu schreiben. Mitten in einer Periode unterbrach mich mein Bedienter, der in die Thür hinter mir trat, und sagte: Eh bien, Monsieur, encore quelque chose de nouveau *)!

*) Wohlan, mein Herr, schon wieder etwas Neues!

Ich hörte das nur mit halbem Ohr, glaubte, er wolle mir eine neue Liebesgeschichte mittheilen (deren er, seit unserer Ankunft, wohl schon zwanzig an- und ausgesponnen hatte), drehte, ohne die Feder wegzulegen, den Kopf nachlässig nur halb nach ihm hin, und antwortete: quoi donc *)?

Dans ce moment, versetzte er, un dragon est venu vous prendre **). Ich wurde von Entsetzen ergriffen, sprang auf, und starrte ihn sprachlos an.

Oui, oui, fuhr er fort; nous irons peut-être encore aujourd'hui à Tobolsk ***).

Comment? stammelte ich.

Er führte mir nun einen Mann herein, der den Dragoner selbst gesehen, dessen Aussage selbst gehört, und ihn bis zu de Grawi begleitet hatte, dann aber voraus gelaufen war, mich davon zu benachrichtigen. Den weitern Inhalt der mitgebrachten Depeschen wußte er nicht.

Was sollte ich vermuthen? — Meine Freiheit? Nein! warum würde ich denn nach Tobolsk zurückgebracht? Es gab ja einen weit näheren Weg, gerade nach Ekaterinaburg: warum ließe man mich einen Umweg von fünfhundert Wersten machen? Auch konnte ja die Entscheidung des Monarchen auf mein Memorial noch lange nicht eintref-

*) Was denn?

**) In diesem Augenblick ist ein Dragoner angekommen, um Sie zu holen.

***) Ja, ja, wir gehen vielleicht noch heute nach Tobolsk.

sen. — Mir blieb also nur die schreckliche Wahrscheinlichkeit, daß ich von Tobolsk aus noch tiefer in das Land gebracht werden sollte, vielleicht wohl gar in die Bergwerke, vielleicht nach Kamtschatka. — Ich stand bebend da, suchte mich zu fassen, ergriff schnell das Heft, an dem ich geschrieben hatte, rannte nach meinen noch übrigen Banknoten, knöpfte beides in meine Unterweste, und erwartete nun, wenigstens zehn Minuten lang, in Todesangst mein Schicksal. Diese zehn Minuten gehörten unter die schrecklichsten, die ich während meines Unglückes erlebt hatte!

Endlich sah ich durch das Fenster den Hofrath de Grawi von einer Menge Menschen umgeben, die Straße heraufkommen; und aus dem Haufen ragte der Dragoner, mit seinem Federbusche auf dem Hute, hervor. Sie waren noch zu weit, als daß ich den Ausdruck der Gesichter hätte unterscheiden können; ich stand also noch immer halb leblos da, und erwartete mein Todesurtheil.

Noch Einmal wankte ich im Zimmer auf und ab, dann wieder an das Fenster. Der Haufe war näher gekommen; ich sah de Grawi's Gesicht sehr heiter. Es blitzte ein Hoffnungsstrahl in meine Seele; aber noch lag die ganze Welt auf mir.

Jetzt war die Menge in den Hof getreten. De Grawi sah herauf, bemerkte mich, und nickte mir freundlich zu: die drückendste Last fiel von meiner Brust. Ich wollte hinaus, ihm entgegen; ich konnte aber nicht, stand fest auf meinem Platze, und hatte die Augen starr auf die Stuben-

thür geheftet. Sie öffnete sich. Ich wollte fragen, auch das konnte ich nicht.

Prosdrawläju! rief de Grawi mir entgegen, und die Thränen rollten dem alten Manne über beide Backen: prosdrawläju! wui swobodni! (Ich wünsche Ihnen Glück! Sie sind frei!)

Mit diesen Worten lag er auch schon in meinen Armen. Ich sah und hörte nicht, ich fühlte nur seine Thränen an meiner Wange; mein eigenes Auge war trocken. Prosdrawläju! schallte es von hundert Stimmen um mich her; ein Jeder wollte der Erste sein, mich zu umarmen, und auch mein Bedienter drückte mich mit Ungestüm an seine Brust. Ich ließ alles mit mir machen, sah sie Alle an, und konnte ihnen nicht danken, ja nicht einmal reden.

Der Dragoner überreichte mir einen Brief des Gouverneurs. Ich erbrach ihn schnell, und las Folgendes:

Monsieur!

Réjouissez Vous, mais modérez Vos transports; la foiblesse de Votre santé l'exige. Ma prédiction s'est accomplie. J'ai la douce satisfaction de Vous annoncer, que notre très-gracieux Empéreur désire Votre retour. Exigez tout ce qui Vous est nécéssaire, tout Vous sera procuré, l'ordre en est donné. Volez, et recevez mes complimens.

Votre
le 4. Juillet. très-humble serviteur
D. Kochéleff*).

*) Freuen Sie sich, aber mäßigen Sie Ihr Entzücken; Ihre

Jede Zeile grub sich tief in mein Herz! — Der Gouverneur schickte mir zugleich ein Pack Zeitungen, und ein kleines Glückwünschungsbriefchen von dem Kaufmann Becker, der eben zugegen war, als der Dragoner abgefertigt wurde, und der mir sehr dringend seine Wohnung zum Absteig-Quartier in Tobolsk anbot.

De Grawi zog jetzt auch seine russische Ordre aus der Tasche, und las sie mir vor. Sie enthielt den Befehl, mich mit Allem, was ich verlangen würde, auch mit Geld, zu versehen, und mich so bald als möglich abzufertigen.

Noch immer war ich stumm; aber endlich stürzte ein wohlthätiger Thränenstrom aus meinen Augen: ich weinte laut, heftig und lange; die meisten Zuschauer weinten mit mir.

Plötzlich stürzte Sokoloff ins Zimmer, hing an meinem Halse, und vergoß bittersüße Thränen. »Ich bleibe nun wieder allein!" sagte er mit tiefer Wehmuth; »aber, bei Gott! ich freue mich herzlich."

Alle Einwohner von einiger Bedeutung hatten sich um mich versammelt: das Zimmer war gedrängt voll; Jeder wollte mir seine Freude bezeugen, Jeder mir etwas Ange-

---

schwache Gesundheit macht das nothwendig. Meine Weissagung ist erfüllt. Ich habe das süße Vergnügen, Ihnen anzukündigen, daß unser gnädiger Kaiser Ihre Zurückkunft wünscht. Fordern Sie Alles, was Sie brauchen; Alles wird Ihnen geliefert werden, der Befehl dazu ist gegeben. Fliegen Sie, und empfangen Sie meine Glückwünsche!

nehmes sagen. Der biedere de Grawi fühlte, daß mir das Gedränge lästig werden mußte; er entfernte nach und nach den Haufen, und bat mich, bei ihm zu essen. — Ach Gott! essen und trinken konnte ich nicht. Ich wünschte nur allein zu sein. Er fragte: »wann ich reisen wollte.“ — In zwei Stunden, war meine Antwort. — „Was ich bedürfe?“ — Nichts als Pferde! — Er ging lächelnd, und ich war endlich allein.

Wie mir zu Muthe war, kann ich nicht beschreiben. Die Knie zitterten mir noch mehrere Stunden nachher; und doch konnte ich mich nicht setzen: ich mußte immer gehen, auf und nieder gehen, Gedanken hatte ich nicht, nur Empfindungen: schnell auf einander folgende Vorstellungen, ohne deutlichen Umriß; es war mir, als ob meine Frau und meine Kinder immer in einer Wolke vor mir schwebten. Ich fühlte bald, daß meine Empfindungen schwelgten, daß ich erschöpft war. Nun wollte ich etwas denken, Betrachtungen anstellen, Zeitungen lesen, die ich sonst so gern las; — aber Alles vergebens! Von Zeit zu Zeit flossen meine Thränen wieder, und der Ausruf! o Gott! Gott! war Alles, was ich hervorbringen konnte.

Als ich endlich der Ruhe und Unruhe wieder fähig wurde, mischten sich auch einige Wermuthstropfen in den Becher meines Entzückens. — Der Dragoner, dem ich im ersten Aufruhr der Freude mehr gab, als ich eigentlich geben konnte, hatte mir erzählt: es sei ein Senats-Kou-

rier aus Petersburg angekommen, um mich zurückzuholen; da aber seine Ordre nur auf Tobolsk laute, so habe er auch nicht weiter reisen wollen, und deshalb sei es dem Gouverneur nicht möglich gewesen, mir den Rückweg dahin zu ersparen. Dieses Räthsel war mir also gelöst. Eine andere, mir weit wichtigere Frage konnte der Dragoner nicht beantworten. „Hat der Kourier Briefe von meiner Frau? hat er wenigstens irgend eine Nachricht von ihr mitgebracht?" — Ach! das wußte er nicht! und es war mehr als wahrscheinlich, daß auch der Kourier weder Briefe noch Botschaft an mich hatte; denn sonst würde der menschenfreundliche Gouverneur gewiß etwas davon erwähnt haben. Wußte er doch, wie unaussprechlich ich die Meinigen liebte! hatte er doch meine heißen Thränen um sie gesehen, ja die seinigen damit vermischt! — Und er schwieg! — hatte mir vielleicht etwas Schreckliches zu verschweigen! —

Ich war sinnreich, mich zu quälen. Ein Glück, daß die Reiseanstalten mich zerstreuten. Nichts konnte mein Italiener mir rasch genug machen. Meine Ungeduld war kindisch. Es wurde Alles drüber und drunter in den Mantelsack gepackt und in die Kibitke geworfen. Ich eilte indessen, die letzte Pflicht zu erfüllen, und von den guten Menschen in Kurgan dankbaren Abschied zu nehmen. Daß ich mich bei Jedem nur wenige Minuten aufhielt, ist begreiflich. Bei dem wackern de Grawi blieb ich am längsten, und er forderte sogar noch ein Opfer von mir, das mir sehr schwer wurde, das ich aber seinen dringenden Bitten unmöglich versagen konnte.

Den 7. Juli war nämlich gerade ein Kirchenfest, dessen Bedeutung ich nicht so eigentlich habe errathen können. Die Feier desselben bestand hauptsächlich darin, daß der Heilige eines benachbarten Dorfes in effigie nach der Stadt gebracht wurde; daß der Stadtheilige ihm höflich bis an seine Grenze entgegen kam, dann mit ihm umkehrte, den fremden Gast in seinen Tempel führte, ihn dort mit einigen Gebeten und Gesängen bewirthete, und ihn dann Abends wieder entließ. Den Stadtheiligen begleiteten bei dieser kleinen Excursion die sämmtlichen Einwohner singend. Der fromme de Grawi hielt es für Pflicht, an ihrer Spitze zu sein; und diese Ceremonie war es, an welcher ich — mochte ich wollen oder nicht — noch Antheil nehmen mußte. Er versicherte, es werde kaum eine halbe Stunde dauern; und ich ging mit ihm.

Von sechs hübschen Bauernmädchen getragen, und von einem bärtigen Popen beräuchert, kam uns der Dorfheilige an der Stadtgrenze entgegen; Alles sang, und schlug Kreuze. Die Bilder neigten sich höflich gegen einander. Wir machten links um; der Fremdling zog ein in das Haus seines Gastfreundes, und ich eilte nach dem meinigen, um die letzten Verfügungen zu treffen.

Dort fand ich schon meinen guten Sokoloff, der schwer athmend auf und nieder ging. Noch am Abende vorher hatten wir darüber gesprochen, daß, wenn je einer von uns seine Freiheit wieder erlange, der Zurückbleibende doch sehr unglücklich sein werde. Nun war der Fall wirklich eingetre-

ten; wir sprachen aber nicht mehr davon. Ich schenkte ihm meine Flinte, die Patrontasche, den Ammunitions-Vorrath, und Alles, was ich sonst entbehren konnte; er nahm es schweigend und in seinen feuchten Augen las ich: es wäre doch besser, wenn du bei mir bliebest! — Ich bat ihn, mir Briefe an seine Familie mitzugeben, welche sicher zu bestellen ich für meine heiligste Pflicht halten würde; aber seine unbegreifliche Gewissenhaftigkeit ließ nicht einmal das zu. Er wollte durchaus dem harten Befehle nicht zuwider handeln: er setzte ein Verdienst darein, Alles zu dulden, und auch nicht die kleinste Blöße zu geben.

Es verbitterte meine Freude nicht wenig, daß dieser rechtschaffene Mann durch meine Anwesenheit in Kurgan offenbar unglücklicher geworden war, als vorher. Durch mich hatte er sich wieder an manche Bequemlichkeiten des Lebens, an geselligen Umgang, an Freundschaft gewöhnt; mir konnte er klagen, bei mir fand er immer offene Ohren: und nun war er wieder allein in dieser Wüste! — Ich hatte ihn aus seinem Loche ziehen, ihn für den Winter bei mir einquartieren wollen: und nun mußte er wieder zurück in seine Rauchhöhle. Weinend drückte ich ihn an mein Herz; er schlich weinend aus der Stube. — Ich habe ihn nicht wieder gesehen; — denn alsbald nachher fast alle Einwohner des ganzen Städtchens sich zum Abschied in meinem Hofe versammelten, war Simon Sokoloff nicht mehr unter ihnen.

Noch wohl eine Stunde mußte ich auf Pferde warten.

Nie habe ich eine größere Ungeduld empfunden. Kaum war ich im Stande, die gutmüthigen Aeußerungen der Einwohner zu erwiedern. Der Eine hatte Punsch machen lassen, der Andere brachte mir Victualien, der Dritte eine Menge Gurken *); ich hätte neben meiner Kibitke her gehen müssen, wenn ich Alles hätte hinauf packen wollen. — Gott segne euch, Ihr guten Menschen! — Ich werde euch hoffentlich nie wieder sehen; aber das Andenken an eure herzliche, anspruchlose Gastfreundschaft trage ich bis zum Grabe dankbar in meiner Brust! —

Endlich war angespannt; ich wurde ringsum geherzt, gedrückt, und in die Kibitke gehoben. Der alte, gute de Grawi setzte sich zu mir; denn er wollte mich durchaus wenigstens bis vor die Stadt begleiten. Fromme Wünsche schallten mir nach, als wir fuhren; und ich schwamm in einem Meere von Wonne.

Als wir fast zwei Werste zurückgelegt hatten, ließ de Grawi halten, bog sich über mich, küßte mich, weinte, drückte mir die Hand, ging, kam wieder, schüttelte mir die Hand, sagte schluchzend nur die Worte: S'bogom! (mit Gott!) und verließ mich. — Ich richtete mich in die Höhe, sah ihm lange nach, betrachtete wehmüthig die Stadt, warf den bösen Traum meiner Leiden hinter mich, und fuhr in gestrecktem Galopp davon.

---

*) Die Gurken sind dort eine solche Seltenheit, daß man sie, wie bei uns die Melonen, in kleine Stücke zerschnitten, als eine Leckerei herumgibt.

Dieses Mal war ich nicht gezwungen, meinen Rückweg über Tiumen zu nehmen; denn die Gewässer hatten sich zum Theil verlaufen. Mit meiner Mückenkappe über dem Kopfe — denn ohne die ist es unmöglich, in dieser Jahreszeit durch jene Gegenden zu reisen — fuhr ich die Nacht rasch durch. Die dortigen Mücken gleichen ganz den unserigen, nur daß sie gelb, und — so kam es mir wenigstens vor — noch weit unverschämter und gefräßiger sind.

Gegen Morgen schlummerte ich einen Augenblick ein, und mein erstes Erwachen war ein neuer froher Genuß. Ich brauchte eine Minute, um mich zu besinnen, was mit mir vorgegangen sei; aber diese Minute, in der sich nach und nach die Idee meiner Freiheit entwickelte, war himmlisch!

Nachmittags kamen wir durch ein kleines Städtchen, Namens Jaluterski. Auch hier befanden sich mehrere Verwiesene, unter andern ein Fürst Simbirski, vormals General en chef, der wegen Veruntreuung bei Tuchlieferungen — die er sich zwar nicht selbst zu Schulden kommen lassen, wobei er aber einem andern durch die Finger gesehen haben sollte — zum Exil verdammt worden war. Schwerlich hatte er diese Strafe, am wenigsten aber die Art und Weise, wie sie vollzogen wurde, verdient. In schwere Ketten geschlagen, wurde er von einem Begleiter, der noch dreimal hartherziger war als der meinige, fortgeschleppt, und mußte, trotz Fesseln und Krankheit, diesem meistentheils seinen Platz in der Kibitke einräumen, und

selbst zu Fuße nebenher gehen. Es gab überdies keine Art von unwürdiger Behandlung und niedrigem Spotte, wodurch der Unmensch den Elenden nicht noch tiefer zu beugen suchte. *)

Indessen wartete seiner doch ein seliger Augenblick an den unwirthbaren Ufern des Tobol, um den ich ihm oft beneidet habe, und der ihm gewiß seine Leiden versüßt hat. Als er von Tobolsk rückwärts nach Jaluterski, dem Orte seiner Bestimmung gebracht wurde, und, des hohen Wassers wegen, so wie ich, auf der großen Landstraße ein paar hundert Werste zurückkehren mußte, nun aber so eben vom Tobol landeinwärts biegen wollte, sah er auf diesem Flusse den Prahm, mit einigen Equipagen beladen, vom jenseitigen Ufer herüberschwanken; und als der Prahm näher und näher kam — erkannte er seine Familie, die ihm eilig gefolgt war. Er schrie laut! Vom Wasser her tönten die Stimmen seiner Kinder, ihrer Mutter! Ihre Arme breiteten sich aus — er sprang an's Ufer hinab, lief in's Wasser so weit er konnte — kletterte auf den Prahm — Gott! welch ein Augenblick! — Von den Bauern, die umher standen habe ich die Geschichte; sie hatten die Scene wohl gefühlt, und sprachen noch jetzt mit Rührung davon.

Als ich durch Jaluterski kam, war Fürst Simbirski krank, aber doch von den Seinigen umgeben, und durch ihre Pflege erquickt.

---

*) Seine gänzliche Unschuld ist nachher völlig erwiesen, und er in alle seine Ehren und Würden wieder eingesetzt worden.

Nie habe ich üppigere Wiesen gesehen, als in dieser Gegend. Mähen darf sie, wer will, und die meisten bleiben ungemäht, da es weder Hände genug gibt, um das Heu zu machen, noch Mäuler genug, um es zu verzehren.

Einer Merkwürdigkeit muß ich erwähnen, die mir in einem Dorfe unweit Jaluterski aufstieß. Es war ein blödsinniger Jüngling, von etwa achtzehn Jahren, der auf allen Vieren ging, und zu einem Beweise der Hypothese gedient haben würde, daß der Mensch für diese Art zu wandeln eigentlich geschaffen sei. Er trabte nämlich nicht allein sehr schnell, sondern trug auch seinen Kopf ganz gerade, perpendikulär aufgerichtet; die Halsmuskeln müssen sich also an diese Richtung wohl gewöhnen können. Uebrigens stand der Jüngling höchst selten auf seinen Füßen, und nie ging er so; oft aber setzte er sich, fast wie ein Bär, auf die Hinterbeine.

Zwischen Jaluterski und Tobolsk kommt man durch eine Reihe von Dörfern, die von Tataren bewohnt sind. Diese Nation scheint mir in der That die Verachtung nicht zu verdienen, welche der Russe, als Ueberwinder, gegen sie zu hegen affektirt. Ein Zufall, da die Achse meines Fuhrwerks nicht weit von einem solchen Dorfe brach, hat mich in etwas nähere Bekanntschaft mit ihr gebracht.

Es war schon ziemlich spät am Abende; doch willig eilten sogleich mehrere Tataren herbei, um mir zu helfen. Einer derselben war eine Art von Zimmermann. Ich hielt vor seinem Hause; und da er mir ankündigte, daß wohl

drei Stunden vergehen würden, bis ich meine Reise fortsetzen könnte, so ließ ich meinen Bedienten indessen Anstalten machen, mir Thee zu bereiten.

Das Innere der tatarischen Häuser ist sehr schmutzig; ich blieb also an dem schönen Sommerabende auf der Straße, ließ mir Stuhl und Tisch heraussetzen, und öffnete mein Reise-Nécéssaire, um das Theezeug heraus zu nehmen. Die Neugier hatte die sämmtlichen Einwohner des Dorfes um mich versammelt. Sie schienen, in allem was den Luxus betrifft, höchst unwissend zu sein. Ein alter seidener Schlafrock, den ich trug, und den meine Frau, weil er sehr abgenutzt war, schon oft hatte wegwerfen wollen, erregte ihre Bewunderung, und Jeder wollte ihn betasten.

Aber in ein fröhliches Erstaunen versetzte sie vollends mein Spiegel in dem Deckel des geöffneten Kastens. Sie hockten gruppenweise davor nieder, lachten mit weit aufgesperrtem Munde, und ließen Einer den Andern bemerken, daß man die Gegend hinter sich sehen könne. Ich nahm den Spiegel zum Scherz heraus, und hielt ihn der jungen Frau des Zimmermanns vor, die erst verstohlen, nach und nach aber dreist und mit vieler Behaglichkeit hinein blickte, da sie sehr hübsch war. Es schien, als ob auf dem Lande die Sitte, das Gesicht zu verhüllen, nicht so streng beobachtet würde, wie in Kasan; alle Weiber, die ich hier sah, waren unverhüllt.

Als der Thee fertig war, zündete ich meine Pfeife an, und setzte mich auf einen Haufen Balken, der dem Hause

meines Wirthes gegenüber aufgethürmt lag. Es war eine malerische Nachtgruppe, um mich her, bald höher bald tiefer, saßen wohl zwanzig Tataren; unter mir war ein kleines Feuer mitten auf der Straße angezündet, bei welchem der Zimmermann an meiner Kibitke arbeitete; jenseits vor der Hausthür saßen und standen die tatarischen Weiber, Mädchen und Kinder, die zu schüchtern waren, um näher zu kommen.

Zwischen mir und meiner nächsten Gesellschaft entspann sich ein höchst seltsames Gespräch. Sobald sie nämlich erst wußten, daß ich kein Russe sei, faßten sie Zutrauen zu mir, und thaten hundert wißbegierige Fragen: »wer ich sei; wohin ich reise; wo mein Vaterland liege; wie es dort aussehe.« — Da sie so wohl als ich schlecht russisch sprachen, so war es schwer, uns zu verständigen. Ich sagte ihnen, ich sei ein Sachse. Sie redeten tatarisch unter sich, und fragten mich dann: ob Sachsen am caspischen Meere liege. Ich war sehr verlegen, wie ich ihnen einen Begriff von der Lage Sachsens geben sollte. Die umher liegenden Staaten kannten sie nicht, Preußen ausgenommen, wovon indessen ihre Begriffe sehr verwirrt waren. Von dem französischen Kriege hatten sie nie etwas gehört. Das glückliche Völkchen!

Endlich fiel ich darauf, ihnen den Papst, als einem meinem Vaterlande weit näheren Nachbar, zu nennen; und, siehe da! den kannten sie. Ich hatte mich des Wortes papa bedient; sie aber verbesserten mich, nannten ihn

Kalif, und wußten zu meinen Erstaunen, daß er geistliche und weltliche Oberherrschaft mit einander vereinige.

Die junge Frau, welche der Spiegel etwas zutraulicher gemacht hatte, war indessen horchend näher gekommen. Ich nahm daher Veranlassung zu fragen: ob die Vielweiberei unter ihnen häufig Statt finde. — Es waren nur zwei Männer im ganzen Dorfe die mehrere Weiber hatten, und einer derselben war gerade mein Wirth. Man fragte mich, ob es nicht angenehm sei, mehrere Pflegerinnen und Gehilfinnen zu haben. — Ein Jeder suchte die Vortheile dieser Einrichtung darzuthun. »Wenn die Frau alt wird,« sagte dieser, »so nimmt man eine junge.« — »Wenn die eine brummt,« rief jener, »so lacht die andere.«

Sehr wohl! erwiederte ich; aber gefällt es auch den Weibern so besser? Ich sah meine hübsche Wirthin dabei an. Da sie wenig russisch verstand, so verdolmetschten ihr die, welche bei mir saßen, unsere Unterredung. Sie lächelte und nickte ein paar Mal mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: ja, du hast wohl Recht! Dann blickte sie schüchtern nach der Hausthür, wo eine etwa vierzigjährige grämliche Person saß, die vermuthlich ihre Gesellschaft im Ehebette war. Mein Auge folgte ihrem Blicke, und es kam mir vor, als hätte ich selbst einen hellen Blick in ihre ganze häusliche Lage geworfen.

Das junge Weibchen hatte ich offenbar durch meine Theilnahme gewonnen; denn sie brachte, ohne daß ich etwas davon wußte, einen Topf mit Eiern, setzte ihn an

das Feuer zu meinen Füßen, kauerte dabei nieder (und zwar so, daß die Flamme ihr Gesicht erleuchtete und röthete), kochte die Eier, legte sie in eine hölzerne Schale und gab sie mir.

Nie habe ich bessere Gelegenheit gehabt, den heftigen Haß der Tataren gegen die Russen zu bemerken, als an diesem Abende. Mein Dragoner hatte sich schlafen gelegt; ich und mein Bedienter waren Ausländer: sie durften also ihr empörtes Gefühl in Worte ausbrechen lassen; und das thaten sie denn mit vieler Redseligkeit.

So wie ich den Charakter dieser Menschen habe kennen lernen — offen, ehrgeizig, schnell fühlend, leicht begreifend, rachsüchtig; dabei meistens schöne Männer, mit einem starken Körperbau, die sich ihrer Kraft bewußt sind —: so kann das Betragen der Russen gegen sie unmöglich einen andern Eindruck hervorbringen; denn man behandelt sie gerade so, wie die verworfene Menschenraçe der Finnen. Tatar! ist in jenen Gegenden eben so wohl ein Schimpfwort, wie Tschuchon*) an den Ufern der Ostsee. Man neckt diese Leute so hämisch als möglich. Begegnet einem reisenden Russen auf der Landstraße irgend ein Zufall, so fordert er die Hilfe des nächsten besten Tataren, als bloße Schuldigkeit, gibt ihm weder Lohn noch Dank dafür, ja spottet wohl noch dazu über Mahomet, und zwar in eben dem Augenblicke, da jener ihm willige Hilfe leistet, und er nur

*) Der eigentliche Name der Finnen, welcher aber in ein Schimpfwort ausgeartet ist.

als ein müßiger Zuschauer dabei steht. Ich selbst bin Zeuge eines solchen Auftritts gewesen, wo ein Tatar sich von Alexander Schülkins geduldig hudeln ließ, bis dieser sich endlich sogar auf die ungezogenste Weise über Mahomet lustig machte, und dadurch bei Jenem eine blasse, verbissene Wuth bewirkte.

Es war ein Tropfen Balsam in ihre Wunden, als ich ihnen erzählte, daß einige ihrer Mursas in Petersburg als wackere Männer in hohem Ansehen ständen. Ich nannte Derschawin, der als Dichter und Staatsdiener gleich berühmt ist, und rieth ihnen, sich an den zu wenden, wenn ihnen irgend eine Noth zustieße.

Meine Erzählung machte ihnen viel Vergnügen, und mir ihr offenes, immer zutraulicher werdendes Benehmen nicht weniger; sie drängten sich am Ende so nahe um mich her, daß mir ihre Ausdünstungen beschwerlich wurden.

Endlich war mein Fuhrwerk fertig. Der Zimmermann ließ sich eine Kleinigkeit bezahlen; doch für die Bewirthung nahm man durchaus nichts. Wir schieden mit gegenseitigem herzlichen Wohlwollen von einander; und, ob ich gleich die verlorne Zeit bedauerte, so mußte ich mir doch gestehen, daß ich sie sehr angenehm zugebracht hatte.

Ich setzte nun meine Reise ohne weitern Zufall fort, und kam am neunten, Morgens früh, auf die letzte Station, vor Tobolsk. Hier hatte die Höhe der Frühlingsgewässer nur noch sehr wenig abgenommen, und ich mußte die letzten vier Meilen, wie bei meiner ersten Ankunft, in

einem elenden Boote zurücklegen. Aber ich hatte herrliches, heiteres Wetter, gerade wie damals, und meine Empfindungen waren eben so heiter. Ich sah alle die bekannten Gegenstände mit ganz andern Augen wieder; meine Seele glich der Spiegelfläche, auf der ich sanft hinschwamm.

Um zehn Uhr Vormittags betrat ich das Ufer von Tobolsk. Obgleich der gute Becker mich in seine Wohnung eingeladen hatte, so war ich doch zweifelhaft, ob ich die Einladung annehmen sollte, da es, bei der überall herrschenden ängstlichen und nothwendigen Vorsicht, dem Gouverneur vielleicht unangenehm sein konnte.

Ich ging also lieber gerade wieder nach meinem alten Quartiere, wo ich von dem Wirthe mit großer Freude empfangen, und in eben das Zimmer geführt wurde, welches während meiner Abwesenheit schon wieder ein anderer Unglücklicher bewohnt hatte. — Ich ließ dem Gouverneur durch den Dragoner meine Ankunft melden, und warf mich schnell in andere Kleidung, damit ich diesem bald folgen könnte.

Der nach mir gesandte Kourier, Namens Carpov, wohnte in demselben Hause, war aber ausgegangen; ich mußte daher die sehnsuchtsvollen Fragen nach den Meinigen noch auf dem Herzen behalten, und eilte zu dem edlen Kuscheleff! — Ich traf ihn, wie das erste Mal, im Garten. Er drückte mich herzlich an seine Brust; die Freude glänzte in seinen Augen.

Meine erste Frage war nach Frau und Kind. Ach! er

wußte von nichts, suchte mich aber durch allerlei Scheingründe zu beruhigen. Er zeigte mir den mich betreffenden Ukas, der in wenigen Zeilen einen von dem General-Procureur geschriebenen Befehl enthielt: »den unter seiner Aufsicht gestandenen Kotzebue augenblicklich in Freiheit zu setzen, ihn nach Petersburg zu senden, und ihn, auf Kosten der Krone, mit Allem, was er brauchen und begehren werde, zu versehen.» — Der Kourier war noch überdies angewiesen, alle Kosten der Reise zu bezahlen.

Dieser Ordre zufolge, fragte mich nun der Gouverneur, was ich bedürfe. — Ich hatte noch einige hundert Rubel, und wollte daher Anfangs gar nichts nehmen: doch das konnte Trotz scheinen; und da der Kaiser nun einmal so wohlwollende Gesinnungen für mich geäußert hatte, so konnte er empfindlich darüber werden, wenn ich sein Anerbieten gleichsam verschmähte. Auf der andern Seite fürchtete ich aber, zu viel zu fordern; und ich wollte eben so wenig unverschämt als trotzig scheinen. Der Gouverneur fand meine Bemerkungen sehr richtig. Als ich ihn um seinen Rath ersuchte, meinte er: wenn ich dreihundert Rubel nähme, so würde ich die rechte Mittelstraße treffen. Dabei blieb es also, und ich hatte nun keinen andern Wunsch mehr, als den, in zwei Stunden abgefertigt zu werden. Der Gouverneur wollte mich durchaus noch einige Tage da behalten; als ich ihm aber ziemlich lebhaft antwortete, daß ich jede Stunde des Verzugs als meiner Frau gestohlen ansähe: gab er augenblicklich nach, wendete sich mit

Rührung zu seiner Freundin, und übersetzte ihr, was ich gesagt hatte. Hierauf versprach er, meine Abreise zu beschleunigen, erbot sich auch, mir meinen Wagen zurück zu kaufen. Das Letztere schlug ich aus, und wollte lieber in einer unbequemen Kibitke reisen, weil ich nicht Lust hatte, mich alle Augenblicke wegen Reparaturen unterwegs aufzuhalten.

Indeß ging es mit meiner Abfertigung doch nicht so schnell, als ich wünschte. Die Auszahlung der dreihundert Rubel — auf die ich gern Verzicht gethan hätte — erforderte verschiedene Formalitäten: es mußte deshalb von der Regierung an den Kameralhof geschrieben werden. Dieser blieb nur bis zu Mittage versammelt; daher war es heute schon zu spät, und mit großem Widerwillen mußte ich mich nun entschließen, die Nacht in Tobolsk zuzubringen.

Ich aß bei dem Gouverneur, besuchte nachher meine Freunde Kiniäkoff, Becker, und den wackern Peterson, die mich alle mit ungeheuchelter Freude empfingen, und ging dann nach Hause, wo ich endlich meinen Kourier antraf, der mir aber leider auch kein Wort von meiner Familie zu sagen wußte. Aus der ihm ertheilten Special-Instruction, welche er mir zu lesen gab, sah ich nun wohl, daß man von dem mir zugefügten Unrecht in Petersburg völlig überzeugt sein müsse; denn es war ihm darin auf das angelegentlichste empfohlen, für mich auf der Reise Sorgfalt zu tragen, und mir wsäkie udo wolstwie zu erzeigen; das

heißt: alles zu thun, was mir Vergnügen machen könne. Dazu hatte man nun aber eben nicht den rechten Mann gewählt; denn Herr Carpov war ein unerzogener, tölpischer junger Mensch, so bequem und faul wie ein Schooßhund. Er bekümmerte sich um nichts; ihm war es ganz gleichgültig, ob wir schnell oder langsam fuhren. Auch hatte er gar nicht das, Leuten seiner Art sonst sehr eigene, Talent, die Posthalter, Postillone u. s. w. durch ein herrisches, insolentes Wesen, durch Schimpfen und Drohungen, anzuspornen. Das merkte man ihm überall sogleich ab, und seine nie zu erschütternde Indolenz stellte in der Folge meine Geduld auf harte Proben. Sonst war er ein recht guter Mensch, ein verdorbener Apothekerbursche, der vortrefflich hinter den Ofen taugte, um bei seiner Mama Butterbrot zu essen; es war ihm auch gar nicht recht, daß er sich in Tobolsk nicht noch ein paar Wochen gütlich thun konnte. Dabei hatte er ein sehr begehrliches Gemüth: denn ich schenkte ihm bei unserer ersten Zusammenkunft hundert Rubel; und dies Geschenk schien noch unter seiner Erwartung zu sein.

Den Rest des Tages wurde mein Zimmer nicht leer von glückwünschenden Bekannten und Unbekannten. Der Gouverneur selbst stattete mir einen Besuch ab, und Alle wetteiferten in herzlicher Höflichkeit.

Ich schlief diese Nacht zum ersten Male sanft und ruhig, und erwachte früh mit der frohen Hoffnung, um neun Uhr abzusegeln, wozu ich bereits eine Barke gebungen hatte; aber, leider, dauerte es noch bis gegen Abend, ehe wegen

der unbedeutenden Summe vo.. dreihundert Rubeln alles geschrieben, unterschrieben, und gesetzlich berichtigt wurde. Vielleicht darf ich das für ein Glück halten, so unangenehm es mir auch damals war: denn wir hatten den ganzen Tag die heftigsten Gewitter, die mir auf dem Wasser leicht hätten gefährlich werden können. Auch gewann ich noch einen andern Vortheil durch diese Verzögerung: ich hatte nämlich aus Gefälligkeit versprochen, den Sohn eines deutschen Schneiders als Bedienten mit nach Petersburg zu nehmen; man verschwieg mir aber, daß dieser junge Mensch täglich mit epileptischen Zufällen behaftet war, und so würde ich einen sehr beschwerlichen Reisegefährten an ihm gehabt haben, wenn durch meinen längeren Aufenthalt die Krankheit sich nicht von selbst verrathen hätte.

Unfreiwillig verschmauste ich diesen Tag noch bei meinen Freunden. Es war schon Abend, als man endlich Alles in Richtigkeit gebracht hatte, doch ein sehr stürmisches Wetter und die hereinbrechende Nacht zwangen mich, noch einige Stunden aufzuopfern. Ich setzte meine Abreise um drei Uhr Morgens fest, und warf mich angekleidet auf das Bett.

Daß ich von Allen im Hause zuerst erwachte, oder vielmehr, daß ich so gut wie gar nicht schlief, wird man mir leicht glauben. Mit der ersten Morgenröthe sprang ich auf, und trieb meinen faulen Carpov aus dem Bette. Zwar hatte der Sturm eher zu- als abgenommen; doch unmöglich konnte ich noch länger verweilen. Um vier Uhr standen

wir am Ufer des Irtisch, und ich sah mit freudigem Taumel mein Fuhrwerk in den heftig schwankenden Kahn bringen. »Wird die Fahrt gefährlich sein?« fragte ich den Steuermann. — Ne otschen apasno (nicht sehr gefährlich), gab er mir zur Antwort, die eben nicht sehr tröstlich war. Doch die Sehnsucht überwog bei weitem die Furcht, und — was auch meine Begleiter dagegen einwendeten — ich bestand auf der Abreise.

Mein Italiener war mir bis an's Ufer gefolgt. Er nahm, dem Anscheine nach, gerührt von mir Abschied; doch wenn seine Rührung nicht erkünstelt war, so entsprang sie nur aus der Vorstellung, daß er mich in Zukunft nicht mehr bestehlen könne: denn ob ich ihm gleich, außer dem versprochenen Lohn, noch ein sehr reichliches Geschenk gab, so fand ich doch einige Tage nachher, als ich meinen Mantelsack aufschnallte, daß er meine ohnehin sehr geringen Habseligkeiten christlich mit mir getheilt hatte: getheilt im eigentlichsten Sinne des Wortes; denn von Allem vermißte ich gerade die Hälfte, und sogar ein Betttuch hatte er mitten von einander getrennt. — Ich wünsche, daß er sanft darauf ruhen möge, und zweifle auch nicht an der Erfüllung dieses Wunsches; denn was man Gewissen zu nennen pflegt, das kannte sein starker Geist nicht.

Endlich — endlich stießen wir vom Ufer! Mit wehmüthiger Freude sah ich den Raum zwischen mir und der Küste sich ausdehnen. Ich heftete meine Blicke fest auf die

nach und nach schwindenden Häusermassen von Tobolsk, und würde ein paar selige Stunden in sanfter stummer Empfindung verschwelgt haben, wenn nicht der wachsende Sturm, das entsetzliche Schwanken des Bootes, und das Wechselgeschrei zwischen Ruderern und Steuermann mich nur zu oft aus meinen süßen Träumereien geweckt hätten.

So oft und so lange wir blos auf übergetretenen Gewässern schifften, und uns so nahe als möglich an die Wälder hielten, so lange ging es ziemlich gut; wenn wir aber weiter hinaus in's Freie kamen, oder gar die verschiedenen Krümmungen des Irtisch und Tobol durchkreuzen mußten: dann wuchs die Gefahr; das Boot schwankte fürchterlich; die Wellen schlugen häufig hinein; das Wasser mußte mit Hüten und Schalen schnell ausgeschöpft werden. Auf den Füßen stehen konnte man durchaus nicht, ohne es auf einen Fall über Bord ankommen zu lassen, und einmal, als wir quer über den Tobol setzen wollten, und der Sturm uns in die Seite nahm, wäre das Boot bei einem Haar umgeschlagen. Erst am vorigen Tage hatte sich ein solches Unglück ereignet. Nur dadurch, daß wir uns Alle schnell auf die entgegenstehende Seite warfen, und so das Gleichgewicht wieder herstellten, entgingen wir der Gefahr noch glücklich.

Es gab aber auch wieder flache Stellen, wo das Gras durchschien, und die Barke auf dem Grunde sitzen blieb. Dann mußten die Ruderer sämmtlich bis an den halben Leib in's Wasser springen, um sie wieder flott zu machen,

welches oft sehr langsam und nur mit großer Mühe von Statten ging.

Endlich — nach einer Fahrt von mehr als sieben Stunden — gelangten wir glücklich an das jenseitige Ufer; und hiemit hatten wir auch alle Beschwerlichkeiten zu Wasser überstanden; denn alle die unzähligen Ueberfahrten über ausgetretene Ströme, die mir im Frühlinge die Hinreise so sehr erschwerten, waren jetzt nicht mehr vorhanden. Die finstere Tura, die schöne Kama, die majestätische Wolga, die schnelle Wiätka, kurz alle Flüsse waren bereits in ihr Bett zurückgetreten, und schienen hilfreich einverstanden, mich schnell an mein erseufztes Ziel zu tragen.

Doch ehe ich noch Tiumen erreichte, drohte mir eine andere Gefahr; ich wurde nämlich krank, recht sehr krank. Die Ursache weiß ich nicht, aber die Zufälle waren so, wie ich sie nie vorher gehabt hatte. Jede Erschütterung fühlte ich so schmerzhaft, daß ich genöthigt war, selbst auf dem ebensten Wege nur Schritt für Schritt fahren zu lassen. Außer einem Limonadepulver hatte ich gar keine Arznei bei mir. Zwar wollte der gute Peterson in Tobolsk mich damit versorgen; ich hielt es aber für unmöglich, auf einer so fröhlichen Reise krank zu werden, und vernachlässigte alle Vorsicht. Auch hätte ich nicht gewußt, was ich einnehmen sollte, da ich diese Art von Krankheit nie gehabt hatte. Ich litt also geduldig, und quälte mich mit dem Gedanken, vielleicht so nahe am Ziele dennoch meine Familie nicht wiederzusehen.

So schleppte man mich bis Tiumen, wo wir Nachmittags ankamen. Mein Kourier rieth mir, hier liegen zu bleiben und mich zu pflegen; ich widersetzte mich aber dem ernstlich. Welche Bequemlichkeit oder Pflege konnte ich auch dort erwarten? Sollte ich mich einem unwissenden Chirurgus anvertrauen? denn ein Arzt war da nicht. Ich beschloß, lieber auf gut Glück weiter zu fahren. War ich doch der sibirischen Grenze nun so nahe! Wenigstens wollte ich jenseits sterben!

Wir fuhren also weiter; doch mein Zustand verschlimmerte sich in Kurzem so sehr, daß ich auf der zweiten Station die Bewegung nicht mehr aushalten konnte, und in einem elenden Dorfe liegen bleiben mußte. Es war Abend. Ich ließ mir, so gut es gehen wollte, ein Lager in meiner Kibitke bereiten, und versuchte, ob ich schlafen könnte. Dieser Versuch mißlang gänzlich; dagegen ermannte sich die Natur in dieser Nacht. Zwar bedurfte sie dazu einer sehr schmerzlichen Gewalt; aber dieser Krisis verdanke ich vielleicht die Gesundheit, die ich während des folgenden Winters in einem reicheren Maße genoß, als vorher seit zwölf Jahren.

Ich setzte am folgenden Morgen, freilich noch sehr schwach, aber doch in einem merklich besseren Zustande, meine Reise fort, und kam um zehn Uhr Vormittags an den tobolskischen Grenzpfahl, mitten im Walde, den ich auf meiner Hinreise mit so fürchterlicher Beklemmung betrachtet hatte.

Als wir damals Moskau verließen, war es mir vergönnt, mich mit einigen Bouteillen Wein zur Erquickung zu versorgen. Ich kaufte Burgunder. Da aber in Moskau die Bouteille vier Rubel kostete, so erlaubte meine Kasse mir nicht, mehr als drei Bouteillen mitzunehmen, die ich mir für kranke Tage aufsparte. Fast zwei derselben waren geleert, als ich in Tobolsk ankam. Die dritte begleitete mich nach Kurgan; ich verwahrte sie als einen Schatz, und bestimmte sie, an dem Tage, an welchem meine Frau zu mir kommen würde, das Freudenfest zu verherrlichen. Jetzt aber — im Angesicht des sibirischen Grenzpfahls — zog ich sie hervor. Mit einem Korkzieher, den meine gute Mutter mir am letzten Weihnachtsfeste schenkte, und der bis heute ungebraucht in meinem Kasten gelegen hatte, öffnete ich sie; jubelnd trank ich daraus in langen Zügen, indem mir zugleich die Thränen über die Wangen rollten. Der Kourier und der Postillon mußten mittrinken; die leere Flasche zerschlug ich gegen den Pfahl, und mit leichter Brust, als sei nun Alles überstanden, fuhr ich singend weiter.

Je mehr ich stündlich an Gesundheit und frohem Muthe gewann, je stärker wurde meine Begierde, die Reise zu beschleunigen. Aber zwei Hindernisse erschwerten die Eile. Das erste war meine gebrechliche Kibitke. Ich hatte sie alt gekauft, und nun die Hin- und Herreise von und nach Kurgan mitgerechnet, bereits fast zweihundert deutsche Meilen damit zurückgelegt. Sie wurde von Stunde

zu Stunde knarrender und wackelnder; Alles verkündigte ihre baldige Auflösung. Wohl schon ein Dutzend Mal hatte ich anhalten müssen, um bald dies, bald jenes daran flicken zu lassen; ich sah den Augenblick herannahen, wo ich auf der Landstraße liegen bleiben würde, und entschloß mich daher kurz und gut, das gebrechliche Fuhrwerk auf der nächsten Station zurück zu lassen, und meinen Weg lieber in einer Postkibitke fortzusetzen. Freilich ist eine solche Postkibitke das elendeste, unbequemste Fuhrwerk, selten einmal gedeckt gegen ungestüme Witterung, auch zu kurz, als daß man die Beine ausstrecken könnte, und auf jeder Station wird es gewechselt, auf jeder das Gepäck hin- und her geworfen. Vergebens hat sich der Reisende in kühlen Nächten in die Betten verkrochen: kaum ist es ihm gelungen, sich zu erwärmen, so muß er heraus, das Wetter sei, welches es wolle; wenn es regnet, so werden seine paar Kissen durch und durch naß; er muß sich wieder darauf legen, und sie mit seinem Körper trocknen. Wahrlich, es gehört viel Abhärtung dazu, eine lange Reise auf diese Art gesund zu vollbringen.

Das Alles stellte mein Kourier mir bündig vor. Er selbst litt zu sehr bei der Veränderung, um nicht seine ganze Beredtsamkeit aufzubieten. Aber ich hatte berechnet, daß ich vielleicht einen ganzen Tag und mehr dabei gewinnen könne, und daß ich also meine Familie einen ganzen Tag früher wieder sehen würde. Die Möglichkeit, daß meine gute Christel krank, vielleicht gefährlich krank sei, daß meine

Ankunft wohlthätig auf sie wirken, daß ihr Leben an einer einzigen Stunde früher oder später hangen könne, überwog alle Bedenklichkeiten. Ich erkundigte mich auf der nächsten Station nach dem ärmsten Manne im Dorfe; ihm schenkte ich mein Fuhrwerk, und räumte so das erste Hinderniß aus dem Wege.

Das zweite war schwerer wegzuschaffen: denn — wie sollte ich meinem faulen Carpov Leben und Thätigkeit einhauchen? — Da half weder Spott noch Zorn, da halfen weder Geschenke noch Drohungen; seine Indolenz war unüberwindlich. Immer gähnte, immer schlief er; kommst du heute nicht, so kommst du morgen. Man hätte zu meiner Qual keinen faulern Tölpel wählen können, als diesen, der mich oft zur Verzweiflung brachte.

In dieser Noth erschien endlich, mir zum Trost, ein anderer Kourier, Namens Wassili Sukin. Auch er war über Hals und Kopf, aus den Vorzimmern des Kaisers, nach Tobolsk geschickt worden, um einen Kaufmann zu befreien, den vor acht Jahren der allgewaltige Fürst Potemkin dahin geschickt hatte. Dieser Mann saß in Pelim, wenn ich nicht irre, noch tausend Werste weiter, und als ich Tobolsk verließ, wartete Sukin noch immer auf seine Ankunft. Er kam endlich erst einige Tage nach meiner Abreise. Seine Füße waren geschwollen und mit Wunden bedeckt; aber auch ihm ließ die Ungeduld nicht zu, die Heilung abzuwarten: er reiste, und — Dank sei es meinem faulen Carpov! — schon unweit Ekaterinaburg holte er mich ein.

Von nun an ging es schneller und besser; denn Wassili Sukin war ein flinker, freundlicher junger Mann, dem Alles rasch von Statten ging, der willig und dienstfertig überall die Vorspann besorgte, im Nothfalle selbst die Peitsche zur Hand nahm, und bei Menschen und Vieh die Faulheit kräftig austrieb. Jetzt hatte mein Carpov weiter nichts zu thun, als hinter ihm her zu fahren. Doch auch so blieb er oft ganz zurück, und meistentheils kamen wir eine Viertelstunde später an Ort und Stelle. Aber dann fanden wir auch die Pferde bereits angeschirrt, und es ging lustig vorwärts. Wahrlich, ohne diesen muntern Sukin wäre ich acht Tage später in Petersburg eingetroffen.

Noch ein Wort von dem russischen Kaufmanne, den er begleitete. Er war vormals Kron-Podrädschik gewesen (so heißen diejenigen, welche Lieferungen oder Baue gegen eine gewisse bestimmte Summe übernehmen) — und hatte ein großes Vermögen, ein Haus in Petersburg und ein anderes in Moskau besessen. Da man ihn mit einigen ansehnlichen Zahlungen sehr lange hinhielt, und ihm allerlei Chikanen machte, bei welchen Potemkin selbst mit im Spiele war; so erlaubte er sich einige lebhafte Aeußerungen in dem Vorzimmer des Fürsten, und wurde auf der Stelle nach Sibirien transportirt, nachdem man ihm vorher Alles, sogar seinen Pelz, geraubt hatte. Dort in dem fernen Pelim, wo er sein Brot als der gemeinste Knecht kümmerlich verdienen mußte, wurde er vergessen; ja, er wollte sogar wissen, daß man ihn einmal als todt rapportirt habe. Um so

größer war sein Erstaunen und sein Entzücken, als plötzlich der Bote der Freiheit anlangte. Wie das zuging? wie und durch wen der Kaiser an ihn erinnert worden war? das konnte er sich nicht erklären. Auch er hatte Frau und Kind ohne Abschied verlassen; und weder von diesen, noch von seinem Vermögen war ihm seit acht Jahren das geringste zu Ohren gekommen. Man denke sich seine Sehnsucht! Er war schwach und krank; auf jeder Station mußte er sich seine Füße verbinden: aber nie ging es ihm rasch genug, und er ließ sich keinen Augenblick der Verzögerung zu Schulden kommen.

Am 15. Julius kamen wir nach Ekaterinaburg, und genossen einige Erquickung. Dort kaufte ich auch mehrere sibirische edle Steine, die in der dasigen Steinschleiferei geschliffen worden, und sehr wohlfeil waren. Ich bestimmte sie zu zwei Halsbändern für meine Töchter, und für meine Erben auf Kindeskind, daß sie sich der unglücklichsten Begebenheit in dem Leben ihres Vaters dabei erinnern sollen.

In **Kungur**, einer sehr schlecht gepflasterten Stadt, durch welche wir einige Tage nachher kamen, hätte ich fast mein Leben eingebüßt. Wir fuhren in vollem Galopp eine Anhöhe hinunter. Plötzlich brach mir die Achse, die Kibitke schlug um, die Pferde rannten fort, und mein Kopf schleifte auf den Steinen. Der Hut schützte mich zwar einige Augenblicke; wäre aber nicht glücklicher Weise gerade Markttag in Kungur gewesen, und hätten die vereinigten

Kräfte der zahlreich versammelten Bauern die scheu gewordenen Pferde nicht aufgehalten: so würde ich verloren gewesen sein. Nur noch fünfzig Schritte weiter, und meine Hirnschale mußte zertrümmern. Jetzt kam ich mit einigen starken Kontusionen davon. Der Postillon war mehr als ich beschädigt, und blutete heftig; mein fauler Carpov aber, der zu seinem Glücke nur mit heraus hangenden Beinen auf der Kibitke gesessen hatte, war sogleich heruntergefallen, und lag sanft im Kothe.

Am 18. kamen wir nach Perm, wo ich wieder bei dem ehrlichen Uhrmacher Rosenberg einkehrte, und auf demselben Sofa sanft ruhte, auf welchem ich mich zwei Monate vorher verzweifelnd gewälzt hatte.

Der Weg von Perm nach Kasan wurde ohne Zufall zurückgelegt, und meine hoffnungsvolle Heiterkeit nur dann und wann durch den Anblick von Verwiesenen unterbrochen, die mir häufig begegneten. Einige fuhren, wie ich vormals, in Wagen und Chaisen; andere in unbedeckten Kibitken; die meisten gingen zu Fuß, zwei und zwei mit Ketten an einander geschlossen und von bewaffneten Bauern begleitet: (so werden sie nämlich von Dorf zu Dorf transportirt, und die Wache in jedem Dorfe abgelößt.) Noch andere trugen um den Hals eine hölzerne Gabel, deren dicker Stiel ihnen über die Brust herab bis auf die Knie hing; und in dem Stiele waren zwei Löcher angebracht, durch welche man ihre Hände gezwängt hatte. Ihr Anblick war fürchterlich. Alle diese Fußgänger baten kläglich um Almosen;

und ach! wie gern gab ich, — der Befreite! ich, der ich den Armen meiner Familie entgegen eilte! — wie gern gab ich, was ich hatte!

Auch lange Züge von Kolonisten begegneten mir. — Sie waren dazu bestimmt, die neue Stadt zu bevölkern, welche, auf des Kaisers Befehl, an der Grenze von China angelegt wird. Die erwachsenen Personen gingen zu Fuß; die Kinder, klein und groß, sahen aus den Fuhrwerken zwischen Kisten und Kasten, zwischen Hühnern und Hunden hervor. Ich kann nicht sagen, daß ich fröhliche Gesichter unter diesen Kolonisten bemerkt hätte.

Am 22. Julius war ich Mittags in Kasan, und wohnte dies Mal in einem sehr schönen, zu öffentlichen Lustbarkeiten bestimmten Hause, bei einer sanften, gefälligen Wirthin; unterließ aber auch nicht, meinen ehrlichen Justifei Timofeitsch in seiner Tarakanen-Wohnung aufzusuchen, und ihm für die erwiesene Gastfreundschaft nochmals zu danken.

Was mich besonders bewog, diesen Tag in Kasan zu verweilen, war eine leibliche Cousine meiner Frau, welche daselbst verheirathet ist. Ich wußte, daß sie mit ihrer Familie in Esthland korrespondirte; bei ihr hoffte ich also die Sehnsucht meines Herzens zu stillen, und Nachricht von meiner Christel zu erhalten. Mit Zittern betrat ich ihr Haus, und wurde sehr liebreich empfangen; aber ach! — auch hier kein Trost! sie wußte nichts, gar nichts von meiner Familie! — Zwar hatte ihr erst vor Kurzem einer ihrer

Brüder geschrieben, und ihr mehrere unbedeutende Familien-Nachrichten mitgetheilt, z. B. daß die Schwester meiner Frau, die Baronin Dellingshausen, nach Deutschland reisen werde; aber von meiner guten Christel nicht eine Silbe! — Hätte der unfreundliche Mann gewußt, welche bittere Empfindung er mir durch dieses Schweigen verursachte: er würde seine übertriebene Bedenklichkeit besiegt, und wenigstens mit einigen, für Fremde nichts bedeutenden Worten, ganz ohne Erwähnung meines damals verhaßten Namens, gesagt haben: »unsere Cousine Christel ist da oder dort; so oder so geht es ihr.“ — Indessen schöpfte ich doch Eine Hoffnung aus seinem Briefe: todt, dachte ich, kann sie nicht sein; denn das würde er doch geschrieben haben.

Meine Aufnahme in Kasan überraschte mich höchst angenehm. Bekannte und Unbekannte, Deutsche, Franzosen und Russen, drängten sich mit freundlicher Neubegier zu mir, und alle wetteiferten, mir ihr Wohlwollen zu bezeigen. Sie hatten vor zwei Monaten etwas von meiner Durchreise gehört, und sich viele Mühe gegeben, mein damaliges Nachtquartier zu erfahren; aber vergebens! mein wackerer Hofrath hatte seine Maßregeln zu gut genommen.

Kasan ist eine große, volkreiche, gut gebaute, freundliche Stadt. Der Kaufhof gibt an Größe und Menge der Waren denen in Moskau und Petersburg wenig nach. Die alte Burg der tatarischen Chans, welche von Iwan Wassilewitsch zerstört wurde, gewährt auf ihrem Felsen

einen herrlichen malerischen Anblick. Ihr Umfang ist sehr groß, und ihre Ruinen sind in eine Wohnung für den jetzigen Commandanten umgeschaffen worden.

Es herrscht in Kasan unter den Ausländern viele Geselligkeit und ein angenehmer, humaner Ton. Wenn ich mir einen Aufenthalt im Innern von Rußland wählen müßte, so wäre es vorzugsweise diese Stadt.

Als ich abreiste, begleiteten mich ein halbes Dutzend Wagen und Droschken *) bis an die Ufer der Wolga, deren Gewässer jetzt nicht mehr (wie bei meiner Hinreise) die Mauern der Stadt bespühlten, sondern sich in ihr Bett, sieben Werste von da, zurückgezogen hatten. — In Kasan kaufte ich mir endlich wieder eine eigene Kibitke, und setzte nun meinen Weg mit mehr Bequemlichkeit fort.

Jenseits der Wolga zeigte mir mein Carpov die Stelle, wo er den zurückkehrenden Hofrath mit Schülkins angetroffen, und sie, zu ihrem höchsten Erstaunen, von dem Zwecke seiner Reise unterrichtet hatte. Der Herr Hofrath äußerte sein Bedauern, daß er diese Wendung der Sache nicht früher gewußt habe. Vermuthlich entsprang dieses Bedauern aus einer eben nicht sehr reinen Quelle. — Zwischen Kasan und Nischnei-Nowogorod sah ich zu beiden Seiten des Weges so oft um Feuer gelagerte, bewaffnete Gruppen von Menschen, daß ich endlich neugierig wurde, ihre Bestimmung zu wissen. Die Erklärung lautete eben

*) Eine Art von Fuhrwerk. Es besteht in einer unbedeckten, oft auch gepolsterten Bank, die auf vier Rädern ruhet.

nicht tröstlich. Es waren Leute, die wegen häufig hier vorgefallener Räubereien Wache hielten. Ein berühmter Jahrmarkt in einer nahen Stadt Makariew *) lockte die Straßenräuber jetzt besonders in diese Gegend. Mir ist glücklicher Weise nichts Verdächtiges aufgestoßen. — Wenn man in jenen Gegenden zum ersten Mal der Post begegnet, so sollte man die Wege für weit unsicherer halten, als sie wirklich sind. Man sieht nämlich die Kibitke, auf welcher der Post-Kourier liegt, jederzeit von vier bis fünf mit Flinten und Säbeln bewaffneten Bauern umgeben, die zuweilen kaum schnell genug folgen können. Diese Vorsicht gründet sich aber blos auf einen Befehl Kaiser Pauls, kraft dessen, im Falle, daß die Post beraubt wird, der Gouverneur, in dessen Gouvernement es geschehen ist, für allen Schaden haften muß. Natürlicher Weise nehmen nun die Herren Gouverneurs, besonders in jenen wüsten Gegenden, alle nur mögliche Vorsichtsmaßregeln; aber dennoch scheint der Befehl mir hart: denn in einem Lande, wo unermeßliche Wälder den Räubern eine sichere Zuflucht geben, welches Menschen Kraft kann da jedes Unglück verhüten?

Als ich mich Nischneï Nowogorod näherte, wurden meine Augen durch einen Gegenstand entzückt, dessen Anblick ich seit langer Zeit entbehrt hatte; es waren die ersten Kirschenbäume, und die ersten Bienenstöcke. Es ist bekannt, daß in ganz Sibirien — ich weiß nicht warum

*) Büsching macht diese Stadt ganz irrig zu einem bloßen Kloster.

— keine Biene, so wie kein Krebs gefunden wird. Eben so wenig gibt es dort Obstbäume, und ich kann daher nicht beschreiben, welchen fröhlichen Eindruck der Anblick meiner alten Bekannten auf mich machte. Nun war ich wieder in Europa! und, wie es mir vorkam, meiner Heimath schon nahe!

Von dieser Täuschung ergriffen, wollte ich mir in Nischneï, da es eben Mittag war, in einem Wirthshause eine gute Mahlzeit bereiten lassen; aber da war kein anderes Wirthshaus, als elende russische Kabaken. Ich hielt also vor dem Posthause, und machte Anstalten, ein Stück Brot mit Käse in meiner Kibitke zu verzehren, indessen Sukin hinein ging, das schnelle Umspannen zu befördern. Durch ihn erfuhr man im Hause, wer ich sei; und gleich darauf kam ein Bedienter, der mich im Namen der Frau Postdirektorin sehr höflich zum Essen einlud. Mein langer Bart, mein verworrenes Haar und mein zerrissener Schlafrock liehen mir eine sehr gültige Entschuldigung, die Einladung auszuschlagen; sie wurde aber dringend und mit dem Zusatze wiederholt: daß ich ganz allein in einem Zimmer essen solle, und daß sich Niemand vor mir sehen lassen werde.

Ich konnte dieser Höflichkeit nicht länger widerstehen, zumal da auch mein seit mehreren Tagen wenig versorgter Magen mich antrieb. So stieg ich denn aus, und erschien beinahe in der Gestalt des armen Tom in Shakespeare's Lear. Man führte mich in ein elegantes Zimmer, wo man

einen kleinen Tisch für Eine Person servirte, und wo ich wirklich einige Augenblicke allein blieb. Doch plötzlich trat eine junge blühende Dame herein, die Frau vom Hause, die mich deutsch anredete, und sich mit ihrem Verlangen, meine Bekanntschaft zu machen, entschuldigte.

So ein großer Freund des schönen Geschlechts ich auch bin, so setzte mich doch die Erscheinung meiner Wohlthäterin in nicht geringe Verlegenheit. Ich stand ihr gegenüber wie ein Cyniker der Aspasia; ihre holde Freundlichkeit konnte meine Verwirrung nicht besiegen, wenn mein Blick auf den zerlumpten Schlafrock oder gar in einen Spiegel fiel. Was wurde aber vollends aus mir, als sich nach und nach das ganze Zimmer mit Damen und Herren, Russen und Deutschen, vom ersten Range füllte, die sich alle höflich zu mir drängten, in deren Mitte ich ganz allein, wie ein König von Spanien, essen mußte, die mich bald durch herzliche Theilnahme rührten, bald durch schmeichelndes Lob verwirrten, und endlich gar den ersten Band meiner neuen Schauspiele herbeiholten, um die Aehnlichkeit des davor befindlichen Bildnisses an dem langbärtigen Original zu erproben!

So reichliche Nahrung auch mein Körper und meine Eitelkeit hier zugleich bekamen, so gestehe ich doch gern, daß ich dieses Genusses erst recht froh wurde, als ich wieder in meiner Kibitke saß. Dann aber — warum soll ich es läugnen! — gewährte es mir eine angenehme schmeichelnde Erinnerung, noch an den Grenzen von Asien, und selbst

in diesem, dem Rufe nach so unwirthbaren Welttheile, Freunde meiner Muse gefunden zu haben, die mir in bedrängten Stunden meines Lebens willig Trost und Hilfe entgegen brachten, weil sie in mir einen alten Bekannten sahen, den sie schon lange lieb gewonnen hatten. O, dieser Lohn ist wahrlich mehr werth als Journal-Lob, das heut zu Tage — möchte ich beinahe behaupten — an lebende Dichter nie anders als aus trüben Quellen gespendet wird.

Nur noch Einmal drohte mir auf der Straße nach Moskau wahrscheinlich eine Gefahr, der ich durch meine Wachsamkeit entgangen bin. Bereits vier Nächte hatte ich der Ruhe entbehrt, und beschloß daher eines Abends, weil es überdies stark regnete, bis zum Anbruch des Tages in einem Dorfe zu verweilen. Ich gab gemessenen Befehl, die Pferde um vier Uhr Morgens vorzuspannen und mich dann sogleich zu wecken. — Geweckt wurde ich wirklich; es kam mir auch bei einem Blicke nach dem Fenster so vor, als bräche der Tag schon an, und ich warf mich nun schnell in die Kibitke. Wassili Sukin fuhr mit seinem Kaufmann in einer Postkibitke vor uns her; die seinige führte ein Knabe, die meinige ein schwarzbärtiger, wild um sich schauender Kerl.

Schon dicht vor dem Dorfe bemerkte ich, daß die Helle, welche ich für den Anbruch des Tages gehalten hatte, nur Mondlicht war. Ich zog meine Uhr hervor! und siehe! es war erst Eins. Das fiel mir auf. Die russischen Postillone kommen, so wie alle in Europa, lieber zu spät als zu

früh; wie ging es denn nun zu, daß man mich drei Stunden vor der bestimmten Zeit weiter zu fahren nöthigte? — Ich beschloß sogleich, nicht zu schlafen; und da ich, so lange ich mit der andern Kibitke beisammen blieb, nichts befürchtete, so trieb ich den Kerl fleißig an, nicht zurück zu bleiben, was er unter mancherlei Vorwand sehr oft versuchte.

Mein Carpov war gleich Anfangs, seiner löblichen Gewohnheit gemäß, fest eingeschlafen; und so lange ich meiner Sache nicht gewiß zu sein glaubte, wollte ich ihn nicht wecken. Der Postillon sah sich sehr oft nach ihm, und dann wieder nach mir um. Ich sah ihm jedesmal starr in's Gesicht, um ihm meine Wachsamkeit zu zeigen. Endlich aber kam ich auf den Einfall, zu versuchen, was wohl daraus entstehen würde, wenn auch ich schliefe, um darnach meine weitern Maßregeln zu nehmen. Ich schloß die Augen, blinzelte aber natürlicher Weise so viel als nöthig war, um jede verdächtige Bewegung unseres Fuhrmanns auszuspähen. Dies schien mir jetzt höchst nöthig; ich hatte nämlich (als er das letzte Mal abstieg, um einen morschen, alle Augenblick reißenden Strick wieder anzuknüpfen), ein langes Messer bemerkt, welches in einer Scheide an seinem Gürtel hing. Wir hingegen waren gänzlich unbewaffnet, und mit zwei schnellen Stößen rückwärts konnte er, ohne seinen Sitz zu verlassen, uns Beide schlafend in die andere Welt befördern.

Kaum hatte ich angefangen, den Schlummernden zu

spielen, als er sich oft und lange nach mir umsah, und mir gleichsam prüfend in's Gesicht schaute. Durch meine Wachsamkeit, mein Schimpfen und Fluchen in Furcht gesetzt, war er bis jetzt immer dicht hinter der vordern Kibitke geblieben; nun aber fing er wieder an langsamer zu fahren. Um ihn von seiner bösen Absicht zu überführen, wollte ich jenes einen kleinen Vorsprung gewinnen lassen, als von ungefähr der Knabe, der es fuhr, anhalten mußte, was bei dem elenden Geschirre der Russen sehr oft zu geschehen pflegt.

Auch wir hielten nun. Unser Postillon stieg ab, und stellte sich, als müßte er die Glocke an dem Krummholze fest binden; ich sah aber, da jetzt der Tag bereits angebrochen war, sehr deutlich, daß sie so fest als möglich saß, und daß er sich nur vor dem Pferde etwas zu thun machte, um nach mir zu schielen.

Als er glaubte, daß ich fest genug schliefe, rief er mit leiser Stimme den Knaben, und fragte ihn etwas, das ich nicht verstehen konnte. Aus der Antwort errieth ich aber leicht, daß er wissen wollte, was die beiden Passagiere in der ersten Kibitke machten; denn der Knabe antwortete laut genug: spit (sie schlafen).

Nun entspann sich zwischen beiden ein langes leises Gespräch, bei dem mir nicht wohl zu Muthe wurde. Ich unterbrach es endlich auf einmal mit einem kräftigen Fluche, und gab meinem Postillon geradezu auf dem Kopf Schuld, er sei ein Spitzbube! — Er betheuerte seine Unschuld; ich behauptete aber dreist, alles, was er gesprochen, verstanden

zu haben; prahlte mit der Wichtigkeit unserer Depeschen, drohte ihm mit einer Pistole, (die ich gar nicht hatte); rüttelte meinen Kourier aus dem Schlafe, und unterrichtete ihn von dem muthmaßlichen Anschlage; sprang dann aus der Kibitke, und weckte auch Sukin und den Kaufmann. Alle wurden munter, und die einsame waldige Gegend gab meinen Worten noch mehr Nachdruck. Sie schimpften und drohten; der Postillon setzte sich, in den Bart murmelnd, wieder auf, und fuhr, ohne weiter um sich zu blicken, davon.

Kaum eine Werst von da, etwa auf dem halben Wege, standen zwei Kerls, die uns zu erwarten schienen; denn ich erblickte sie schon in einer großen Entfernung. Unser Postillon trieb, sobald er sie gewahr wurde, großen Lärm mit seinen Pferden, vermuthlich um ihnen anzudeuten, daß wir wachten. Wir fuhren also rasch an ihren verdächtigen Physiognomien vorüber; sie sahen uns neugierig an, wagten aber nichts, und wir kamen glücklich an Ort und Stelle.

Ich bin noch jetzt überzeugt, daß ein Mord-, oder wenigstens ein Raub-Anschlag, vorzüglich gegen mich, geschmiedet war. Alles erklärt sich sehr natürlich. Der Kaufmann fuhr in einer offenen Post-Kibitke; beim Umpacken hatte man seine geringen Habseligkeiten gesehen, die niemanden eben reizen konnten. In meiner kasanischen Kibitke hingegen konnten Schätze sein; auch hatte ich Abends meinen Reisekasten geöffnet, der eine silberne Kaffeekanne und verschiedene andere Kleinigkeiten von Silber enthielt.

Ferner bedurfte es keiner tiefen Menschenkenntniß, um meinen Carpov in der ersten Viertelstunde als einen dummen Jungen kennen zu lernen, mit dem leicht fertig zu werden sei. Die Absicht war also vermuthlich, Sukin und den Kaufmann rasch voraus fahren zu lassen, mit mir aber immer weiter und weiter zurückzubleiben, bis man mich zu der Stelle gebracht haben würde, wo die vorausgeschickten Kerl unser warteten. Dort hätte man uns nach Wohlgefallen beraubt oder gar todt geschlagen, und der Postillon würde noch obendrein seine Unschuld haben betheuern können. Was mich noch mehr in dieser Vermuthung bestärkt, ist der Umstand, daß der Postillon Anfangs immer über seine schlechten Pferde klagte, die nicht von der Stelle wollten; auf der zweiten Hälfte des Weges aber, als ihm nichts mehr daran lag, sie zurück zu halten, liefen sie offenbar weit besser, als die Pferde des Knaben.

So war ich denn der letzten Gefahr, welche mir auf meinem langen einsamen Wege drohete, glücklich entronnen, und am 28. Julius Mittags breitete sich das unermeßliche Moskau vor meinen Blicken aus.

Lange stand ich auf einer Anhöhe, es zu betrachten. Voll froher Hoffnung, hier endlich etwas von meiner Familie zu erfahren, fuhr ich hinein, durchkreuzte die zahllosen Straßen, und kehrte in dem Gasthofe einer alten freundlichen Französin ein, der ich durch Herrn Becker empfohlen war. Hier that ich mir einige Stunden gütlich, so lange es meine Ungeduld erlaubte. Kaum hatte ich mich aber ein

wenig erholt, und meine Gestalt durch Kamm und Scheermesser der menschlichen wieder näher gebracht, als ich auch schon ausging, den Buchhändler Herrn Franz Courtener aufzusuchen, der mir, gleichfalls durch Becker, als ein sehr wackerer Mann gerühmt worden war. So fand ich ihn denn auch, und in seinem Hause die gastfreiste Aufnahme.

Mein erstes Wort war natürlich wieder meine Frau; und, siehe da! er erinnerte sich gehört zu haben, daß der Kaiser sie nach Petersburg eingeladen, und sie dort wirklich auf das gnädigste empfangen habe. — Aengstlich fragte ich: wo gehört? von wem? — Daran konnte er sich, leider nicht mehr erinnern.

Mit ihm besuchte ich den, durch seine Briefe eines reisenden Russen auch in Deutschland bekannten, liebenswürdigen Schriftsteller Karamsin, der mich herzlich aufnahm, und dem das erwähnte Gerücht gleichfalls zu Ohren gekommen war. Aber auch er wußte nicht mehr, wie oder wo. Indessen versprachen mir Beide, sich näher darnach zu erkundigen.

Man denke sich übrigens den angenehmen Eindruck, den die ersten Stunden des Lebens und Webens unter Schriftstellern und Buchhändlern auf einen Menschen machen mußten, dem seit vier Monaten kaum ein Buch zu Gesicht gekommen war! — In des Herrn Karamsin Zimmern hing eine Sammlung von Bildnissen deutscher Gelehrten; und mit ihm selbst sprach ich von Wieland und Schiller, von Herder und Göthe, von meiner lieben Vaterstadt, wo es ihm gefallen hatte.

Ich blieb in Moskau bis zum folgenden Abend, ruhete aus, besah einige Merkwürdigkeiten, schmeichelte mir aber vergebens mit der Hoffnung, nähere Nachrichten von meiner Familie einzuziehen, und hielt daher, was ich gehört hatte, für ein leeres, ohnehin unwahrscheinliches Gerücht.

In Twer hätte ich gern den General Mertens besucht, um mich heute mit ihm jenes trüben Tages auf der Wolga zu freuen; aber er bereiste gerade sein neues Gouvernement.

In Wischneï Wolotschok beschloß ich, da ich nur noch vierhundert zweiunddreißig Werste (etwa zweiundsechzig deutsche Meilen) von Petersburg entfernt war, mich von dem flinken Wassili Sukin zu trennen, und ihn — der blos aus Gefälligkeit mich nicht verlassen hatte, um mich nicht der Faulheit meines Carpov ganz Preis zu geben — jetzt eilig vorauszuschicken, um meine Frau, im Falle, daß sie wirklich in Petersburg wäre, von meiner nahen Ankunft zu benachrichtigen. Ich schrieb deshalb einen Zettel, worin ich sie ersuchte, mir bis auf die erste Station entgegen zu kommen. Zugleich gab ich ihm die Adresse meines seit vier und zwanzig Jahren unveränderten, redlichen Freundes Graumann, der ihm gewiß würde sagen können, ob sie da sei, und wo sie wohne.

Von meinen heißen Wünschen begleitet, fuhr er davon und ich berechnete, daß er wohl vierundzwanzig Stunden vor mir in Petersburg eintreffen könne. Es schien denn aber doch, als ob ich durch das Vertrauen auf Sukin's Schnelligkeit den Ehrgeiz meines Carpov geweckt hätte. Er war

munterer und thätiger als bisher. Wir passirten das durch den hanseatischen Bund berühmt gewordene Nowogorod, ohne uns aufzuhalten, und überall, wohin wir kamen, war Sukin nur wenige Stunden vor uns abgereist.

Endlich, auf der vorletzten Station, hatte der Eilige sogar seinen Kourier-Paß vergessen, ohne welchen er durchaus nicht in Petersburg eingelassen werden konnte. Wir nahmen den Paß mit, und fanden ihn auf der letzten Post uns ängstlich erwartend. Es war Nachmittags, ungefähr um vier Uhr. Wir brachten unsern Anzug in Eile ein wenig in Ordnung, und mit klopfendem Herzen bestieg ich zum letzten Male meine Kibitke.

In Czarskoe-Selo, einem kaiserlichen Lustschlosse, wurden wir drei- oder viermal durch Pikets angehalten, deren Weitläufigkeit mir manchen Seufzer auspreßte. Aber meine Geduld sollte auf noch härtere Proben gestellt werden; denn ach! gerade an diesem Tage waren eine Menge Truppen nach Gatschina, dem Lieblingsaufenthalte Kaiser Paul's des Ersten, zu der bevorstehenden Revue beordert, und ich begegnete, kaum noch zwölf Werste von Petersburg entfernt, sechs marschirenden Regimentern, mit Ammunitions-Karren, Krankenwagen u. s. w., durch welche es unmöglich war, sich einen Weg zu bahnen. Wir mußten also länger als eine Stunde halten. Man denke sich meine Verzweiflung! —

Ueberdies hätte ich mir leicht hier wieder einen schlim-

men Handel zuziehen können. Der Großfürst Alexander ritt nämlich an der Spitze der Truppen. Ich kannte ihn nicht; und hätte ich ihn auch gekannt, so wußte ich doch nichts von dem strengen Befehle, vor jeder Person der kaiserlichen Familie auszusteigen. Auch mein indolenter Carpov kannte ihn vermuthlich nicht, und wir blieben sitzen; so hätte ich denn von Rechtswegen sogleich in ein Polizei-Gefängniß gebracht werden müssen, wenn der liebenswürdige Großfürst, der mich starr ansah, nicht weit erhaben über das unwillkürliche Vernachlässigen einer solchen Ehrenbezeugung gewesen wäre.

Um neun Uhr Abends kamen wir endlich an die Barrieren der Residenz. Hier, und dann am Thore selbst, wurden wir abermals die Kreuz und die Quer examinirt; dann gab man uns einen reitenden Kosaken mit, um uns zu dem Kommandanten, dessen Wohnung im kaiserlichen Schlosse war, begleiten zu lassen. Die Kouriere gingen hinauf; ich stand indessen mit unnennbaren Empfindungen auf dem mir wohlbekannten Platze.

Es verstrich wieder eine Viertelstunde. Jetzt mußten wir noch zu dem Militär-Gouverneur, Grafen Pahlen. Er war nicht zu Hause, und wir durften weiter fahren. Gern wäre ich, so spät es auch schon war, noch bei meinem Freunde Graumann eingekehrt; aber die Kouriere hatten ausdrücklichen Befehl, uns bei dem General-Procureur abzusetzen. Wir fuhren also dahin. Er befand sich in Gatschina, und sein Stellvertreter bei der sogenannten geheimen Er-

pedition, der Herr Etatsrath Fuchs, wohnte weit von da. — Was war zu thun? — Die Kouriere ließen mich und den Kaufmann auf offener Straße, unter der Aufsicht der in Menge herbei gekommenen Domestiken des General-Procureurs, und fuhren schleunig davon.

Eine gute halbe Stunde stand ich einsam, an das Geländer der Moika gelehnt, und blickte hinab in ihre sanften Wellen, wobei tausend widersprechende Gefühle in meiner Seele wechselten. — Endlich kamen die Kouriere zurück, und gleich hinter ihnen der Herr Etatsrath Fuchs selbst, der mich sehr höflich empfing, und mich in ein kleines Zimmer führte, um daselbst die Nacht zu verweilen. Ich äußerte den Wunsch, zu meinem Freunde Graumann gehen zu dürfen; er sagte mir aber: ob ich gleich durchaus kein Gefangener mehr sei, so habe er doch meinetwegen keine bestimmtern Befehle, sondern müsse meine Ankunft zuvor nach Gatschina rapportiren, welches auch sogleich durch eine Staffette geschehen solle. Bis zum Einlaufen der Antwort, die er morgen früh erwarte, müsse ich mich schon hier behelfen.

Ich fragte nun nach meiner Frau. Er wußte nichts von ihr; — und so zerfloß auf Einmal wieder der schöne Traum, der mir zwischen Moskau und Petersburg so manche Stunde versüßt hatte!

Ich bat um Aufschluß des fürchterlichen Räthsels, warum ich eine solche Behandlung erfahren habe. — Auch darauf konnte er mir weiter nichts antworten, als daß man

alles auf ausdrücklichen Befehl des Monarchen gethan, und daß dieser in der letzten Zeit einige Male gefragt habe, ob ich noch nicht zurückgekommen sei; ferner, daß alle meine Papiere in der Expedition des General-Procureurs in Verwahrung lägen, und daß ich sie sämmtlich zurückbekommen würde.

Er wünschte mir bald darauf eine gute Nacht, und verließ mich, um die Staffette abzufertigen.

Die erste Nacht verging mir sehr traurig und fast ohne allen Schlaf. Bitterer als je vorher, fühlte ich die Qual der getäuschten Erwartung, weil ich noch nie so sicher darauf gerechnet hatte, nun endlich einmal zu erfahren, was aus meiner Familie geworden sei. Zu diesem Kummer gesellte sich noch die düstere Vorstellung von dem Lokale, wo ich mich befand: einem kleinen, schmalen Zimmer, in das man jeden führte, der — schuldig oder unschuldig — der geheimen Expedition in die Hände gerieth. Außer einem Tisch, einem Stuhl und einer Bettstelle ohne Betten, waren keine Möbel darin. Die Bettstelle wimmelte übrigens noch obendrein von Ungeziefer; und so wurden mir vollends die wenigen Minuten geraubt, welche die Leiden meiner Seele dem Körper zum Schlummer übrig ließen. — O, wie froh war ich, als der Tag wieder anbrach! wie seufzte ich nach der Zurückkunft der Staffette, um zu meinem Freunde Graumann eilen zu können! —

Es war ungefähr acht Uhr Morgens, als der Herr Etatsrath Fuchs wieder zu mir herein trat. Noch keine Ant-

wort aus Gatschina. — Aber — o Gott! welche Empfindung durchströmte mich, als er mich mit den Worten anredete: »Ihre Frau Gemahlin ist hier in Petersburg.« — So ist dem lange gelähmten Kranken zu Muthe, dem ein wohlthätiger elektrischer Schlag plötzlich die Bewegung wiedergibt. — Ich staunte ihn an — meine Freudenthränen quollen. — Wo?! stammelte ich. — Das wußte er nicht. Auch durfte er die Art von Arrest, in der ich noch immer gehalten wurde, nicht aufheben. »Doch steht es Ihnen frei,« sagte er zu meinem Troste, »zu sich kommen zu lassen, wen Sie wollen.«

Geschwind sandte ich meinen muntern Wassili Sukin mit einem Zettel zu Graumann. Er kam bald zurück, schilderte mir das Entzücken meines biedern Freundes, der ihn freigebig beschenkt hatte, und brachte mir eine Antwort des Inhalts:

»Deine Frau und deine Kinder sind gesund, und wohnen nicht weit von mir. Doch ehe du sie siehst, komm vorher zu mir, damit ich Christel vorbereite; die plötzliche Freude könnte ihr tödtlich werden.«

Sogleich eilte mein Bote zurück, ihm zu melden, daß ich noch nicht ausgehen, wohl aber Besuche annehmen dürfe, und daß ich ihn bei unserer Freundschaft beschwöre, mich bald mit meiner Familie zu vereinigen.

Jetzt kam er selbst. — Ich schweige von unserer stummen, wehmüthigen Freude; — sie war die erste Sprosse der Leiter zum Himmel, in den ich bald versetzt werden

sollte! — Er erzählte mir: meine Frau befinde sich zwar wohl; aber natürlicher Weise sei sie noch sehr geschwächt, da ihr mein Unglück eine zu frühzeitige Niederkunft verursacht, und ein Blutsturz sie an den Rand des Grabes gebracht habe. Es sei daher äußerst nothwendig, sie behutsam vorzubereiten, ob sie mich gleich schon sehr lange erwarte. — Ich fühlte die Wichtigkeit seiner Gründe, bezähmte meine heiße Sehnsucht, und ließ ihn nach seinen Gefallen handeln.

Er war, noch ehe er zu mir kam, schon bei ihr gewesen; sein heiteres Gesicht beim Eintritt in das Zimmer hatte ihr sogleich etwas Gutes versprochen. »Gewiß,« rief sie ihm entgegen, »bringen Sie mir Nachricht von Kotzebue!« — Ja, erwiederte er; seine Ankunft ist nicht mehr fern. Und nun zog er den Zettel aus der Tasche, den ich in Wischneï Wolotschok geschrieben, und worin ich sie gebeten, mir auf die erste Station entgegen zu kommen. Diesen Zettel hatte ihm Wassili Sukin, ob er gleich jetzt unnütz schien, dennoch diesen Morgen mit abgegeben, und mein Freund wußte einen sehr glücklichen Gebrauch davon zu machen. Die gute lebhafte Christel gerieth außer sich; sie befahl auf der Stelle, nach Wagen und Pferden zu gehen, und traf schon eilig Anstalten zur Reise; sie verlangte, Graumann sollte sogleich zu dem Militär-Gouverneur eilen, um ihr den nöthigen Paß zu verschaffen (ohne welchen man nicht einmal zum Thore hinaus fahren konnte). Er mußte versprechen, ihre Wünsche augenblicklich zu erfüllen, und verließ sie, unter dem Vorwande, sich zu dem Militär-Gou-

verneur zu begeben, aber mit dem Vorsatze, mich selbst aufzusuchen.

Bei mir fand er nur gleiche Sehnsucht, gleiche Ungeduld: ich segnete und schalt seine kluge Behutsamkeit. Er ging nicht lange nachher; mit dem Versprechen, mir meine gute Frau zu bringen, sobald er glaube, daß es sich ohne Gefahr thun lasse.

Als er wieder zu ihr herein tritt, eilt sie ihm reisefertig entgegen, und fragte: bringen Sie mir den Paß? — Er lächelt. »Jetzt ist er nicht mehr nöthig.« — Sie versteht ihn, und hängt an seinem Halse! —

Nun ist es vergeblich, ihr länger Vorsicht zu predigen. Graumann mußte sie auf der Stelle mit in seinen Wagen nehmen, und nur froh sein, daß sie sich das Versprechen abnöthigen läßt, an der Ecke der Straße so lange ruhig halten zu wollen, bis er mich von ihrer Anwesenheit benachrichtigt habe.

Ich war eben mit dem Herrn Etatsrath Fuchs in einem Gespräche begriffen, als Graumann, mit der Freude eines Seligen im Gesichte, hereintrat, und mir sagte: »deine Frau ist hier; ich habe sie nicht länger abhalten können.« — Ich jauchzte laut auf. — Der Herr Etatsrath Fuchs war so delicat, sich wegzubegeben, um unsere erste Freude nicht durch seine Gegenwart zu stören. Mein guter Graumann eilte zurück. — Ich stand bebend am Fenster, das gerade über der Hausthür war — sah ihn meine Christel hereinführen — wankte zur Thür, und — sie lag ohnmächtig in meinen Armen! —

Weg mit jedem Versuche, diese Scene zu beschreiben! — Wehe dem Leser, der sie nicht fühlt! — O Gott! — Ja, es gibt Augenblicke, die eine Reihe von Jahren aufwiegen — auch eine Reihe von elenden Jahren! — Nicht für Alles in der Welt hätte ich in dieser Minute das Andenken an meine Leiden vertilgen mögen; — der unaussprechliche Genuß dieser Minute überwog sie alle!

Mit Graumanns Hilfe hatte ich meine Frau auf einen Stuhl gesetzt; ich kniete vor ihr, legte meinen Kopf in ihren Schooß, und weinte — o! wie ich nie geweint habe! — Sie erholte sich, beugte sich liebevoll zu mir herab, und mischte ihre Thränen schluchzend mit den meinigen. — Reden konnten wir lange, sehr lange, nicht! — Auch mein Freund ging stumm im Zimmer auf und ab, und genoß des rührenden Anblicks. — Ja, du guter, redlicher, wahrhafter Mensch! deinem edlen Herzen wurde in dieser Stunde vergolten, was du für mich und die Meinigen gethan hattest. Du warst Zeuge einer Scene, wie sie gewiß nur selten auf der großen Bühne der Welt vorkommt, und deine edelmüthige Freundschaft hatte diese Scene vorbereiten helfen! —

Als der erste Sturm des Entzückens sich legte, und das Chaos unserer Empfindungen sich entwickelte; als wir wieder sprechen konnten und Worte fanden: — o, wie viel gab es da zu fragen, zu erzählen, zu beantworten! — Wie oft unterbrachen wir uns selbst, indem wir uns die Thränen lächelnd von den Lippen küßten! — Es war, als ob

unsere Gräber sich geöffnet hätten, als ob wir zu neuer Vereinigung in einer bessern Welt verklärt hinaufstiegen, und nun einen Blick auf die Leiden der irdischen Vergangenheit zurückwürfen. —

Meine gute Frau erzählte mir ihre Schicksale seit dem Augenblicke unserer Trennung. — Sie malte mir das fürchterliche Erwachen aus ihrer Ohnmacht — die öde Stille um sie her — nur von dem Schluchzen meiner Emmy unterbrochen, die sich in einem Winkel auf den Boden gesetzt hatte, und heimlich weinte.

Vergebens hatte ich mir in meinem Elende geschmeichelt, daß der Gouverneur von Curland und seine Familie sich ihrer annehmen würden. Verlassen von Allen, fand sie nur da Trost in ihren Leiden, wo sie ihn nicht gesucht hatte. Der wackere Gastwirth Räder und seine Frau behandelten sie mit Menschlichkeit und feinem Gefühl, und gaben einen schönen Beweis, daß Eigennutz selbst in solchen Ständen, in denen er so gewöhnlich ist, dennoch vor edleren Gefühlen schweigt. — Durch meine Abreise, aus Wahl und Nothwendigkeit, zu strenger Oekonomie bewogen, versagte meine Frau ihren Kindern die kleinen gewohnten Näschereien; aber Madame Räder versorgte diese reichlich im Stillen damit. Auch der kranken Mutter brachte sie täglich Gelés und andere theure Speisen, welche nie auf die Rechnung gesetzt wurden. Es ist meinem Herzen Bedürfniß, diese kleinen Züge öffentlich bekannt zu machen.

Der General Essen, ein Verwandter von uns —

(eben der, welcher in Holland, nach jener unglücklichen Schlacht, bei welcher der General Hermann in Gefangenschaft gerieth, das Kommando übernahm, dann aber bald nachher vom Dienst ausgeschlossen wurde, weil der *** von *** den Zeugen seiner Thaten haßte) — dieser eben so tapfere als gefühlvolle und edle Mann besuchte meine Frau täglich zweimal, ohne Rücksicht auf die Gefahr zu nehmen, der er selbst, als ein bereits Verleumdeter, sich aussetzte. Er bot Alles auf, die Unglückliche zu trösten — Gott belohne ihn dafür!

Der Regierungsrath von Wächter und seine Gattin, deren Bekanntschaft wir einst in Reval gemacht hatten, doch mit denen wir nie in engere Verhältnisse getreten waren, bewiesen jetzt, daß das Unglück gute Menschen ihren Bekannten näher bringt.

Wie gern, wie dankbar nenne ich die Namen der wenigen Edlen, die nach ihren Kräften beitrugen, der Schwerbedrückten die Last des Kummers tragen zu helfen!

Der Herr Secretär Weitbrecht kam nur noch einmal zu meiner Gattin, und ärgerte sich über ihre Thränen. »So weinen Sie doch nur nicht!« sagte er immer; »was kann das helfen!« — Sie bestand darauf, den Gouverneur zu sehen. »Mein Gott! der Gouverneur kann die Thränen auch nicht leiden.« — Ei! erwiederte meine Frau unwillig; wenn er Unglückliche nicht sehen kann, so muß er auch nicht Gouverneur sein wollen! —

Es gelang ihr doch endlich, sich eine Audienz bei dem

Gouverneur zu verschaffen. Er empfing sie im Schlafrock mit der Tabakspfeife; nöthigte sie nicht einmal zum Sitzen; sagte ihr allerlei artige, nichts bedeutende Dinge; entschuldigte seine Frau mit ihrer Schwangerschaft, wodurch sie gehindert werde, eine Unglückliche bei sich aufzunehmen; empfahl sich, und bekümmerte sich nicht weiter um sie. Was eigentlich mit mir vorgegangen sei, wurde ihr noch immer sorgfältig verschwiegen. Täglich erwartete sie meine Zurückkunft; bei jedem schnell rasselnden Wagen sprang sie hoffnungsvoll auf. Alle Briefe, die sie indessen schrieb, mußte sie dem Gouverneur abliefern. Von ihrer traurigen Lage und von meinem Unglück durfte kein Wort darin stehen. Die wenigsten wurden abgesandt, doch alle kopirt, und diese Kopien nach Petersburg geschickt. Einen einzigen Brief an Graumann rettete der Gastwirth Räder, indem er ihn selbst auf die Post trug.

Gott sei Dank, daß keine Gefahr mehr dabei vorhanden ist, sowohl die edlen als die unedlen Züge in dieser Geschichte öffentlich aufzustellen.

Endlich, nach zwei bange verseufzten Wochen, erhielt meine Frau vom Kaiser die Erlaubniß, sich nach Esthland zu ihren Verwandten zu begeben. Sie reiste ab; doch schon in Riga nöthigte sie Krankheit, abermals zn verweilen. Der Gastwirth Langwitz, im Hôtel de Petersbourg, wo sie einkehrte, war der erste, der ihr, auf ihre Frage: ob ich bei ihm logirt habe; sehr unbehutsam antwortete: nein; ich sei gerade durch Riga nach Tobolsk gebracht worden. —

Man denke sich ihren Schrecken! — Diese Vorstellung war ihr noch nie in den Sinn gekommen. Doch glaubte sie es noch nicht, und mein biederer Freund, der Regierungs-Sekretär Eckardt, den einige andere gute und edle Menschen unterstützten, suchte ihr so viel als möglich Trost und Muth einzusprechen.

Ich eile, unter diesen Menschenfreunden auch den Herrn Gouverneur von Richter dankbar zu nennen. Er besuchte meine Frau selbst, behandelte sie mit der zartesten Schonung, und ließ sie so doppelt fühlen, was sie in Mietau vermißt hatte. Nur die ängstliche Bitte, ihr meinen Aufenthalt zu entdecken, mußte er ihr abschlagen; doch gab er ihr sein Ehrenwort, daß ich nicht in der Rigischen Festung oder in der dortigen Gegend sei, und daß er Nachricht von meinem Leben und Wohlbefinden habe. — Mit Dankgefühl muß ich auch noch zweier Personen erwähnen, welche Verwandtschaft und Menschlichkeit zu der armen Verlassenen zogen: den Grafen Sievers von Wenden und seine Gemahlin. Von diesem edlen Paare wurde meine Frau aufgesucht, und mit dem zartesten Mitleid, der schonendsten Sorgfalt behandelt. Möchten Beide diese Zeilen lesen, aber nicht nach diesen wenigen Worten, sondern nur nach ihrem eigenen edlen Gefühle die Innigkeit meines Dankes abmessen!

Obgleich durch den herzlichen Antheil getröstet, den der würdige Gouverneur von Riga und die ganze Stadt mit empörtem Gefühl an meinem Schicksal nahmen; obgleich

durch das mehr als brüderliche Benehmen meines vortrefflichen Freundes Eckardt in mancher kummervollen Stunde aufrecht erhalten; obgleich von dem biederen Arzte Stoffregen eben so geschickt als uneigennützig behandelt — hatte meine Frau dennoch oft Augenblicke, in welchen das Gewicht ihrer Leiden sie zu zermalmen drohte. Die verwaiseten Kinder, zum Beispiel, spielten oft vor der Hausthür; manche der Vorübergehenden blieben stehen, fragten, wem sie angehörten, und gingen dann weiter mit dem Ausruf: die armen Kinder! — Da dies öfter geschah, so kamen die Kinder einmal herauf, und fragten: »Mama, warum sind wir denn arme Kinder?« — Ein ander Mal hob meine Emmy von freien Stücken an: »Mutter, laß Ketten bringen; Emmy will sie umnehmen, und ganz still sitzen, wenn Emmy nur bei Vater ist.« — Man denke sich die Wirkung solcher Scenen auf ein so zerrüttetes Gemüth, eine so zerstörte Gesundheit.

Sobald meine Frau nur wieder einige Kräfte hatte, setzte sie ihre Reise über Dorpat nach unserm lieben Friedenthal fort. Die bittersten Gefühle erwachten mit neuer Stärke, als sie, von einer Anhöhe herab, nun den Ort wieder sah, wo wir mehrere Jahre in stiller häuslicher Glückseligkeit mit einander verlebt hatten. Sie mochte es nicht wagen, unser eigenes Haus, unsere freundlichen Zimmer zu betreten, in denen jeder Winkel, jedes Hausgeräth sie an mich erinnern mußte, sondern fuhr zu dem

Propst Koch, Prediger des Kirchspiels, einem der vortrefflichsten Menschen von allen, die je eine Kanzel bestiegen haben. Ihm gleich an Herz und Sinn, an Gefühl und Bildung, ist seine edle Gattin, eine Französin, die vormals als Gouvernante meiner Frau zuerst ihren Geist und ihr Herz mit Vernunft und Empfindung ausstattete. Ihr Gatte war damals Hofmeister in demselben Hause; dort lernte sie ihn kennen und lieben; dort verheirathete sie sich mit ihm. Er war zugleich einer meiner alten akademischen Freunde: daher blieben unsere Häuser immer eng und herzlich verbunden; daher wurde meine gute Christel jetzt von dem edlen Paare wie von Vater und Mutter aufgenommen, mit der zartesten Schonung getröstet, und mit der liebevollsten Sorgfalt gepflegt.

Es gab dienstfertige Leute — ich will sie nicht nennen, die dem redlichen Manne riethen, meine Frau aus dem Hause zu schaffen, um eigene Gefahr zu vermeiden. »Nein,« versetzte er unwillig; »und sollte ich heute selbst nach Sibirien geschickt werden, das thue ich nicht.«

Gott segne diese seltene Familie, die in einem abgeschiedenen Winkel der Welt Gutes thut ohne Geräusch, und die Redlichkeit guter Landleute mit der feinsten Geistesbildung vereinigt! Gott segne sie! und sollte jemals irgend eine böse Laune des Schicksals eines ihrer Kinder oder Kindeskinder treffen, so will ich, daß diese Zeilen für mich und meine Nachkommen als ein offener Wechsel gelten, und erkläre hier im Angesichte von Europa: daß, so

lange ich selbst noch athmen kann, oder so lange mein Andenken und mein Segen meinen Kindern heilig sein wird, jedem Unglücklichen aus jener Familie Haus und Herz bei mir und meinen Nachkommen offen stehen sollen!

Hier, im Kreise dieser vortrefflichen Menschen, erhielt meine Frau endlich den Brief, den ich aus Stockmannshof an sie geschrieben hatte. Dieser Brief erlebte wunderliche Schicksale, ehe er an den Ort seiner Bestimmung gelangte. Dem jungen Manne, dem ich diesen und die beiden andern Briefe anvertraute, fehlte es wahrscheinltch an Muth, sie an ihre Adresse zu befördern. Der Kammerherr von Beyer, oder auch wohl der vorsichtige Herr Prostenius, schickte sie vermuthlich an den Gouverneur in Riga, dessen Pflicht es erforderte, sie an den General-Procureur in Petersburg zu überliefern. (Doch ist, so viel ich weiß, der Brief an den Grafen Cobenzl ganz zurück behalten worden, und, so wie der politische Horizont damals aussah, war das sehr klug.) Der General-Procureur brachte die Briefe dem Kaiser. Dieser empfand es sehr übel, daß ich den Grafen von der Pahlen für seinen Liebling erklärte, und in diesem Betracht mein Vertrauen auf seine Hilfe setzte. Es war eine von den Eigenheiten des Monarchen, daß er durchaus das Ansehen haben wollte, als sei Niemand sein Liebling, und, als dürfe sich Niemand rühmen, Einfluß auf ihn zu haben. Dazu kam noch, daß wohl auch der General-Procureur, ein erklärter Feind des Grafen, diese Gelegenheit benutzte und die Sache in ein verhaßtes Licht

stellte. Kurz, der Kaiser, der den Grafen täglich selbst sah, ließ ihm meinen Brief durch Obuljaninow zustellen, sprach selbst kein Wort mit ihm darüber, sondern war erzürnt. Der Graf selbst hat in der Folge gegen mich geäußert, daß ich fast die Veranlassung zu seinem Sturze geworden sei.

Den Brief an meine Frau — so schonend es auch gewesen wäre, ihn zurück zu behalten, da er in der höchsten Verzweiflung geschrieben war — befahl der Kaiser ihr zuzustellen, und zwar gegen Quittung. Er wurde also an den Gouverneur von Esthland geschickt, der ihn wiederum an den Haakenrichter *) des Wesenbergischen Kreises, Baron Rosen, sandte; der letztere brachte ihn endlich meiner Frau, und erhielt von ihrer zitternden Hand eine Quittung.

Dieser unselige Brief that, so wie ich es befürchtet hatte, die traurigste Wirkung. Meine arme, schon ganz erschöpfte Christel wurde bald darauf von einer dreimonatlichen Frucht entbunden — es folgte ein Blutsturz — man sah dem Ende ihrer Leiden entgegen! — Ohne die unnennbare Liebe, ohne die zärtliche Pflege der Familie Koch würde ich jetzt mit sechs Waisen ihren Tod bejammern, und kein Kaiser, kein Kaiserthum hätte mir meinen Verlust ersetzen können! —

---

*) In Lief- und Esthland werden die Landgüter nach sogenannten Haaken berechnet; d. i. nach Stücken Landes, die so und so viel Aussaat, Hornvieh u. s. w. haben. Der Haakenrichter eines Kreises wacht über die Landespolizei.

Sie ward gerettet! — So bald sie wieder einige Kräfte gesammelt hatte, folgte sie der Einladung meines brüderlichen Freundes von Knorring in Reval, und reiste dahin, um sich mit ihren Verwandten und Freunden zu berathen: nicht, was sie thun solle; — denn das hatte das edle Weib schon beschlossen: sie wollte mir nach Sibirien folgen! — sondern wie sie es thun solle, und wie unsere ökonomischen Angelegenheiten zu berichtigen wären.

Manche vormals sogenannte Freunde in Reval betrugen sich bei ihrer Ankunft sehr zweideutig, — von ihnen schweige ich; — aber mein guter Knorring, seine liebenswürdige Gattin, mein biederer Hueck, und noch so manche andere edle und wackere Menschen überließen sich ohne Scheu den Eingebungen ihrer Herzen. — Vergebens wurde auch Knorring von ängstlichen Leuten gewarnt, seinem unglücklichen Gaste die Herberge zu versagen. Er blieb mein redlicher, treuer Freund, ob er mir gleich nachher selbst gestanden hat, daß er auf unangenehme Folgen, und vielleicht wohl gar auf eine schnelle Reise nach Petersburg, vorbereitet gewesen sei.

Das einzige Dichten und Trachten meiner Frau war nun die Reise nach Sibirien. Was man auch dagegen sagen mochte: sie blieb fest bei ihrem Entschlusse; und wenn man sie zuweilen durch die Hoffnung, daß mein Exil gewiß nicht lange dauern werde, davon abzubringen suchte, versetzte sie eifrig: »wenn ich ihm sein Schicksal auch nur eine Woche

erleichtern kann!” — Ihre Kammerjungfer, Katharina Tengmann — sie verdient es, daß ich sie dankbar nenne — — bot sich ihr selbst zur Begleiterin an, ob sie gleich eine alte siebzigjährige Mutter zurücklassen mußte. »Ich habe,” sagte das edle Mädchen, »die guten Tage bei Ihnen genossen; nun will ich auch die bösen mit Ihnen theilen.” — Meine Frau war entschlossen, unsere Emmy mitzunehmen, die andern Kinder aber zurückzulassen. — Ein sicherer Begleiter sollte für eine ansehnliche Belohnung willig gemacht werden, und die Abreise wurde auf den 1. Julius wirklich festgesetzt.

So stand es am 17. Junius, an welchem meine Frau den ganzen Morgen in einer mehr als gewöhnlich trüben Stimmung war. Sie ging nach dem Mittagsessen in ihr Zimmer, und warf sich auf's Bett, um einen kurzen Schlummer zu suchen. — Knorring stand auf dem Balkon seines Landhauses — da sprengte ein Kourier die Allee herauf — sprengte vorbei — fragte — kehrte wieder um — hielt seine Depesche hoch in die Luft — sprang ab und stürzte in das Haus. — Knorring ihm entgegen, halb hoffend, halb fürchtend; die Seinigen für ihn selbst in Angst. — Aber— gute Botschaft! waren des Kouriers erste Worte — und in seiner Hand hielt er einen Brief des Grafen von der Pahlen an meine Frau. Knorring wollte ihm den Brief abnehmen; der Kourier bestand aber darauf, ihn selbst in ihre Hände zu liefern.

Von reiner Freude trunken, vergaßen meine Freunde

doch nicht, daß hier durchaus die größte Behutsamkeit nöthig sei. Sie wollten meine Frau nicht wecken, und brannten doch vor Begierde, ihr die frohe Botschaft mitzutheilen. Leise öffneten sie das Zimmer. — Meine Frau schlief nicht — sie sah, wie ein Kopf über dem andern durch die halb geöffnete Thür freundlich herein schaute — freundlichere Gesichter, als sie seit langer Zeit zu sehen gewohnt war, — Sie richtete sich eilig auf. — »Habt ihr mir etwas zu sagen?« —

»Ach nein,« versetzte man, mit schlecht erzwungener Gleichgiltigkeit; »wir wollten nur sehen, ob du noch schliefest.«

»Nein! nein! gewiß habt ihr mir etwas Angenehmes zu sagen; ich seh' es an euren frohen Gesichtern.« —

»Nun ja — gute Nachricht von Kotzebue — es ist ein Kourier von dem Grafen Pahlen an dich geschickt« —

Bei diesen Worten war meine Frau schon vom Bette aufgesprungen. Sie eilte aus dem Zimmer, riß dem Kourier den Brief aus der Hand, erbrach ihn, und las durch einen Thränenschleier:

»Se. kaiserliche Majestät haben allergnädigst zu erlauben geruhet, daß Sie sich nebst Ihrem Herrn Gemahl in St. Petersburg aufhalten können. Mit dem lebhaftesten Vergnügen eile ich daher, Ihnen von dieser besonderen Gnade unsers huldreichsten Monarchen Nachricht zu geben, damit Sie Ihre Reise hieher, sobald es Ihnen gefällig ist, antreten können. Nach Ih-

rem Herrn Gemahl ist ein Expresser abgefertigt, so daß er bei Ihrer Ankunft entweder schon angekommen sein kann, oder doch bald darauf eintreffen muß. Ich werde mir übrigens ein Vergnügen daraus machen, dafür zu sorgen, daß Ihnen im Voraus eine anständige Wohnung gemiethet wird."

»Nehmen Sie, gnädige Frau, die Versicherung meiner herzlichen Theilnahme und der vollkommenen Hochachtung an, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

St. Petersburg, den 16. Junius 1800.

Ihr ganz ergebenster Diener Graf von der Pahlen."

Die Erzählung, welche meine Freunde mir von der Wirkung dieses Briefes auf meine Frau machen, ist äußerst rührend. Ihre Freude war fast Wahnsinn. Sie, die noch vor wenigen Stunden ohne Hilfe kaum von einem Sofa zum andern schleichen konnte, sprang jetzt wie ein junges Reh; konnte keine Minute an einer Stelle bleiben; holte alles selbst herbei, was sie oder andere brauchten; weinte dabei heftig, und lachte noch heftiger, beides zugleich. Dem Kourier schenkte sie alles baare Geld, das sie noch hatte. Die Anstalten zu der Abreise nach Petersburg sollten auf der Stelle gemacht werden; morgen wollte sie fort, und wer dagegen etwas einwendete, den erklärte sie für ihren Feind.

Glücklicher Weise legte sich aber mein edler vortrefflicher Arzt, der Doktor Bluhm, nach welchem man sogleich geschickt hatte, in's Mittel. Er machte ihr begreiflich, daß

ihr exaltirter Zustand nicht Stärke sei; und sie mußte sich durchaus entschließen, noch einige Tage zu verweilen.

Indessen langte, bald nach dem Kourier, auch ein Bote des Gouverneurs von Reval an. Diesem hatte der General-Procureur dieselbe Nachricht mitgetheilt, mit dem Zusatze: »er solle, auf Allerhöchsten Befehl, die Frau von Kotzebue mit allem zu der Reise Erforderlichen versorgen, und dann melden, wie viel Geld dazu nöthig gewesen sei. Der Herr Militär-Gouverneur von Petersburg habe den Befehl erhalten, mir und meiner Frau ein anständiges Quartier anzuweisen.»

Meine gute Christel gerieth durch das kaiserliche Anerbieten einer Unterstützung in eben die Verlegenheit, in der ich mich einige Wochen nachher in Tobolsk befand. Sie war zu stolz um viel zu fordern, und wollte doch auch nicht trotzig scheinen, indem sie gar nichts begehrte. Als sie mit ihren Freunden zu Rathe gegangen war, verlangte sie endlich die Kosten der Reise bis Petersburg, die ihr auch sogleich ausgezahlt wurden.

Die Art und Weise, wie sich der bei weitem größte Theil der Einwohner von Reval bei dieser Gelegenheit benahm, wird mir ein ewig theures Andenken an diese gute Stadt bleiben. In einer halben Stunde verbreitete sich die Nachricht durch die ganze Stadt; einer rief sie dem andern auf der Straße zu; wer in einer Kutsche saß, wurde angehalten, fuhr weiter, sobald er die Nachricht wußte, und ließ wieder anhalten, wenn ein Bekannter oder Halbbe-

kannter ihm begegnete. »Wissen Sie schon?« rief man einander von fern entgegen. — „Ja, ich weiß schon!" war gewöhnlich die Antwort. Nicht blos meine Freunde jauchzten; die Menschheit freute sich! — O, es gibt in dem guten Reval so viele edle, wahre Menschen!

Nach drei Tagen reiste meine Frau ab. Ohne unterweges nur eine Stunde zu ruhen, eilte sie, die fünfzig deutschen Meilen bis nach Petersburg zurückzulegen, da sie, dem Briefe des Grafen von der Pahlen zufolge, mich vielleicht schon dort finden konnte. Freilich hatte nur Wohlwollen dem Herrn Grafen seine Rechnung eingegeben: denn da der nach mir geschickte Kourier erst am 15. Junius abgefertigt worden war, so konnte ich unmöglich früher als nach sieben Wochen in Petersburg eintreffen; und selbst um nur dieses zu bewerkstelligen, mußte ich (was ich wirklich gethan habe) schneller als die gewöhnliche Briefpost reisen. Meine Frau kam also noch viel zu früh, und bezog eine Wohnung im Gasthofe, da die ihr versprochene noch nicht bereit war, und auch nachher ganz in Vergessenheit gerieth, weil ihre Delikatesse ihr nicht erlaubte, daran zu erinnern.

Ich würde dieses Umstandes gar nicht erwähnen, wenn er mir nicht eine günstige Gelegenheit darböte, den feinen Edelmuth meines Freundes Graumann in ein neues Licht zu setzen. Als er nämlich gewahr wurde, daß der Aufwand im Gasthofe für eine zahlreiche Familie die jetzigen Kräfte meiner Frau überstieg, miethete er ganz im Stillen eine Wohnung, die er auf zwei Monate vorausbezahlte, und

richtete sie eilig ein. Erst als Alles nach seinem Sinne war, ersuchte er meine Frau, ihm dahin zu folgen. Sie betrat mit angenehmen Erstaunen eine freundliche geräumige Wohnung von fünf elegant möblirten Zimmern, und fand das Schlafzimmer mit Betten, die Küche mit Küchengeräth vom kleinsten bis zum größten, die Tafel mit Tischzeug, den Dejeuner-Tisch mit einem Porcellainservice, versehen, die Schränke mit Thee, Kaffe, Zucker, Wachslichtern u. dgl. in großen Quantitäten angefüllt. Sogar das nothwendigste Silberzeug war nicht vergessen; und meine geliebte Frau befand sich also auf einmal in einer völlig eingerichteten Wirthschaft, ohne daß sie von dem edlen Manne, der dies Alles hingezaubert hatte, auch nur erfahren konnte, wie groß der Aufwand sei, den der Genius der Freundschaft seinem Herzen entlockt hatte. — O, der bitterste Leidenskelch ist der Thränen werth, wenn man bei dem letzten Zuge, auf seinem Grunde das seltene Schaustück echter Freundschaft erblickt.

Unter solchen wechselnden Erzählungen tanzten die Horen um mich und meine mir neu geschenkte Gattin! — Die Wände, die uns einschlossen, eben die Wände, an denen so mancher Seufzer der Unglücklichen verhallt sein mochte, ertönten jetzt von dem sanften Entzücken der zärtlichsten Liebe, der dankbarsten Freundschaft! —

Nur noch Eins fehlte, um dieses Jubelfest des Glücklichen vollkommen zu machen — meine Kinder! — Die Mutter fuhr hin, sie zu holen — sie hatten schon lange

mit stürmischer Ungeduld darauf gewartet; sie kamen — ich sah sie aus dem Wagen hüpfen — sie stolperten zu mir herauf — klammerten sich um meinen Hals — und ich — o! wer selbst Vater ist, wird mich verstehen!

Es wurde Mittag und Nachmittag, ohne daß wir es bemerkten. Die Staffette aus Gatschina kam noch immer nicht zurück; ich achtete es aber nicht. Hatte ich doch in meinem kleinen Zimmer — mochte es immerhin Gefängniß heißen — Alles, was mein Herz begehrte!

Eine Begebenheit, die sich gegen Abend zutrug, erneuerte und vermehrte unsere wehmüthige Freude. Der russische Kaufmann, mein Reisegefährte hatte, — wie ich zu erwähnen vergessen habe — schon in Moskau Nachricht von seiner Frau und Tochter zu erhalten gehofft. Er war ausgegangen, um einen Verwandten aufzusuchen, und kehrte mit dem tiefsten Gram in seinem Gesichte zurück. »Ich habe mich so gefreuet,« drückte er sich einfach und naiv aus; — »aber nun hat mir Gott viel Betrübniß gegeben? Meine Frau und meine Tochter sind todt!« — Er sprach dann nicht mehr davon — sprach nachher überhaupt sehr wenig, und oft sah ich ihn auf seinem Fuhrwerk still in den grauen Bart weinen. Bei unserer Ankunft in Petersburg blieb auch er mit mir in demselben Zimmer. Als meine Frau zu mir kam, saß er in einer Ecke, und war ein stiller, seufzender Zeuge unseres Glückes. Den ganzen Tag unterbrach er unsere Freude mit keiner Silbe, sondern saß still und schaute vor sich nieder.

Jetzt, als es schon dämmerig geworden war, stürzte plötzlich sein Kourier herein: Iwan Semenowitsch! deine Frau und Tochter sind hier! — Er fuhr wie aus einem schweren Traume in die Höhe — taumelte nach der Thür — und siehe! Weib und Kind lagen in seinen Armen! — Es war eine Wiederholung meiner eigenen stummen Jubelscene! Sie wurde noch rührender durch die Länge der Zeit, die er von seiner Familie getrennt gewesen war. Seine Frau sah er zuletzt als ein schlankes, rasches Weib! als ein ziemlich dickes Mütterchen fand er sie wieder. Seine Tochter verließ er als ein Kind von acht Jahren; als ein schönes, blühendes Mädchen von sechzehn stand sie jetzt vor ihm. Lange konnte er sich nicht in sein Glück finden; er nahm alle Augenblick das Licht, und beleuchtete seine Tochter von allen Seiten. Bei dem freundlichsten Gesichte flossen ihm die Thränen immer in den langen Bart, und er konnte nichts weiter hervorbringen, als ein oft wiederholtes staunendes Ach! — Ach! — Ach! —

Unter so köstlichen Empfindungen war der Tag verschwunden und die Nacht schon herein gebrochen. Da ich der Ruhe sehr bedurfte, und hier mir jede Bequemlichkeit mangelte, so äußerte ich den Wunsch, wenigstens für diese Nacht nach meiner eigenen Wohnung fahren zu dürfen, wobei ich versprach, daß ich mich am folgenden Morgen zu rechter Zeit wieder einfinden wollte. Der Herr Etatsrath Fuchs war so gütig, es mir auf seine eigene Gefahr zu erlauben. Mit unaussprechlich frohem Herzen betrat ich

meine durch Liebe und Freundschaft herrlich geschmückte Wohnung, und wurde von meinen treuen Leuten mit ungeheuchelter Freude empfangen.

Kaum war ich eine Stunde zu Hause, als ein Billet von dem Herrn Etatsrath Fuchs mir meldete, daß er so eben den Befehl erhalten habe, mich in völlige Freiheit zu setzen. So schlief ich also diese Nacht seit vier Monaten zum ersten Male wieder als ein freier Mann, in den Armen meiner Gattin, von meinen Kindern umgeben. — Seliges Erwachen!

Am folgenden Morgen meldete ich mich, meiner Pflicht gemäß, bei dem Militär-Gouverneur Herrn Grafen von der Pahlen. Doch nicht Pflicht allein, auch Dankbarkeit führte mich zu ihm; denn ungeachtet seiner so sehr überhäuften Geschäfte, hatte er dennoch Zeit gefunden, nicht allein meiner Frau, sondern auch meiner um mich besorgten alten Mutter meine Freiheit auf die theilnehmendste Weise anzukündigen. Die große Cour, die ihn umgab — denn Alles versammelte sich damals unter dem Schatten eines Baumes, der selbst nicht selten vom Sturm geschüttelt wurde — verhinderte mich, mehr als gewöhnliche Redensarten ihm zu sagen, oder von ihm zu hören.

Am 13. August erhielt ich die Abschrift eines Ukas, durch welchen der Kaiser mir das in Liefland gelegene Krongut Worroküll, von sechs ein achtel Haaken, ohne alle Abgaben schenkte. Dieses Gut, welches nahe an vierhundert männliche Seelen zählt, mit einem bequemen

Hause und allen nur wünschenswerthen Erfordernissen reichlich versehen ist, und mir daher jährlich eine Pacht von viertausend Rubeln abwirft, war ein wahrhaft kaiserliches Geschenk, und enthielt zu gleicher Zeit die sprechendste Erklärung meiner Unschuld.

Gern hätte ich nun, um den Traum meiner Leiden ganz zu vergessen, die Rückreise nach Deutschland angetreten; aber meine Freunde widerriethen mir aus guten Gründen, um die Erlaubniß dazu zu bitten. Ich folgte ihrem Rathe, weil sie den Monarchen besser kannten, als ich damals, und schränkte mich darauf ein, in meinem Danksagungsschreiben, welches ich an den Kaiser nach Gatschina schickte, zu erwähnen, daß ich im Begriff sei, auf das Land zu gehen, um dort seiner Wohlthaten im Stillen zu genießen.

Dieser Brief brachte eine mir unerwartete Wirkung hervor. Schon am folgenden Morgen erhielt ich durch den Herrn Geheimerath Briskorn, den Sekretär des Kaisers, ein Kabinets-Schreiben folgendes Inhalts:

»Indem ich Sr. kaiserlichen Majestät Ihr Danksagungsschreiben vorzulesen das Glück hatte, bekam ich den Allerhöchsten Auftrag, einen Ukas zu Ihrer Bestallung als Direktor der deutschen Hoftheater-Truppe, mit dem Charakter eines Hofraths, und mit tausend zweihundert Rubel Gehalt, auszufertigen; als ich aber an die Stelle gekommen war, wo Euer rc. in Ihrem Briefe den Entschluß anzeigen, den Sie gefaßt haben, auf's Land zu reisen, geruhten Se. Majestät, mir zu befehlen, von

Ihnen Ihre Einwilligung zu der oberwähnten Bestallung einzufordern. Ich entledige mich hiermit dieser Pflicht, und bitte Euer ꝛc., mir so bald als möglich anzuzeigen, ob Sie das gnädige Anerbieten unsers huldreichen Monarchen anzunehmen gesonnen sind; übrigens aber von der besondern Hochachtung sich zu versichern, u. s. w.»

Briskorn.

Nachschrift. »Als Direktor würden Sie unter dem unmittelbaren Befehl des Herrn Oberhofmarschalls Narischkin stehen.»

Meine Verlegenheit bei dem Empfange dieses Briefes war so groß als mein Schrecken. Ich sollte wieder eine Theaterdirektion übernehmen? — ich, der ich in Wien, ungeachtet der freundschaftlichsten Verhältnisse mit dem biedern Baron Braun, nichts mehr damit zu thun haben mochte; — der ich so oft mir und meiner Gattin geschworen hatte, mich durch die sparsamen Rosen nie wieder auf diesen Dornenpfad locken zu lassen; — der ich aus so mancher Erfahrung wußte, daß die verdienstvollsten Künstler leider oft die schlechtesten Menschen sind; — daß ein einziges tadelndes Wörtchen den leise Getadelten — hättest du ihn auch vorher mit Strömen von Lob überschüttet — zu deinem bittersten Feinde macht, wenn gleich er selbst dich oft mit allen Symptomen der Aufrichtigkeit und Bescheidenheit um dein Urtheil gebeten hatte; — daß die meisten Schauspieler, selbst die bessern unter ihnen, nicht die Kunst,

sondern nur den **Künstler in sich** lieben; daß sie ein großes Gemälde von lauter verzerrten Figuren mit Vergnügen sehen, wenn nur ihre eigene geliebte Figur mit schmeichelnden Farben unverzeichnet aus dem Hintergrunde hervortritt! — Doch zu welcher Abschweifung verleitet mich eine zwanzigjährige, oft bittere Erfahrung! Genug! ich sage, den Shakespeare parodirend: **Eitelkeit, dein Name ist Schauspieler!**

Und mit dieser Ueberzeugung sollte ich an die Spitze einer Bühne treten, die ein Unternehmer, Namens Miré, aus den Trümmern herumziehender Banden geformt, und durch einige aus Deutschland verschriebene Mitglieder zwar verbessert, aber wahrlich auf keine Stufe der Vollkommenheit erhoben hatte! Sie war bisher von einer Gesellschaft Kaufleute durch Aktien unterstützt worden, jetzt aber ihrem Untergange nahe. Auf Vorstellung des Grafen von der Pahlen hatte der Kaiser sich entschlossen, sie in seine Dienste zu nehmen. Unglücklicher Weise mußte nun meine Zurückkunft gerade in diese Periode fallen, und es war daher ganz natürlich, daß der Kaiser auf den Gedanken gerieth, mir die Leitung seines neuen Hoftheaters anzuvertrauen. Offenbar hatten Wohlwollen und das Verlangen, mir etwas Angenehmes zu erzeigen, ihn dazu bestimmt; um so schwerer war es, die vermeintliche Wohlthat abzulehnen.

Ich versuchte es dennoch, mit den feinsten Wendungen, die ich auszustudiren vermochte, mich heraus zu wickeln, und sowohl meinen Dank als meinen Widerwillen mit

gleich starken Farben zu schildern. Alles vergebens! Ich bekam, anstatt der Antwort, die Abschriften von drei Ukasen, deren einer, an den Oberhofmarschall, mich zum Direktor, und der andere, an den Senat, mich zum Hofrath ernannte; der dritte wies mir meinen Gehalt auf das Kabinet des Kaisers an. Zu diesem geringe scheinenden Gehalte wurden aus der Hoftheater-Kasse noch achtzehnhundert Rubel für Equipage hinzugefügt, und mir, außer Holz und Licht, auch eine sehr schöne, geräumige Wohnung frei gegeben. In ökonomischer Hinsicht war nun, wie ich dankbar bekennen mußte, kaiserlich für mich gesorgt, da ich, die Pacht meines Gutes mitgerechnet, plötzlich eine Einnahme wenigstens von neuntausend Rubeln jährlich genoß, und mir noch überdies die Einnahme von der zweiten Vorstellung aller meiner neuen Stücke zugestanden wurde, was meine Einkünfte abermals um einige tausend Rubel vermehrte *). Aber — bedurfte ich alles dessen? Sind Ruhe, Zufriedenheit, Gesundheit um Gold feil? — Hatte ich nicht in Jena und Weimar eine wohl minder prächtige, aber fröhlichere Wohnung, ein minder glänzendes, aber hinreichendes Auskommen? — Lebte ich dort nicht, zwar unter einem minder mächtigen Fürsten, aber auch von jeder

*) Ich lese so eben in einem Blatte der Zeitung für die elegante Welt, daß ich, während meines Aufenthalts in Petersburg, sechzehn Benefiz-Vorstellungen gehabt haben soll. Ich weiß aber nur von sechs, die mir etwas über dreitausend Rubel eingetragen haben.

Gefahr entfernt? — Und endlich — was mehr als Alles ist! — hatte ich dort nicht eine Mutter, deren Liebe ich meine ganze Bildung verdanke, und die mich mit großer Sehnsucht zurück erwartete, daß ich ihr kränkliches Alter erheitern sollte? —

Doch alle meine Wünsche und Betrachtungen mußten der eisernen Nothwendigkeit weichen. Ich ergab mich in mein Schicksal, und trat meinen Posten an.

Kurz vorher wurden mir, von Seiten der geheimen Expedition, alle meine auf der Grenze mir weggenommenen Papiere zurück gegeben. Es fehlte kein Blättchen; und ich muß hierbei noch eines äußerst merkwürdigen Umstandes dankbar erwähnen.

So gewiß ich nämlich in meinem fernen Exil überzeugt war, daß unter allen meinen Papieren auch nicht Eine Zeile sei, welche das gegen mich beobachtete Verfahren rechtfertigen könne; so war dennoch wirklich gerade *Eine Zeile* darunter, die, wenn sie dem Kaiser zu Gesicht gekommen wäre, vielleicht mein Unglück noch vergrößert, oder doch gewiß verlängert haben würde. Diese Eine Zeile stand in meinem zu Wien geführten Tagebuche. Auch dort hegte man, ehe man mich näher kennen lernte, den Verdacht des Jakobinismus gegen mich. Ich äußerte bald nach meiner Ankunft in Wien meine Besorgniß darüber gegen den Baron Braun; dieser beruhigte mich aber durch die Versicherung: »der Kaiser Franz sei ein sehr gerechter Mann, der nie ohne die strengste Untersuchung einen An-

geklagten verurtheile.“ In Beziehung auf diese Worte hatte ich nun in mein Tagebuch geschrieben: ich bin also ruhig und habe viel gewonnen. Freilich, K—P— findet es selten der Mühe werth, eine Untersuchung anzustellen.

Diese unglücklichen, allerdings harten Worte waren meinem Gedächtniß gänzlich entfallen. Man denke sich mein Schrecken, als sie mir, beim Durchblättern meiner Papiere, wieder in die Augen fielen! Aber man denke sich auch meine gerührte Freude, als ich zugleich bemerkte, daß eine edle, wohlwollende Hand diese Zeile so dick mit Tinte ausgestrichen hatte, daß kaum ich selbst wieder errathen konnte, was da gestanden habe! Ein Beweis, daß, so fürchterlich auch jene geheime Expedition oder Inquisition war, doch die Mitglieder derselben nur strengen Befehlen gehorchten, und gern milder handelten, wo sie konnten. Besonders hat der Herr Etatsrath Makaroff sich allgemein diesen Ruhm erworben; oft mischten sich seine eigenen Thränen in die Thränen der Unglücklichen, die er, mit blutendem Herzen, Henkershänden überliefern mußte. Ob ihm, oder dem Herrn Etatsrath Fuchs, oder irgend einem Dritten die Durchsicht meiner Papiere anvertrauet worden war, weiß ich nicht, und habe es, aller angewendeten Mühe ungeachtet, nicht erfahren können. Ich muß mich also begnügen, meinen Dank laut vor der Welt und still vor Gott auszusprechen. Wohl mir, daß ich diesem edlen Unbekannten in die Hände fiel! denn, wahrlich!

die Angabe dieser einzigen Zeile wäre mein Verderben gewesen.

Uebrigens fand ich hin und wieder mehrere unbedeutende Stellen in meinen Papieren mit Bleistift angestrichen; doch war es nie etwas, das mir schaden konnte, sondern nur allerlei hin und wieder gemachte statistische Bemerkungen, Anekdoten und dergleichen; lauter Dinge, die ich nur für das Gedächtniß aufbewahren wollte, und wobei ich mir nie ein eigenes Raisonnement erlaubt hatte.

Das Schauspiel »Gustav Wasa« gab man mir, besonders eingewickelt, zurück, mit dem Bedeuten, ja keinen Gebrauch davon zu machen. Eine einzige Stelle hatte dem Stücke dieses Verdammungsurtheil zugezogen, nämlich die:

> Ein König darf ein Bubenstück begehren,
> Und tausend Arme sind bereit, es zu vollbringen.

Der Leser wird wahrscheinlich, so wie ich selbst, neugierig sein, zu erfahren, welchem günstigen Umstande ich denn nun eigentlich meine Befreiung zu verdanken hatte. Daß sie keine Folge meines aus Tobolsk an den Kaiser geschickten Mémoire war, wissen wir bereits, da der Ueberbringer dieses Mémoire schon in der Gegend von Kasan dem Kourier begegnete, der mich zurückholen mußte. — Was ich darüber von authentischen Nachrichten gesammelt habe, will ich hier mittheilen.

Vier Wochen lang — so versichert man — ließ der unbarmherzige General-Procureur meine Papiere in einem Winkel liegen, ohne sich des Unglücklichen zu erinnern, der,

kraft dieser ununtersuchten Papiere, bereits in der Verbannung schmachtete. Endlich fragte der Kaiser nach ihrem Inhalt; nun mußte er vorgelegt werden, und die Unschuld desselben war vermuthlich der erste Grund zu den veränderten Gesinnungen des Monarchen. Doch ist es noch sehr zweifelhaft, ob meine Unschuld allein meine Rettung bewirkt haben würde; denn man weiß, daß es in der Regel (von welcher aber Kaiser Paul eine ehrenvolle Ausnahme machte) für einen Mächtigen weit leichter ist, eine begangene Ungerechtigkeit zu verlängern, als sie zu gestehen und wieder gut zu machen. Aber mein guter Genius fügte einen andern Umstand hinzu, der sich in keinem für mich glücklicheren Zeitpunkte hätte ereignen können.

Das kleine Drama nämlich, »der alte Leibkutscher Peters des Dritten,« das ich vier Jahre vorher, aus reiner Freude über eine edelmüthige Handlung des Kaisers, entworfen hatte, und bei dessen Verfertigung ich wahrhaftig nicht daran dachte, welchen wichtigen Einfluß es einst auf mein Schicksal haben würde, — dieses kleine Drama war gerade jetzt erst von einem wackern jungen Manne, Namens Krasnopolski, in's Russische übersetzt worden. Er wollte es gern dem Kaiser zueignen, und wendete sich deshalb an verschiedene Männer von Einfluß. Man widerrieth es ihm aber; wenigstens sollte er, äußerte man, meinen Namen vom Titel weglassen, da dieser verhaßte Name Alles verderben könne. (Schon längst wagten es weder Russen noch Deutsche, wenn sie eins meiner Stücke

auf ihren Bühnen spielten, den Verfasser auf dem Anschlagszettel zu nennen.)

Der biedere Jüngling kehrte sich an nichts. »Das Stück,« sagt er, »sei nun einmal von mir; er dürfe sich nicht mit fremden Federn schmücken, und folglich müsse mein Name stehen bleiben.« Da er nun bei der Ueberreichung Schwierigkeiten fand, so schickte er es muthig durch die Post an den Kaiser.

Auf diesen machte es einen seltenen Eindruck. Er las — war gerührt und zufrieden — befahl, dem Uebersetzer sogleich einen kostbaren Ring zu schicken, — meinte jedoch, das Manuskript solle ungedruckt bleiben. Einige Stunden nachher forderte er es zum zweiten Male, ging es wieder durch, und erlaubte nun auch den Druck, doch mit Weglassung einiger Stellen, unter denen — was mir unbegreiflich ist — auch die war, wo der alte Leibkutscher sagt: »Mein Kaiser hat mich gegrüßt! er grüßt alle ehrlichen Leute!« — An demselben Tage verlangte er das Stück zum dritten Male, blätterte es noch einmal durch, und erlaubte nun den Druck ohne alle Einschränkung. Mir, erklärte er, mir habe er Unrecht gethan; er sei mir Genugthuung schuldig, und müsse mir wenigstens eben so viel schenken, als er dem alten Leibkutscher geschenkt habe, (nämlich zwanzigtausend Rubel). — Der Kourier an mich wurde abgefertigt.

Bald nachher langte mein Mémoire aus Tobolsk an. Der Kaiser las es, seiner Länge ungeachtet, zweimal von

einem Ende bis zum andern, und es bewirkte nun den auf feines Gefühl gegründeten Befehl an den Gouverneur von Esthland: »ein schönes Krongut für mich auszusuchen, welches in der Nachbarschaft von meinem Friedenthal liege.» Er wollte also nicht blos schenken, er wollte auf die mir angenehmste Art schenken. Es ist gewiß nicht zu läugnen, daß dieser Zug nur aus einem sehr fein fühlenden Herzen kommen konnte. — Nahe bei Friedenthal fand sich indeß kein solches Krongut.

Das ist Alles, was ich über die Ursachen meiner Befreiung mit Gewißheit habe in Erfahrung bringen können. Möchte ich nur eben so viel von den Ursachen meiner Gefangennehmung wissen! Aber ich zweifle, ob selbst die Hand der Zeit diesen Schleier jemals aufheben werde.

Trotz den unverkennbaren Zeichen des kaiserlichen Wohlwollens, hatte sich doch der Schrecken meinem Gemüthe so tief eingeprägt, daß mir das Herz klopfte, so oft ich einen Senats-Kourier oder Feldjäger sah, und daß ich nie nach Gatschina fuhr, ohne mich reichlich mit Gelde zu versehen und gleichsam zu einem neuen Exil vorzubereiten.

Es war am 9. Oktober, als ich zum ersten Mal (sehr früh, der Tag war noch nicht angebrochen) eilig nach Gatschina berufen wurde, und nicht ohne Zittern die Reise antrat. Nach der dringenden Hastigkeit zu urtheilen, mit welcher die Ordre abgefaßt war, mußte ich große Dinge erwarten; es betraf aber am Ende weiter nichts, als die

nochmalige Anempfehlung einer sehr strengen Censur, von deren Wichtigkeit der Kaiser am vorigen Tage gesprochen hatte. Mir selbst war diese Censur überlassen, und ich sah wohl ein, daß über kurz oder lang das abermals eine Klippe werden könne, an der mein kaum geborgenes Schifflein zu scheitern Gefahr laufe. Daher bat ich um Anstellung eines Censors, und bediente mich besonders des triftigen Grundes: daß ich unmöglich Censor meiner eigenen Stücke sein könne, da die väterliche Vorliebe mich verleiten werde, dieses und jenes zu übersehen, und also ganz unwillkührlich dem allerhöchsten Befehle zuwider zu handeln. — Es währte lange, ehe ich durchdrang; endlich aber erreichte ich meinen Wunsch. Dem Kaiser gefiel noch obendrein meine Aengstlichkeit, und er ernannte mir einen Censor in dem damaligen Rath Adelung, einem gelehrten und zugleich geschmackvollen Manne, der uns Deutschen durch die Monumente altdeutscher Dichtkunst, die er einst mit vielem Fleiß und vieler Mühe auf der vatikanischen Bibliothek in Rom sammelte, rühmlich bekannt ist.

Welche unglaubliche Strenge dieser wackere Mann und auch ich selbst zu beobachten genöthigt waren, und wie oft dadurch bei mir Ueberdruß und gänzlicher Ekel an meinem Geschäft erweckt werden mußte, mögen einige Beispiele beweisen.

Das Wort Republik durfte in meinem Trauerspiele »Oktavia« nicht genannt werden. »Stirb als ein freier Römer!« durfte Antonius nicht sagen.

Im »Epigramm.« Der Kaiser von Japan wurde in einen Beherrscher verwandelt. »Daß der Kaviar aus Rußland komme, und daß Rußland weit sei,« wurde weggestrichen. Daß der Kammerrath als Patriot keine Fremde heirathen will, war ihm nicht erlaubt. Daß ein Kammerdiener unverschämt sein könne, wurde nicht statuirt.

Die Behauptung: »daß Serenissimus weder blind noch krank sei,« mußte wegbleiben. Auch durfte der Fürst kein Windspiel haben; der Kammerrath durfte es nicht hinter den Ohren kratzen; und die Pagen durften dem Kammerrath keinen papiernen Haarbeutel anheften.

In den »beiden Klingsbergen.« Der russische Fürst, dessen Frau Wunschel im Vorbeigehen erwähnt, wurde in einen vornehmen fremden Herrn verwandelt, und ihre polnische Mütze in eine ungarische.

Anstatt Festung, mußte es heißen: Gefängniß; anstatt Hofmann: Schmeichler (keine schmeichelhafte Veränderung!) anstatt Onkel Minister: Onkel Mächtig! — Der Ausruf des jungen Klingsberg, als er Amalien und seine Tante belauscht: »Am Ende werden noch gar Fürstinnen daraus!« war anstößig, und mußte wegbleiben.

Im »Abbé de l'Epée« durfte in Toulouse kein Bürger wohnen. Franval durfte nicht sagen: Wehe meinem Vaterlande! sondern nur: Wehe meinem Lande! denn es war den Russen wirklich durch einen Ukas untersagt wor-

den, sich des Wortes Vaterland zu bedienen. — Der Abbé de l'Epée, der bekanntlich von Paris kommt, durfte nicht von Paris kommen. Das berühmte Lyceum mußte er ungenannt lassen, und eben so Frankreich.

Büffons Naturkunde, d'Alemberts Gelehrsamkeit, Rousseau's Empfindung und Voltaire's Witz, wurden sämmtlich durch einen Federstrich vertilgt.

Im »Schreibepult« mußte die ganze Rolle des Geisterbeschwörers ohne Barmherzigkeit weggestrichen werden.

Ich habe, um nicht weitläufig zu werden, nur Kleinigkeiten angeführt; sie geben aber einen Begriff von der Strenge, mit welcher der Censor, ganz wider seinen Willen, verfahren mußte. Wie oft hatte ich vormals über den dickköpfigen Censor in Riga gelacht, der, zum Beispiel, in meiner »Versöhnung« die Worte des Schusters: »Ich will nach Rußland; dort soll es brav kalt sein!« wegstrich, und statt derselben schrieb: »Ich will nach Rußland; dort wohnen lauter ehrliche Leute!« Ich glaubte nicht, daß gerechte Furcht einst auch in Petersburg veranlassen würde, was die Dummheit in Riga bewirkte.

Wenn übrigens manche bei der Censur weggestrichene Stelle dem Kaiser jemals zu Gesicht gekommen wäre, und er von uns Rede und Antwort darüber verlangt hätte; ich gestehe, daß wir sehr verlegen gewesen sein würden. Nur ein paar Beispiele aus der »Oktavia:«

— — schenkt dem Koche
Für eine Mahlzeit flugs ein Haus,
Ein Haus, das ihm nicht zugehört. —

„That ich das jemals?" hätte der Kaiser fragen können; und wenn ich es nicht that, warum hieltet Ihr die Stelle für anstößig?" — —

Cäsar. So weiß es Charmion, die Zof', und der
Verschnitt'ne Günstling Mardion; es hat
Antonius der Herren viele.

„Meint Ihr," hätte der Monarch fragen können, „Zofen und Günstlinge herrschten hier? — Und wenn Ihr das *nicht* meint; warum vertilget Ihr diesen wichtigen historischen Zug?"

Aus diesen wenigen Beispielen erhellet zur Genüge, wie *gefährlich* das Amt eines Censors für *den*, der es verwaltete, und wie *drückend* es für *mich* war. Der Herr Rath (jetziger Kollegien-Assessor) Adelung, konnte mir aber mit dem besten Willen diese Last nicht erleichtern.

Doch es gab noch andere Unannehmlichkeiten, die mir meinen Posten sehr bald verleideten. Ich will nicht von den ewigen Trakasserien der Schauspieler, von ihrer Widersetzlichkeit und ihrem unbegrenzten Eigendünkel reden: c'est par tout comme chez nous. Ein weit stärkeres Hinderniß, das dem Gedeihen der deutschen Bühne im Wege stand, war die Eifersucht der *französischen*, oder vielmehr der Madame Chevalier, ihres ersten Mitgliedes, und — ihrer Regentin. Nicht als ob sie befürchtet hätte, daß

die deutsche Kunst die französische verdunkeln werde: — das wäre, bei der anerkannten Mittelmäßigkeit des deutschen Theaters, und bei der Vorliebe der Russen für das französische, eine lächerliche Furcht gewesen; — aber sie wollte nicht, daß irgend Jemand außer ihr den Kaiser gut oder schlecht amüsiren solle. Die Italiener und die Russen waren bereits von dem Theater des Lustschlosses und der Eremitage verbannt; selbst die französische tragische Muse durfte in der Person der Madame Valville so selten als möglich erscheinen. Nun war es aber doch wohl möglich, daß die deutschen Schauspieler, wenigstens durch den Reiz der Neuheit, den Monarchen lockten, daß er die Deutschen öfter vor sich spielen ließ, sich wohl gar an sie gewöhnte, und daß Madame Chevalier dann wöchentlich einmal weniger vor ihm erscheinen durfte. Dem mußte vorgebeugt werden.

Viermal verlangte der Kaiser deutsches Schauspiel, viermal erhielt ich vom Herrn Oberhofmarschall den Befehl, mich bereit zu halten, und viermal wußte Madame Chevalier es zu hintertreiben.

Da ich den Geschmack des Kaisers so ziemlich kannte, und da mir ausdrücklich befohlen war, eins der zu gebenden Stücke unter den meinigen zu wählen, so hatte ich zu der ersten Vorstellung die »Versöhnung« von mir, und zur zweiten Iffland's »Hagestolzen« bestimmt. Kein Stück, das der Kaiser sehen sollte, durfte länger spielen, als anderthalb Stunden, höchstens eine und drei Viertel-

stunden; ich hatte mir daher die undankbare Mühe gegeben, beide Stücke so abzukürzen, daß sie die vorgeschriebene Zeit um keine Minute überschritten. Doch alles vergebens! Madame Chevalier zeigte auch hier, daß die Familie der hübschen stumpfnasigen Sultaninnen (in Marmontels bekannter Erzählung) noch nicht ausgestorben ist.

Was war zu thun? — Freilich konnte ich mich allenfalls an den Monarchen selbst wenden, und vielleicht sehr bald einen Befehl auswirken, gegen den kein Widerspruch Statt fand; aber — ich kannte die Verhältnisse des Hofes, und duldete, was ich ohne Gefahr nicht ändern konnte. Madame Chevalier suchte übrigens mir persönlich die Kränkung zu vergüten. Sie betrug sich sehr artig gegen mich; ich genoß der seltenen Gunst, Zutritt in ihrem Hause und an ihrer Tafel zu haben; sie erzeigte mir auch die Ehre, die Gurli in meinem Stücke »die Indianer in England,« zu spielen, welches ein gewisser Marquis Castelnau auf eine etwas unbarmherzige Weise zu einer Oper hatte verschneiden müssen, die der alte Sarti vortrefflich komponirte. Endlich setzte sie sogar das Vertrauen in mich, eine französisch geschriebene Oper von mir zu verlangen; und die Umstände nöthigten mich in der That, ganz ernstlich an diese Idee zu denken.

Doch diese Artigkeiten konnten mich höchstens nur wegen meiner persönlichen Sicherheit beruhigen, meine Lage aber nicht angenehmer machen; und ich war daher fest entschlossen, bei der ersten günstigen Gelegenheit um meinen Abschied zu bitten.

Muß ich, um diesen Entschluß zu rechtfertigen, noch mit einigen starken, aber wahren Zügen meine damalige Lage und Gemüthsstimmung schildern? — Ach! ich theilte sie leider fast mit jedem Einwohner von Petersburg! So weit hatten es böse Menschen gebracht, die das Vertrauen eines zu herzlicher Güte geneigten Monarchen mißbrauchten, und ihm überall Schreckbilder aufstellten, die nicht vorhanden waren, ja, an die sie selbst nicht glaubten! — Mit bangen Ahnungen legte ich mich jeden Abend zu Bette; zitternd hörte ich in der Nacht jedes Geräusch auf der Straße, jeden Wagen, der in der Nähe meiner Wohnung anhielt; ich erwachte zu neuen Sorgen, wie ich an diesem Tage jedes Unglück vermeiden wolle; ängstlich fuhr ich auf den Straßen, um ja, wenn etwa der Kaiser mir begegnen würde, zu rechter Zeit auszusteigen; — mit ungewohnter Sorgfalt wachte ich über jedes meiner Kleidungsstücke, und über die Art sie zu tragen; — Weibern von zweideutigem Rufe und Männern von schwachem Geiste mußte ich huldigen; — den unverschämten Uebermuth eines unwissenden Balletmeisters (des Gemahls der Madame Chevalier) tragen; — bei jeder Aufführung eines neuen Stückes zitternd erwarten, ob die immer wachsame Polizei oder geheime Expedition nicht etwa ein unwillkürliches Vergehen darin entdeckt habe. — So oft meine Frau mit meinen Kindern spaziren fuhr, und etwa einige Minuten über die bestimmte Zeit ausblieb, zitterte ich zu erfahren, daß sie nicht schnell genug vor dem Kaiser ausgestie-

gen, und deshalb, so wie die Frau des Gastwirth's Demuth, in ein Polizei-Gefängniß gebracht worden sei! — Nur selten konnte ich meinen Kummer in den Busen eines Freundes ausschütten; denn alle Wände hatten Ohren, und der Bruder traute dem Bruder nicht mehr! — Keine Lektüre konnte mich um die gräßliche Zeit betrügen; denn alle Bücher waren ja verboten! — Auch die Feder mußte ich wegwerfen, mir selbst durfte ich nichts vertrauen; denn wie leicht konnte man plötzlich mein Portefeuille untersuchen! — Ein Gang in Geschäften, wenn er vor dem Schlosse vorbei führte, drohte der Gesundheit Gefahr; denn bei dem übelsten Wetter durfte man sich dieser Steinmasse nur mit entblößtem Kopfe nähern. — Der harmloseste Spazirgang gewährte keine Zerstreuung; denn fast täglich begegnete man Unglücklichen, die arretirt, vielleicht gar zur Knute geführt wurden! —

Ich berufe mich auf das Zeugniß jedes Einwohners von Petersburg, ob die Farben, in welche ich meinen Pinsel getaucht habe, zu schwarz sind. — O, hätte der Monarch das gewußt! Er, dem es gewiß Ernst war, seine Unterthanen zu beglücken!

Und nun denke man sich, bei einer solchen Gemüthsstimmung, meinen Schrecken, als am 16. Dezember, Morgens um acht Uhr, der Herr Graf von der Pahlen einen Polizei-Offizier mit dem Befehle zu mir schickte, daß ich mich augenblicklich zu ihm begeben sollte. Zwar hatte er zu dieser Botschaft nicht allein einen sanften, höflichen, mir

bekannten Jüngling gewählt, sondern ihm auch ausdrücklich befohlen, mir zu sagen: ich solle nicht erschrecken; es habe nichts Schlimmes zu bedeuten. Aber schon sein bloßer Anblick, seine ersten Worte waren hinlänglich, mir das Blut zum Herzen zu treiben, und meine Frau wurde so dadurch erschüttert, daß sie Arzenei nehmen mußte.

Als ich zu dem Grafen von der Pahlen kam, sagte er mir lächelnd: der Kaiser wolle eine Ausforderung zu einem Turnier an die Souveräns von Europa und ihre Minister erlassen. Diese solle von mir geschrieben und dann durch die Zeitungen bekannt gemacht werden. Baron Thugut besonders sei darin mit scharfer Lauge zu waschen; und die Generale Kutusoff und Graf Pahlen als Sekundanten des Kaisers zu nennen. (Den letztern Einfall, wegen der Sekundanten, hatte der Kaiser erst vor einer halben Stunde gehabt, und geschwind deshalb mit Bleistift einen Zettel geschrieben, der bei dem Grafen auf dem Tische lag.) In einer Stunde sollte dieses seltsame Werk fertig sein, und der Kaiser hatte befohlen, daß ich es ihm persönlich überreichen sollte.

Ich gehorchte, und nach einer Stunde brachte ich die Ausforderung. Der Graf, der die Gesinnungen des Monarchen besser kannte als ich, fand sie nicht beißend genug. Ich setzte mich nun in seinem Kabinette nieder, und machte eine zweite, die ihm besser schien. Jetzt fuhren wir nach Hofe. Zum ersten Male sollte ich nun vor den Mann treten, der mir durch Härte und Wohlthaten, Schrecken und

Freude, Kummer und Dankbarkeit so merkwürdig geworden war! Ich hatte diese Ehre kaum gewünscht, auch gezweifelt, daß sie mir jemals widerfahren würde; denn mein Anblick konnte doch nicht anders als drückend für ihn sein.

Wir standen lange im Vorzimmer. Der Kaiser war spaziren geritten; doch endlich kam er. Graf Pahlen ging mit meinem Papiere zu ihm hinein, verweilte ziemlich lange, kam verdrießlich zurück, und sagte mir im Vorbeigehen nur die Wort; »Kommen Sie um zwei Uhr zu mir; es muß noch schärfer werden.»

Ich begab mich also nach Hause, und war überzeugt, daß es mir auf diesem Wege schwerlich gelingen werde, die Gunst des Monarchen zu erhalten. Kaum war ich aber eine halbe Stunde auf meinen Zimmer, als ein Hofbedienter athemlos hereinstürzte und mir sagte: ich sollte augenblicklich zum Kaiser kommen. Ich eilte, so sehr ich konnte.

Als ich in des Kaisers Kabinet trat, wo außer ihm nur der Graf Pahlen gegenwärtig war, stand er vom Schreibtisch auf, trat mir einen Schritt entgegen, und sagte, indem er sich verbeugte, mit einer unaussprechlich liebenswürdigen Art: „Herr von Kotzebue, ich muß damit anfangen, mich mit ihnen zu versöhnen.»

Ich wurde durch diesen unerwarteten Empfang sehr erschüttert. Welch eine Zaubergewalt steht den Fürsten zu Gebote! sie heißt Milde. — Aller Groll war aus meinem Herzen verschwunden. Der Etikette gemäß, wollte ich dem

Kaiser knieend die Hand küssen; er hob mich aber freundlich auf, küßte mich auf die Stirn, und fuhr in sehr reinem Deutsch fort:

„Sie sind bekannt genug mit der Welt, um au fait der politischen Begebenheiten zu sein; Sie wissen auch, wie ich dabei figurirt habe. Ich habe mich — setzte er scherzend hinzu — oft dumm benommen *): dafür muß ich büßen; das ist billig; und ich habe mir daher selbst eine Strafe diktirt. Ich wünsche nämlich, daß dieses" — (er hielt ein Blatt in der Hand) — „in die Hamburger und andere Zeitungen eingerückt werde."

Hierauf nahm er mich vertraulich unter den Arm, zog mich an's Fenster, und las mir das französisch und eigenhändig geschriebene Blatt vor. Es lautete von Wort zu Wort, und mit Beibehaltung seiner eigenen Ortographie, folgender Gestalt:

On apprend de Petersbourg, que l'Empereur de Russie voyant que les puissances de l'Europe ne pouvoit s'accorder entre elle et voulant méttre fin à une guerre qui la desoloit depuis onse ans vouloit proposer un lieu ou il inviteroit touts les autres Souverains de se rendre et y combattre en Champ clos ayant avec eux pour écuyer, juge de Camp et Heros d'armes leurs ministres les plus éclairés et les generaux les plus habiles, tels que Mrs. Thugut, Pitt, Bernstorff, lui même se proposant de prendre avec lui les Generaux

*) Seine eigenen Ausdrücke.

C. de Palen et Kutusof, on ne sçait si on doit y ajouter foi, toute fois la Chose ne paroit pas destituée de fondement, en portant l'empréinte de ce dont il a souvent été taxé *).

Beim Schlusse lachte er selbst recht herzlich. Auch ich lächelte pflichtschuldigst.

»Warum lachen Sie?« fragte er zweimal schnell hinter einander, immer noch selbst lachend. —

Daß Eure Majestät so gut unterrichtet sind, antwortete ich.

»Da, da!« sagte er, indem er mir das Blatt überreichte; »übersetzen Sie das. Behalten Sie das Original, bringen mir aber eine Kopie davon.«

*) Hier ist die Uebersetzung, so wie sie in dem hamburgischen Correspondenten Nr. 9, vom 16. Jänner 1801 abgedruckt worden ist. St. Petersburg, den 30. Dezember. (Aus der Hofzeitung.) Man sagt, daß Se. Majestät, der Kaiser, da er sieht, daß die Europäischen Mächte sich nicht vereinigen können, und einen Krieg zu beendigen wünscht, der seit eilf Jahren wüthet, einen Ort vorzuschlagen gedenkt, wohin er alle die andern Potentaten einladen will, um mit ihm in geschlossenen Schranken zu kämpfen, zu welchem Behuf sie ihre aufgeklärtesten Minister und geschicktesten Generale als Knappen, Kampfrichter und Herolde mit sich bringen sollen; als da sind: Thugut, Pitt, Bernstorf. Er selbst sei gesonnen, den Grafen von der Pahlen und Kutussoff an seiner Seite zu haben. Man weiß nicht, ob man diesem Gerüchte Glauben beimessen soll; indessen scheint es nicht ganz ohne Grund, da es den Stempel dessen trägt, wessen man ihn oft beschuldigt hat.«

Ich ging und übersetzte. Mit dem letzten Worte, taxé, war ich in einiger Verlegenheit. Sollte ich beschuldigt sagen? Der Ausdruck konnte hart scheinen, und den Kaiser verdrießen. Nach langem Hin- und Hersinnen glaubte ich einen Mittelweg einschlagen zu dürfen, und übersetzte: »dessen man ihn oft für fähig gehalten.«

Um zwei Uhr Nachmittags fuhr ich wieder nach Hofe. Graf Kutaissow meldete mich dem Kaiser. Ich wurde sogleich vorgelassen, und fand ihn dies Mal ganz allein.

»Setzen Sie sich,« sagte er sehr freundlich. Aus Respekt gehorchte ich nicht sogleich. »Nein, nein, setzen Sie sich!« wiederholte er mit einigem Ernst. Ich nahm also einen Stuhl, setzte mich ihm gegenüber an den Schreibtisch.

Er nahm das französische Original in die Hand. »Lesen Sie mir vor.« Ich las langsam, und schielte zuweilen über das Papier weg. Bei den Worten: »in geschlossenen Schranken kämpfen,« lachte er. Uebrigens nickte er immer beifällig mit dem Kopfe, bis ich an das letzte Wort kam.

»Fähig gehalten!« sagte er; »nein, das ist nicht das rechte Wort. Taxirt muß es heißen.« — Ich nahm mir die Freiheit zu bemerken, daß taxiren im Deutschen einen andern Sinn habe. — »Sehr wohl!« versetzte er; »aber fähig halten drückt es auch nicht aus.«

Nunmehr wagte ich es, leise anzufragen, ob man vielleicht das Wort beschuldigt setzen könne.

»Recht, recht! beschuldigt, beschuldigt!« wiederholte er drei- bis viermal, und ich schrieb wie er es verlangte.

Er dankte mir darauf mit freundlicher Herzlichkeit für meine so geringe Mühe, und entließ mich, wahrhaft gerührt und entzückt von seinem liebenswürdigen Betragen. Wer jemals ihm selbst näher gewesen ist, wird mir bezeugen, daß er äußerst einnehmend sein konnte, und daß es schwer, ja fast unmöglich war, ihm dann zu widerstehen.

Ich habe es nicht für überflüssig gehalten, diese Begebenheiten mit allen kleinen Umständen anzuführen, da sie Aufsehen genug in der Welt gemacht hat. Die Ausforderung erschien zwei Tage nachher, zum Erstaunen von ganz Petersburg, in der Hofzeitung. Der Präsident der Akademie der Wissenschaften, dem sie zum Einrücken zugesandt wurde, traute seinen Augen nicht; er fuhr selbst zu dem Grafen von der Pahlen, um gewiß zu werden, daß kein quid pro quo zu fürchten sei. In Moskau wurde diese Zeitung sogar von der Polizeibehörde angehalten, weil man sich nicht einbilden konnte, daß es der Wille des Monarchen gewesen sei, diesen Artikel wirklich bekannt zu machen. Eben das geschah auch in Riga. Der Kaiser selbst hingegen konnte es kaum erwarten, ihn gedruckt zu sehen, und schickte ungeduldig mehre Male darnach.

Mir schenkte er drei Tage nachher eine Dose mit Brillanten besetzt, deren Werth nahe an zweitausend Rubel betrug *). Nie ist wohl die wörtliche Uebersetzung von zwanzig Zeilen besser bezahlt worden!

Der Kaiserin erzählte er, daß er meine Bekanntschaft

*) Die Zeitung für die elegante Welt gibt fälschlich 4000 Rubel an.

gemacht habe. C'est à present un de mes meilleurs sujets *), sagte er. Ich weiß das von einem Manne, der dabei gegenwärtig war. — Warum der Kaiser mich nun für einen bessern Unterthan hielt, als vor meiner Reise nach Sibirien, das weiß ich nicht.

Es gab Leute, die es mir verdachten, daß ich die schöne Gelegenheit, den Kaiser um neue Wohlthaten anzusprechen, nicht benutzte. Wahr ist es, er selbst schien nur auf eine solche Aeußerung von mir zu warten; sein Blick voll freundlicher Güte schien mich dazu aufzumuntern: aber mein Gefühl empörte sich dagegen, und, was ich vielleicht dadurch verlor, werde ich nie vermissen.

Gewann ich doch auf der andern Seite ein unschätzbares Gut, die Ruhe, die meinem Herzen so lange fremd gewesen war; denn jetzt, nachdem ich den Monarchen selbst gesprochen und sein edles Herz offen vor mir gesehen hatte, verschwand der größte Theil meiner Furcht: ich liebte ihn jetzt mehr, als ich ihn fürchtete, und war überzeugt, so wie ich es noch immer bin, daß eine gewisse Freimüthigkeit, ein offenes gerades Betragen, ohne Kriechen, ohne Niederschlagen der Augen, ihm wohlgefiel. Nur in seine kleinen Eigenheiten mußte man sich fügen; und wie leicht konnte man das! Denn zugegeben, daß es gerade nicht groß war, die Beobachtung gewisser Kleinigkeiten allzustrenge zu verlangen; so war es doch wahrhaftig noch weniger groß, mit Widerwillen in solchen Dingen zu ge-

*) Er ist jetzt einer meiner besten Unterthanen.

horchen, welche das wahre Glück der Unterthanen eigentlich gar nicht störten.

Seit jener Unterredung genoß ich hundert kleine Beweise von des Kaisers Gnade; ja, ich bin ihm nie auf der Straße begegnet, ohne daß er still gehalten und sich einige Augenblicke freundlich mit mir unterredet hätte. Gegen mich ist er bis an seinen Tod sich völlig gleich geblieben, immer wohlwollend, freundlich und edel. Warum sollte ich mich schämen zu gestehen, daß meine Augen schwimmen, indem ich diese Blume der Dankbarkeit auf sein Grab fallen lasse!

Im Januar mußten die französischen Schauspieler »Menschenhaß und Reue« in der Eremitage spielen. Bekanntlich hatten von jeher in diesen engern Zirkel des Hofes, außer den Offizieren der Garde, nur die vier ersten Klassen den Eintritt; der Kaiser machte aber mit mir eine Ausnahme, und ließ mich ausdrücklich zu der Vorstellung einladen. Von diesem Augenblicke an hatte ich freie Entrée, so oft in der Eremitage Schauspiel gegeben wurde.

Daß ich mit klopfendem Herzen in die Vorstellung von »Menschenhaß und Reue« ging, kann man leicht denken. Dem vortrefflichen Spiel der Madame Valville, als »Eulalia,« verdanke ich es wohl vorzüglich, daß der Kaiser tief gerührt wurde. Der mehr als siebzigjährige Aufrêne, dessen Name auch in Deutschland rühmlich bekannt ist, spielte den Greis. — Der Kaiser hatte seinen Platz dicht hinter dem Orchester, und es war mir auffallend, daß während

der ganzen Vorstellung ein Gardist von der Maltesergarde hinter seinem Sessel stehen mußte.

Um eben diese Zeit wünschte der Kaiser Haydn's »Schöpfung" zu hören, und ersuchte mich, sie in's Französische zu übersetzen. Nur der kann diese Arbeit würdigen, der mit den Schwierigkeiten einer solchen der Musik angepaßten Uebersetzung bekannt ist. Noch saurer wurde sie mir durch die allzugroße Pünktlichkeit und Genauigkeit des wackern alten Sarti, der meine Worte der Musik unterlegen mußte, und der immer von kurzen und langen Silben sprach, da doch bekanntlich die französische Sprache weder kurze noch lange Silben hat. Indessen war die Arbeit beinahe glücklich vollendet, und in den Fasten sollte die Musik aufgeführt werden; der Kaiser erlebte es aber nicht.

Hätten nicht — trotz dem Wohlwollen und der Auszeichnung meines Chefs, des Herrn Oberhofmarschalls Narischkin, dessen Behandlung ich dankbar rühmen muß — tausend Armseligkeiten mir die Direktion des Theaters verleidet: so dürfte ich behaupten, in jener Zeit ein glückliches Leben geführt zu haben; denn ich hatte mir einen kleinen angenehmen Zirkel gebildet, und einige Freunde erworben: einige nur; aber sie konnten für viele gelten. Ich nenne unter ihnen den Kollegienrath Storch, der jedem gebildeten Deutschen als Schriftsteller bekannt ist, den ich aber noch überdies als einen sehr edlen, gefühlvollen Menschen achte; ferner den wackern Etatsrath

Suthoff mit seiner liebenswürdigen Gattin; den anspruchslosen Etatsrath Welzien mit seiner trockenen, eigenthümlichen Laune. Wir hielten zusammen eine Art von Kränzchen, in welchem ich Stunden genossen habe, deren Andenken mich noch lange mit froher Wehmuth erfüllen wird. O, ich weiß, auch diese meine Freunde werden meiner in ihrem traulichen Zirkel noch oft gedenken!

Doch auch die lästige Theaterdirektion wurde mir plötzlich durch einen Zufall auf die angenehmste Weise erleichtert. Der Kaiser hatte nämlich seinen neuen berühmt gewordenen Michailow'schen Palast vollendet, und lebte und webte nun in diesem, gleichsam durch den Schlag einer Zauberruthe hervorgegangenen Feenschlosse, welches, der Angabe nach, zwischen fünfzehn und achtzehn Millionen Rubel gekostet haben soll. Er verließ den weit bequemeren und gesünderen sogenannten Winter-Palast, um sich zwischen feuchte, dicke Mauern einzusperren, an welchen das Wasser herabfloß. Mehrere Male mußten die Leibärzte die neue Wohnung prüfen, und mehrere Male warnte ihr Ausspruch; sie wurden aber so oft und so lange wieder dahin geschickt, bis sie endlich wohl einsahen, man wolle nun einmal ein anderes, günstigeres Urtheil, und bis sie mit Achselzucken nachgaben. Der Kaiser bezog also die gifthauchende Wohnung mitten im Winter, und es gefiel ihm darin außerordentlich. Es machte ihm Freude, seine Gäste selbst herumzuführen, und ihnen die Schätze von Marmor und Bronze, die er aus Rom und Paris hatte kommen las-

sen, zu zeigen. Das überströmende Lob, mit welchem natürlicherweise die geringste Kleinigkeit bis in den Himmel erhoben wurde, und die ewige Wiederholung des Ausrufs, daß dergleichen nirgends in der Welt existire, — erregten endlich bei ihm den Gedanken, eine Beschreibung von diesem achten Wunderwerke der Welt verfertigen zu lassen. Auf eine sehr schmeichelhafte Weise trug er mir diese Arbeit auf. Mehr als einmal sagte er mir selbst, daß er etwas Außerordentliches von mir erwarte, und setzte mich durch diese Aeußerung in eine nicht geringe Verlegenheit. Aus seiner eigenen Bibliothek erhielt ich Nicolai's „Beschreibung von Berlin und Potsdam", und äußerte dabei den Wunsch, daß ich meinen Gegenstand gerade so, nur wo möglich noch etwas weitläufiger behandeln möchte.

Natürlicherweise fügte ich mich sogleich in sein Verlangen, gestand aber auch: es fehle mir an manchen zu dieser Arbeit nothwendigen Kenntnissen; ich wisse die Schönheiten der Baukunst, der Gemälde, der Statuen nicht kunstgerecht zu beurtheilen, und bitte daher um die Erlaubniß, mir kunsterfahrene Männer in diesen Fächern zugesellen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde mir sogleich bewilligt. Ich schlug für die Antiken den berühmten Herrn Hofrath Köhler vor, welcher die Aufsicht über die in der Eremitage befindlichen Kunstschätze hat, und ein eben so erfahrner als guter, gefälliger Mann ist. Für die Baukunst erbat ich mir den römischen Architekten Brenna, und für die Ma-

lerei die geschickten und liebenswürdigen Herren Gebrüder Kügelchen.

Der Monarch gestand mir freundlich jede Hilfe zu, und ertheilte Befehl, mich jederzeit und überall im Schlosse einzulassen. Der Herr Oberhofmarschall, als Schloßhauptmann, führte mich selbst zum ersten Mal im ganzen Palast umher, und ich ging nun muthig an die Arbeit.

Täglich, Vormittags, Nachmittags, und oft bis spät Abends, brachte ich jetzt meine Zeit im Michailow'schen Palaste zu. Es verging fast kein Tag, an welchem der Kaiser mir nicht hier oder dort begegnete, wenn ich, mit meiner Schreibtafel in der Hand, die mannigfaltigen Gegenstände aufzeichnete; und jedes Mal blieb er bei mir stehen, um sich einige Augenblicke mit der einnehmendsten Freundlichkeit mit mir zu unterhalten, auch wohl mich zu ermahnen, daß ich ja nichts obenhin, sondern alles recht ausführlich beschreiben möchte.

Unter diesen Umständen nun glaubte ich es wagen zu dürfen, um meinen Abschied als Direktor des deutschen Hoftheaters zu bitten. Es war am 8. Februar, als ich diese Bitte schriftlich meinem Chef überreichte. Er hatte die Güte, manche sehr schmeichelhafte Einwendung dagegen zu machen; und als ich auf meinem Vorsatze bestand, verschob er es wenigstens auf unbestimmte Zeit. Nach einigen Tagen erinnerte ich ihn abermals, und ich wurde nicht müde, diese Erinnerungen so oft zu wiederholen, bis ich deutlich merkte, daß sie mir zu nichts helfen würden. Nun

schlug ich einen anderen Weg ein, um mir das lästige Theaterwesen wenigstens zu erleichtern. Ich stellte nämlich vor, daß es mir, bei meinem ununterbrochenen Arbeiten im Michailow'schen Palaste, durchaus unmöglich sei, noch die erforderliche Zeit auf das Theater zu verwenden, und daß ich daher, wenn mir mein Abschied verweigert werde, doch wenigstens um einen Gehilfen bitten müsse. Diese Bitte wurde mir gern zugestanden, und die Wahl eines Gehilfen mir selbst überlassen. So erhielt ich endlich, in der Person eines meiner lieben Freunde, einen Regisseur, dem man einen Gehalt von fünfzehnhundert Rubeln und den Betrag einer Benefiz-Komödie zusicherte. Auf seine Schultern konnte ich nun in Zukunft die drückendste Last werfen, und mir tausend Aergernisse ersparen.

Ich muß bei dieser Gelegenheit noch einige Worte über eine unverdaute Nachricht verlieren, die sich in die Zeitung für die elegante Welt eingeschlichen hat. Es heißt dort erstens: Ich hätte die Schauspieler mit zu vielem Memoriren fatiguirt. Vermuthlich ist der Einsender ein träger Schauspieler; denn zu jeder Rolle von irgend einiger Bedeutung waren vierzehn Tage bestimmt. — Zweitens: Man habe blos meine Stücke gespielt. Ein lächerlicher Vorwurf! Freilich waren die neuen Stücke größten Theils von mir; aber aus der sehr einfachen Ursache, weil ich keine anderen hatte. Es ist weltbekannt, daß kein Buch — weder gedruckt noch als Manuskript — über die Grenze durfte, nicht einmal

die Bibel; wo hätte ich denn neue Stücke hernehmen sollen? — Mir blieb nichts auszutheilen, als was der Entrepreneur Miré mir übrig gelassen hatte: »Erinnerung" von Iffland, das „Incognito" von Ziegler, und noch ein paar andere. Die habe ich gegeben; mehr konnte ich nicht geben. Ich rufe Herrn Iffland zum Zeugen auf, daß ich ihn schriftlich ersucht habe, mir seine neuen Stücke, fein geschrieben, auf einzelnen Blättern in Briefen zu übersenden. Selbst das war noch gefährlich; und wenn ich auch auf diesem Wege nichts erhielt, so konnte ich in Zukunft überhaupt keine neuen Stücke mehr geben: denn mit den meinigen war ich am Ende. — Wozu also ein bitterer Vorwurf, dessen Ungerechtigkeit der Einsender, wenn er in Petersburg zu Hause ist, eben so gut kennen mußte, als ich?

Was er dort von mir noch sonst mit augenscheinlicher Animosität geschrieben hat, habe ich zum Theil schon widerlegt, zum Theil werde ich es weiter unten thun. Man verzeihe diese Abschweifung meinem absichtlich und hämisch gekränkten Ehrgefühl. —

Die Beschreibung des Michailow'schen Palastes war bei dem Tode des Kaisers ihrer Vollendung nahe. Da bald nachher die meisten dort befindlichen Kostbarkeiten ausgeräumt und weggebracht worden sind; und da sowohl der Bau als die ganze Einrichtung des Schlosses ein Licht auf den Charakter und den Geschmack des verewigten Monarchen werfen: so erfülle ich nicht allein den ausdrücklichen Wunsch mehrerer von meinen Freunden, sondern vermuth-

lich auch den Wunsch manches neugierigen Lesers, wenn ich einen kurzen Auszug aus jenem ermüdend weitschweifigen Werke hier abdrucken lasse.

Kurze Beschreibung des Michailow'schen Palastes.

Dieser Palast nimmt die Stelle des ehemaligen, von Peter dem Großen 1711 erbauten, sogenannten Sommer-Palastes ein, und liegt da, wo die Moika mit der Fontanka zusammenfließt. — Die Kaiserin Elisabeth erneuerte zwar späterhin jenes Sommerschloß; es blieb aber von Holz, und drohte den Einsturz. Dauernder ist jetzt der Phönix aus seiner Asche hervorgestiegen.

Durch die Gartenstraße gelangt man zu einem Portal. Acht dorische Säulen von röthlichem inländischen Marmor tragen Trophäen. Drei eiserne Gitterthore öffnen sich zwischen Granitpfeilern. Der Namenszug des Kaisers (von dem Johanniterkreuz umgeben), Adler, Kronen und Kränze von vergoldeter Bronze, zieren die Pforte und das Stacket. Durch das mittlere Thor durfte nur die kaiserliche Familie fahren. Alle drei geleiten in eine, gegen dreihundert Schritt lange, und einst unter der Kaiserin Anna gepflanzte dreifache Allee von alten Linden und Birken. Sie zieht sich links am Exerzierhause, und rechts an den Stallgebäuden hinab, bis sie sich nahe bei zwei Pavillons endigt, die zu Wohnungen der Hofbeamten bestimmt waren. (Das Exerzierhaus ist ein ungeheures, längliches Viereck, welches im Winter vierundzwanzig Oefen nothdürftig erwärmen.)

Jetzt führt eine Zugbrücke über einen, mit Quadersteinen ausgefütterten, fünf Faden (Klafter) breiten Kanal, nach dem Connetable oder Vorplatze des Palastes, der eine Länge von sechsundfünfzig Faden, und am Kanal hinab eine Breite von sechzig Faden mißt. In der Mitte desselben erhebt sich auf einem Piedestal von Marmor, zu welchen man auf drei Granitstufen empor steigt, eine kolossalische Bildsäule Peters des Großen von Erz. Sein Roß schreitet vorwärts; er selbst ist im römischen Kostüm, mit dem Lorbeerkranze um den Kopf. — Diese Statue ward im Jahre 1744 unter der Kaiserin Elisabeth von dem Italiäner Martelli gegossen, und stand unter einem hölzernen Schoppen vergessen. Die Hochachtung des Urenkels für den Urältervater entzog sie dieser Vergessenheit. Die Vorderseite des Piedestals hat die einfache Inschrift:

PRODAEDU PRAWNUX *)

Links und rechts sind zwei Basreliefs in Bronze: die Schlacht bei Pultawa, und die Eroberung der Festung Schlüsselburg.

Jetzt stehen wir dicht vor dem Palaste. Er bildet ein Viereck von gleichen Seiten, deren jede, die hervorspringenden Winkel ungerechnet, neunundvierzig Faden mißt. Ringsum ist er von Kanälen umgeben, die ihr Wasser aus der Fontanka erhalten. Sie fließen an Mauern von Granit, und sind an verschiedenen Stellen mit fünf Zugbrücken überwölbt. — Das Fundament des Schlosses ist neun Fuß

*) Dem Aeltervater der Urenkel.

tief; es sind Balken bei Balken eingerammt, und auf ihnen ruhet ein hölzerner Rost.

Keller und Erdgeschoß sind von Granit-Quadern erbauet, und die andern beiden Stockwerke von gebrannten Steinen, großen Theils mit Marmor bekleidet; das übrige ist mit einer röthlichen Farbe überzogen, von welcher eine glaubwürdige Sage behauptet, daß sie ihre Wahl einer wirklichen Ritter-Galanterie verdanke. Eine Dame am Hofe nämlich trug Handschuhe von dieser Farbe, und der Kaiser soll einen dieser Handschuhe dem Maler als Muster der Farbe zugeschickt haben. Gestehen muß man indeß, daß ein solches grelles Roth sich besser für Handschuhe, als für einen Palast schickt. Einige Einwohner von Petersburg benutzten die Gelegenheit, dem Kaiser auf eine feine Art zu schmeicheln; sie ließen nämlich ihre Häuser geschwind eben so anfärben. Noch feiner benahm sich Madame Chevalier, die sich, als „Iphigenia," in ein Gewand von dieser Farbe drapirte, so wenig sie auch kleidete.

Man denke sich nun den Total-Eindruck, den eine ungeheure röthliche Steinmasse, von Gräben und Zugbrücken umgeben, und mit zwanzig neugegossenen, metallenen Zwölfpfündern bepflanzt, auf den Fremdling, der sich zum ersten Male dem Palaste näherte, hervorbringen mußte. Man rechne noch hinzu die mancherlei zum Theil geradezu mit den Regeln der Kunst streitenden Verzierungen: am Eingange der Haupt-Façade zwei ungeheure, bis unter das Dach reichende Obeliske von grauem Marmor, welche

den Namenszug des Monarchen in Bronze, und Trophäen von weißem Marmor tragen; — neben diesen in kleinen Nischen, die, gegen diese Obeliske sehr winzig erscheinenden Statuen der Diana und des Apoll von Belvedere, aus weißem Marmor; — über ihnen eine Kollonade von jonischen Säulen, welche ein Portal rustique stützen; — dann wieder ein Frontispice der Gebrüder Stagi, von Marmor aus dem Archipelagus, die Geschichte als eine geflügelte Fama darstellend, wie man sie auf der Trajans-Säule in Rom sieht; dann wieder auf der Attika zwei Göttinnen des Ruhms, die das Reichswapen halten; — dann das Dach von grün gefirnißtem Eisen, und auf demselben eine Menge weiblicher Statuen mit Mauerkronen auf den Köpfen, und mit Schilden, in denen die Wapen der russischen Provinzen stehen; — dann am Fries, von inländischem Porphyr, folgende Inschrift mit großen Buchstaben von Bronze:

DOMU TWOJEMU PODOBAJET SWÄTÜNÄ GOSPODNÄ F'DOLGOTU DNEI *).

Endlich über der Pforte auf dem schwarzen Marmorgrunde das Wort **WOSKRESENSKIJA** (Sonntags-Pforte). — Man denke sich diese hohe Verwirrung von Gegenständen, die zum Theil einzeln sehr schön sind, aber, so zusammengestellt, freilich wohl frappiren, doch schwerlich gefallen können! — Der Architekt Brenna, der das Ganze geleitet hat, gibt vor, alles dies sei der ausdrückliche Wille

*) Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses ewiglich. Psalm 92.

des Monarchen gewesen, der selbst die Zeichnungen entworfen habe; doch Andere bezweifeln das.

Aus der zweiten Façade tritt eiförmig die Kirche hervor. Sie ist mit grauem sibirischen Marmor bekleidet; Basreliefs der vier Evangelisten, ein Gesimse von Engelsköpfen, und in zwei Nischen die Bildsäulen der Religion und des Glaubens, zieren sie. Auf der Attika stehen die Apostel Petrus und Paulus neben dem Kreuze. Aus dem Dom steigt der vergoldete Thurm empor. Ihn umgeben vier hohe Kandelabern, die gleich der Kuppel und dem Kreuze, von stark in Feuer vergoldeter Bronze verfertigt sind.

Ueber einer unweit der Kirche gelegenen Pforte, steht auf schwarzem Marmor das Wort ROSCHESTWENSKIJA (Auferstehungs-Pforte).

Vergebens habe ich zu erfahren gesucht, was der Monarch mit den beiden Benennungen, Sonntags-Pforte und Auferstehungs-Pforte, eigentlich habe sagen wollen. — Ein bedeutender Mann rieth mir, sie in der mir anbefohlenen Beschreibung unübersetzt zu lassen.

An der dritten Façade, nach der Seite des Sommergartens, führt eine runde, sechs und zwanzig Stufen hohe Treppe von serdopol'schem Granit zu einer geräumigen Vorhalle, welche von zehn dorischen Säulen aus röthlichem Marmor getragen wird. Der Boden ist mit weißen Marmor-Quadern ausgelegt. An den Seitenwänden stehen in zwei Nischen egyptische Statuen von

Bardiglio di Carrara, einem harten, an Farbe dem Basalt ähnlichen Steine. Auf der Treppenruhe prangen zu beiden Seiten die herrlichen Bildsäulen des farnesischen Herkules und der farnesischen Flora aus Erz die in der Peterburgischen Akademie der Künste gegossen worden sind; neben ihnen zwei Vasen von Erz, auf Granitgestellen, durch einen Künstler, Namens Gasteclour, den berühmten Vasen der Medicis und Borghese treu nachgeformt.

Ueber der Kolonnade erhebt sich ein breiter Balkon, mit zehn Vasen und den vier Jahreszeiten von weißem Marmor geschmückt. Die Attika wird von sechs Karyatiden gestützt, zwischen welchen ein französischer Künstler, Namens Tibault, Basreliefs von weißem Marmor angebracht hat. Auch hier stehen russische Provinzen auf dem Dache.

Die vierte Façade endlich ist abermals mit den Bildsäulen des farnesischen Herkules und der farnesischen Flora geschmückt, doch nicht in Erz, sondern in weißem Marmor.

Das Portal wird von sechs dorischen Säulen aus röthlichem Marmor getragen, und über demselben steigt eine Attika empor, die mit einer Balustrade umgeben ist und zugleich als Belvedere dient. — Zwei Nischen enthalten die Bildsäulen der Klugheit und der Stärke. Ein Pavillon mit einer Kuppel trägt die Schloßuhr, und auf einem kleinen Thurme wehet, wenn der Monarch anwesend ist, die kaiserliche Flagge.

Wir haben nun den Palast umgangen. Jetzt wenden wir uns wieder zu dem Haupteingange, und treten durch die Sonntags-Pforte in das Peristyl. Es bildet ein längliches Viereck. Auf beiden Seiten des Fahrweges steigt man zu zwei Kolonnaden von vier und zwanzig dorischen Säulen empor, deren jede aus einem einzigen Granitblock gehauen ist; Sockeln und Kapitäler bestehen aus Marmor von Ruskol. In der Mitte zwischen den Säulen stehen abermals Kopien der Mediceischen und Borghesischen Vasen aus weißem Marmor, und seitwärts in Blenden zwei antike große Statuen des Herkules mit der Keule, und Alexander's des Großen.

Aus dem Peristyl geht man in den achteckigen Schloßhof, der dreiunddreißig Faden im Durchmesser hat, und gegen drei Arschinen *) höher ist, als der Boden um das Schloß her. In diesen Hof zu fahren, war nur der kaiserlichen Familie und den Ambassadeurs erlaubt.

Es läßt sich gar nicht zählen, wie oft der Namenszug des Kaisers an diesem Palast in- und auswendig angebracht ist. Auch hier im Hofe füllt er rings umher die Zwischenräume der Fenster, und in acht Nischen stehen acht der erbärmlichsten Bildsäulen, die jemals aus der Hand eines Steinmetzen hervorgegangen sind. Sie sollen Stärke, Ueberfluß, Sieg, Ruhm u. s. w. vorstellen, sind aber wahre Ungeheuer, und liefern noch einen

*) Eine Arschine ist ungefähr so lang, wie eine brabantische Elle.

Beweis mehr, welche disparate Verbindung zwischen Pracht und Geschmacklosigkeit nur allzu oft in diesem Palaste herrscht.

Vier Haupttreppen und zwei kleinere, geleiten aus diesem Hofe durch sehr breite Glasthüren in das Innere des Palastes. Man konnte aber auch schon aus dem Peristyl linker Hand in einen ovalen Saal treten, wo jederzeit dreißig Mann und ein Offizier von des Kaisers eigenem Leibgarde-Regiment die Wache hatten. Diese Wache wurde immer nur von demselben Regimente abgelöst, während verschiedene Regimenter die übrigen Wachen im Schlosse versahen. Die Stellung dieser dreißig Mann gerade an diesem Platze war mit vorsichtiger Klugheit gewählt; denn da der Saal mit dem einen Ende an das Peristyl, und mit dem andern an die Paradetreppe stieß, so konnte, auf dem ordentlichen Wege, Niemand zu dem Kaiser gelangen, ohne diese Wache zu passiren.

Die Granitstufen der Paradetreppe laufen zwischen einem Geländer von sibirischem grauen Marmor, und Pfeilern von hellgeschliffener Bronze. Die Wände sind mit verschiedenen Marmorarten ausgelegt; die jetzt noch leeren Felder waren für Fresko-Gemälde bestimmt. Auf der Treppenruhe bewunderte man die vortrefflich kopirte berühmte Kleopatra des capitolinischen Museums in weißem Marmor. In Seiten-Nischen sah man die Bildsäulen der Klugheit und Gerechtigkeit. Oben auf der Treppe standen zwei Grenadiere.

Jetzt habe ich den Leser bis vor die prächtigen Mahagony-Thüren geführt, deren Füllungen gänzlich mit bronzirten Schilden, Waffen und Medusen-Köpfen bedeckt sind. Die Flügelthüren rechter Hand öffnen sich, und mit ihnen die Paradezimmer des Monarchen.

Ein ovales Vorgemach (in welchem die Büste Gustav Adolph's, des biedern Schweden-Königs, zu bemerken, und ein elender allegorischer Plafond von einem russischen Maler, Names Smuglewitsch, zu belächeln ist) führt in einen weiten Saal von gelbem, geflecktem Gipsmarmor. Ich will, meinem Vorsatze getreu, immer nur die Hauptzierden jedes Zimmers angeben. Hier bestehen sie in sechs großen historischen Gemälden, acht Arschinen hoch und beinahe sechs Arschinen breit: der Sieg bei Pultawa von Schebujeff, ein schönes, kräftiges Bild, auf welchem Peter der Große und General Scheremetoff die Hauptfiguren sind; die Einnahme von Kasan durch den Zaar Iwan Wasilewitsch, von Ogrumoff, schön gruppirt; die Erwählung des Großvaters Peter's des Ersten, Michaila Fedorowitsch Romanow zum Zaar (ein liebliches Bild, gleichfalls von Ogrumoff, der gewiß einen Platz unter den besten Geschichtsmalern seiner Zeit verdient); die Vereinigung der russischen Flotte mit der türkischen, und ihr Durchgang durch den Bosphorus, von Pretschetnikoff; (so merkwürdig diese Begebenheit war, so unbedeutend ist das Bild; höchstens wäre die Luft-Per-

spektive zu loben); der Sieg des Fürsten Dmitri Iwanowitsch Donsky über die Tataren auf den Gefilden von Kulikoff am Don; und die Taufe des Großfürsten Wladimir, beide von einem Engländer Atkinson, dessen Pinsel zwar frappirt, dessen Griffel aber oft verzeichnet. — In diesem Saale war nachher Kaiser Paul's Katafalk errichtet.

Der Leser folge mir jetzt in den Thronsaal, der fast zwölf Faden lang und ungefähr fünf Faden breit ist. Er war höchst zweckmäßig verziert, und sein Anblick erweckte in der That Ehrfurcht und Vertrauen. Ich spreche nicht von den grünen, mit Gold eingefaßten Sammttapeten und den prächtigen Möbeln, auch nicht von dem ungeheuren, dreizehn Arschinen hohen Ofen, der mit Bronze fast bedeckt war; sondern vorzüglich vom Thron und dessen Umgebungen. Er war von rothem Sammt, sehr reich mit Gold besetzt und gestickt. Im Hintergrunde das russische Wapen, umgeben von den Wapen der Königreiche Kasan, Astrachan, Sibirien und Großrußland. Dem Throne gegenüber standen in runden Blenden über den Thüren die antiken Brustbilder des Julius Cäsar, des Antoninus Pius, des Lucius Verus u. s. w. Ueber ihnen erhoben sich kolossalische Figuren der Gerechtigkeit, des Friedens, des Sieges, des Ruhmes; und rings um den ganzen Saal reihten sich in lebendigen Farben die Wapen aller dem russischen Scepter unterworfenen Provinzen (sechs und siebzig an

der Zahl), und repräsentirten gleichsam alle die verschiedenen Völkerschaften des Reiches. Man muß gestehen, daß diese, von dem verewigten Monarchen selbst angegebenen Verzierungen nicht besser erfunden werden konnten, und ganz den Geist verriethen, der im Grunde, man sage was man wolle, ihn beseelte.

Unter den kostbaren Möbeln bemerke ich nur noch einen Spiegel, den größten im ganzen Palast; er war fast sechs Arschinen hoch, und über drei Arschinen breit, aus einem Stücke, in Petersburg verfertigt. Ferner drei herrliche Tische, der eine von Verde antico, die andern beiden von orientalischem grünen Porphyr. Alle waren länger als drei Arschinen und über eine Arschine breit. Sie ruheten auf Säulen von Erz und Bronze, oder wurden von beinahe vier Fuß hohen Genien von Bronze getragen. Von der Decke herab hing ein großer Kronleuchter von Bronze. Der Plafond bestand aus zwei großen, aber höchst mittelmäßigen, allegorischen Gemälden von Valeriani. Das Panier des Malteser-Ordens prangte auf beiden.

An den Thronsaal stößt die Gallerie der Arabesken, und man betritt dieselbe zwischen zwei sehr schönen jonischen Säulen von orientalischem, aus Rom nach Petersburg gebrachten Porphyr. Auf dem Gesimse stehen Marc-Aurels Büste und hohe Vasen von sibirischem rothen Porphyr. Fünf Blenden enthalten fünf in Rom kopirte Statuen der mediceischen Venus, des Antinous, des Germanicus, des florentinischen Apoll und der Venus Kallipy-

gos. — Die Architektur der Gallerie ist eine Nachahmung der berühmten Loge Raphaels in Rom, und das Ganze, gleich jener, in bunten Arabesken von Pietro Scotti, die Figuren von Bighi gemalt, aber noch nicht ganz vollendet.

Aus dieser Loge geht man durch sehr hohe und breite Spiegelthüren in die Gallerie des Laokoon. Sie hat ihre Benennung von der bekannten herrlichen Gruppe, welche in Rom nach der Antike, aus einem einzigen makellosen Marmorblock verfertigt, und ohne die geringste Beschädigung nach Petersburg gebracht worden ist

Die Wände zieren vier vortreffliche Gobelins, wohl sechs Arschinen in's Gevierte: Petri Fischzug; Christus, wie er die Verkäufer aus dem Tempel treibt; die Erweckung Lazari; und Maria Magdalena, Christo die Füße salbend. Ein wenig auffallend waren aber unter diesen Gemälden aus der biblischen Geschichte, zwei heidnische Gruppen, Endymion mit der Diana und Amor mit der Psyche gestellt, welche Pacetti nach dem Original des berühmten Canova verfertigt hat. Da sie ganz dicht vor den Gobelins standen, so mußte das Auge gewissermaßen auf Christus und Endymion zu gleicher Zeit ruhen. —

Die Dessus-portes, zwei enkaustische Gemälde von Dallera in Rom, Ulysses und Hektor's Abschied von der Andromache, waren bereits durch die Feuchtigkeit der Mauern angegriffen; ein Riß oder Sprung entstellte besonders das letztere.

Ich schweige von den köstlichen Tafeln von Breccie und Alabaster fiorito orientale; von den geschmackvollen Sammtsesseln; von den mannigfaltigen, sämmtlich in Paris gearbeiteten Bronzen, u. s. w. Nur hin und wieder werde ich unter den unzähligen Pendülen eine auszeichnen. So z. B. fuhren hier die in Bronze vortrefflich gearbeiteten vier Jahreszeiten auf einem Wagen, den Löwen zogen, die ein Genius an der Hand leitete; das Zifferblatt war im Wagenrade angebracht. — Wendete man nun aber von allen diesen echten Kunstprodukten den Blick aufwärts; o weh! so wurde man drei große Plafonds gewahr, die den ganzen Eindruck vernichteten: in der Mitte Herkules am Scheidewege von Bighi, der erträglichste; rechts die Tapferkeit durch das Verdienst belohnt, und links Gerechtigkeit und Friede sich küssend, beide von dem Unliebling aller Musen und Grazien, von Smuglewitsch. Indessen bleibt es merkwürdig, daß der Kaiser selbst die Gegenstände dieser Plafonds angegeben hatte! Er war es, der Gerechtigkeit und Frieden, Tapferkeit und Verdienst zusammen gesellte. Schade, daß er nicht eine bessere Wahl in der Person traf, welche diese Ideen ausführen mußte! — Ach! leider ging es ihm oft und fast überall so! Immer sprudelte die Quelle, zwar gewaltig, doch kristallhell, aus diesem Felsen; aber die Gefäße, in welche sie aufgefangen wurde, waren selten von reinem Thon.

In dieser Gallerie bewachten zwei Garde-Unteroffiziere

mit langen Espontons den Eingang in einen ovalen Salon, wo sechzehn korinthische Säulen von Gipsmarmor eine Attika stützen, deren Gewölbe en caissons auf sechzehn, von Albani verfertigten, Karyatiden ruhet. Fünf allegorische, ziemlich unverständliche Basreliefs füllen die Zwischenräume. Die Möbel waren hier von feuerfarbenem Sammt, mit silberdurchwirkten Schnüren und Quasten, welches einen angenehmen Effekt machte.

Der Plafond, von Bighi gemalt, und weit besser als die vorigen, stellte eine Versammlung der Götter im Olymp vor. Ein gewisses überirdisches Licht umfließt den Gott Jupiter, und die Behandlung des Ganzen verräth einen nicht gewöhnlichen Künstler.

An diesen Salon stößt der große Marmorsaal, in welchem die Malteser-Chevalier-Garde Wache hielt. Er ist fünfzehn Faden lang, fünf Faden breit, und fast sieben Faden hoch. Die Architektur desselben ist in zwei Ordnungen, bis zur Attika hinauf, in große Marmorfelder getheilt, die aus breccia coralina di Genova bestehen, und deren Füllungen mit schwarzem Marmor von porto Venere bekleidet sind. Lange, platte, darauf geheftete Wandleuchter von polirter Bronze nahmen sich auf dem schwarzen Grunde vortrefflich aus. An der einen schmalen Seite des Saales ist ein Chor von weißem Marmor angebracht, mit einem Geländer von geschliffener Bronze, auf welchem zehn sehr große Vasen-Leuchter von Bronze stan-

den. — Die noch leere Decke war für einen in Rom gemalten Parnaß bestimmt.

Eine breite, von zwei prächtigen jonischen Säulen aus sibirischem Marmor getragene, Nische theilt den Saal in zwei gleiche Theile. In ihr ist ein Kamin von weißem Marmor, auf vier mit lapis lazuli und sibirischem Achat inkrustirten Termen. Links und rechts an der Wand hinab sind noch zwei ähnliche Kamine, von vier Blenden umgeben, deren Hintergrund aus dem eben so seltenen als sonderbaren Gipolino antico besteht, der ganz wie grünes versteinertes Holz aussieht. Schön ist diese Marmorgattung nicht, aber sie frappirt. In den Blenden standen vier nach Antiken in Rom verfertigte Bildsäulen: Mercur, Bacchus, Flora und Venus. — Ich schweige von der herrlichen Bronze, aus welcher Pendülen, Armleuchter, Vasen, kleinere Statuen, und sogar die Feuerböcke gearbeitet waren.

Der Saal endigte sich in eine große Nische, die abermals von zwei jonischen Säulen gebildet wurde. Durch sie gelangte man in den runden Thronsaal.

Hier stützten sechzehn kolossalische Atlanten die gewölbte Kuppel. Rother Sammt mit Gold und vergoldetem Schnitzwerk bekleidete die Wände, und eben dergleichen Vorhänge versteckten die Fenster, ein einziges ausgenommen, welches, in Silber gefaßt, aus einer einzigen Glasscheibe bestand. — Der Thron unterschied sich von dem bereits erwähnten blos durch die Anzahl der Stufen,

indem dort acht, hier aber nur drei, hinauf führten. Der Thronsessel, von gediegenem Silber, war noch in der Arbeit. — Ein Kronleuchter, vier ein viertel Arschine hoch, und acht Wandleuchter, drei eine halbe Arschine hoch, waren sämmtlich von gediegenem Silber, abwechselnd matt und polirt, herrlich gearbeitet, aus der Fabrik des kunstreichen und geschmackvollen dänischen Etatsrathes Buch. — Der Plafond ist en camayeux und Gold, mit Arabesken, von Carlo Scotti gemalt.

In diesem Saale hatte der Kaiser, kurz vor seinem Tode, einige Veränderungen zu machen befohlen. Die Felder von Purpur-Sammt sollten durch dergleichen von gelbem Sammt mit einer außerordentlich kostbaren Stickerei in Silber ersetzt, und in den Winkeln große Rosen von gediegenem Silber, Medaillons und Lorberzweige angebracht werden. Auch die beiden Tafeln, die Armleuchter, die Uhren u. s. w. wollte er sämmtlich mit silbernen vertauschen, wozu bereits vierzig Pud *) Silber abgeliefert waren.

Jetzt öffnet sich die Thür in die inneren Zimmer der Kaiserin. Das erste war mit hellblauer Hautelisse behängt, in welche Ansichten des Lustschlosses Pawlowsky gewirkt waren. Im Hintergrunde des Zimmers eine Nische, von zwei kostbaren Porphyr-Säulen jonischer Ordnung getragen. Vor ihr, die Gruppe des Apoll und der Daphne, eine Kopie nach Bernini, aus carrari-

*) Ein Pud wiegt beinahe fünf und dreißig berlinische Pfund.

schem Marmor. Vasen, Pendülen und Tafeln von Porphyr, Achat, dem köstlichen Alabaster fiorito orientale, rosso antico, Bronze u. s. w. füllten das Zimmer. Enkaustische Gemälde von Dallera schmückten die Thüren. Der Plafond, so wie die meisten folgenden, war en gouache von Cadenacci gemalt.

Durch Thüren von Mahagoniholz, mit Rosen- und Zedernholz ausgelegt, reich mit vergoldeter Bildhauerarbeit verziert, deren weiße Marmorbekleidung mit lapis lazuli, Bronze und Malachit inkrustirt ist, tritt man in ein Kabinet, das eine eben so überladene Pracht hat, als die Thüren selbst. Fast schmerzt das Auge beim ersten Blicke, den man darauf wirft. Die Wände sind grauer sibirischer Marmor; die Füllungen lapis lazuli mit Leisten von Bronze; in den Ecken sibirischer Achat; die Lambris giallo und nero antico; das Gesimse bronzene Löwenköpfe auf lapis lazuli; über dem Gesimse Basreliefs auf goldenem Spiegelgrund; Divan, Tabourets und Vorhänge gestickter Goldstoff; eine Nische mit zwei unschätzbaren korinthischen Säulen von Alabaster fiorito orientale aus Einem Stücke; die Piedestale mit verde antico und lapis lazuli inkrustirt; die weiße Marmorgruppe des Kastor und Pollux von Albagini; in kleinen Seiten-Nischen die Musen des Trauer- und des Lustspiels; der Kamin von verde antico, Malachit, Bronze; Tische, Vasen und Figuren von Achat, Bronze u. s. w.; herrliches Porzellan in raphaelscher Manier mit Arabesken be-

malt; Alles dies, und noch weit mehr, befand sich in einem Kabinet, das kaum ein paar Faden lang und breit sein mag.

An dieses Kabinet stieß das Parade-Schlafzimmer, welches einfachere und eben darum gefälligere Pracht darstellte. Es ist sehr groß; die Wände von Gipsmarmor, die Einfassung Blätter-Guirlanden auf goldenem Spiegelgrund.

Hinter einer dreizehn Arschinen langen Balustrade von Silber, welche vierzehn Pud wiegt, stand das Bett von reichvergoldeter Bildhauerarbeit, unter einem Himmel von hellblauem Sammt mit silbernen Quasten. Links und rechts tragen korinthische Säulen das mit Arabesken auf goldenen Spiegelgrund gemalte Gesimse; zwischen den Säulen sind blausammtne Divans, und hohe Spiegel aus Einem Stücke. — An einem Kamin von weißem carrarischen Marmor ist das Gesimse theils mit lapis lazuli, theils mit florentinischer Mosaik in edlen Steinen (Amethist und dergleichen) geziert, welche in lebendigen Farben Fruchtstücke täuschend nachahmen. — Ein allegorischer, mittelmäßig gemalter Plafond von Valeriani ist mir unverständlich geblieben.

Der Saal, welcher mit diesem Prunkschlafzimmer in Verbindung steht, ist einfach, und diente theils zum Speisen, theils zu Konzerten. Außer zwei Kaminen und mehreren Vasen von sibirischem Porphyr zeichnete sich hier nichts besonders aus. Mir aber war dieser Saal dennoch merk-

würdig, weil er den jüngern Großfürsten zu ihren Spielen diente. Ich traf sie verschiedene Male daselbst an; es sind ein Paar muntere, lebhafte Prinzen, freundlich und höflich gegen Jedermann. Die zärtliche Muttersorgfalt — denn bekanntlich ist die jetzt verwitwete Kaiserin eine der liebevollsten Mütter — hatte die Glasthüren, welche auf den Balkon hinaus gehen, in einer Höhe von etwa vier Fuß mit Kissen belegen lassen, um jeden Unfall zu verhüten.

Ich führe den Leser links aus diesem Saal, indem ich die eigentlichen Wohnzimmer der Monarchin für jetzt rechts liegen lasse. Wir gehen durch ein minder bedeutendes Zimmer in das Thronzimmer der Kaiserin. Der Thron selbst glich, die Größe ausgenommen, dem Throne des Kaisers; doch führte nur Eine Stufe zu ihm hinauf. — Eine große Nische, von zwei kolossalen Karyatiden getragen, faßt einen herrlichen weißen Marmorkamin, den en basrelief die neun Musen zieren. — Die Pracht der Möbel war eben so, wie in den vorigen Zimmern; doch zeichne ich eine allerliebste Pendüle aus: Phöbus, der auf seinem Wagen, mit zwei raschen Pferden bespannt, am Himmelsbogen herauffährt. Das Zifferblatt ist im Wagenrade, und das Ganze erhebt sich, durch die außerordentlich saubere Arbeit, zu einem wahren Kunstwerke. — Der Plafond von Mettenleiter, das Urtheil des Paris, hat einigen Werth; so auch die dessus-portes, Malerei, Bildhauer- und Baukunst, von Bessonoff, Zögling der Akademie der Künste in Petersburg.

An das Thronzimmer stößt die Gallerie Raphael's. Sie hat diesen Namen von vier kostbaren Hautelissen, welche fast die ganze Länge der einen Wand, wenigstens zwölf Faden lang, bedecken. Es sind vortreffliche Kopien vier bekannter Gemälde von Raphael im vatikanischen Palaste: die Anrede Konstantin's an seine Soldaten in der Schlacht wider den Maxenz; die Vertreibung Heliodors aus dem Tempel; die berühmte Schule von Athen, und endlich der eben so berühmte Parnaß, wo Apoll auf der Violine spielt. Ich verweise den Leser auf des Herrn von Ramdohr schöne Beschreibung dieser Gemälde, vor deren Kopien ich manche Stunde zugebracht und mich oft vergessen habe. — Ein großer und zwei kleinere Plafonds von Mettenleiter verdienen bemerkt zu werden. Die mittlere stellt den Tempel der Minerva dar, auf dessen Stufen die freien Künste sich gelagert haben. Das Gesicht des Griechen, der die Baukunst repräsentirt, ist ein Portrait des Architekten Brenna, und in dem Gesichte des Malers hat Mettenleiter sein eigenes kopirt. Die kleineren Plafonds: hier Prometheus, der den Menschen belebt; dort Fleiß und Faulheit. — Herrliche Bronzen, Marmor-Kamine u. s. w. schmücken auch diese Gallerie.

Aus ihr ging man in einen länglichen Saal, in welchem eine sehr schöne antike Bildsäule des Bacchus, und eine vielleicht eben so schöne moderne Diana, von Houdon, die Augen auf sich zogen. Außer diesen war der

ganze Saal noch mit antiken Büsten, Basreliefs, Sarkophagen, Vasen u. s. w. von sehr verschiedenem Werthe angefüllt.

An diesen Saal endlich stößt das Vorzimmer der Garden, wo ein Detaschement der Garde zu Pferde beständig Wache hielt. Es zeichnet sich blos durch vier jonische Marmorsäulen aus und hat einen schlechten Plafond von Smuglewitsch, auf welchem Curtius sich sehr ungeschickt in den Abgrund stürzt.

Jetzt treten wir wieder heraus auf die Paradetreppe, und sind so von der Rechten zur Linken die Prunkzimmer der bel étage durchgegangen. Am 8. November 1800 weihete der Kaiser den Palast mit großem Pomp ein, speiste dort zum ersten Mal, und gab dann dem zahlreich herzuströmenden Publikum eine prächtige Maskerade, bei welcher alle die beschriebenen Zimmer offen und mit vielen tausend Wachskerzen erleuchtet waren, die den Glanz verdoppelt zurückstrahlten. Getanzt wurde im großen Marmorsaal und in der Gallerie des Raphael.

Jetzt wird der Leser begierig sein, auch die inneren Wohnzimmer des Kaisers und der Kaiserin kennen zu lernen. In die Zimmer des Monarchen führte eine Thür aus der Gallerie des Raphael. Ein einfach gemaltes Vorzimmer wurde blos durch sieben Gemälde von Karl Vanloo geschmückt, welche die Legenden des heiligen Gregorius darstellen.

Das zweite, weißgetäfelt mit goldenen Rändern, hatte

in den Füllungen ein paar sehr schöne Landschaften, und einige Ansichten des Palastes selbst. Besonders aber zeichnete es sich durch einen herrlichen Plafond von Tiepolo aus: Markus Antonius bei der Tafel, und Kleopatra, wie sie die Perle in den Becher wirft. Das Kostüm auf diesem Gemälde hat die ehrliche Unwissenheit des Malers äußerst drollig verfehlt.

Im dritten unmittelbaren Vorzimmer sind die Wände fast ganz mit sechs Landschaften von Martinoff bedeckt, welche Ansichten der Lustschlösser Gatschina und Pawlowsky darstellen. In sechs eleganten Mahagoni-Schränken, auf welchen zwanzig der kostbarsten Vasen von Porphyr, orientalischem Alabaster u. s. w. standen, wurde die Handbibliothek des Kaisers aufbewahrt. Hier hielten sich die kaiserlichen Leib- oder Kammerhusaren auf. Eine Nebenthür führte in die Küche, die einzig zum Dienst für die Person des Monarchen bestimmt war, und in welcher, auf sein ausdrückliches Verlangen, blos eine deutsche Köchin seine Speisen bereitete. Auch in dem alten Winter-Palaste hatte er kurze Zeit vorher eine solche Küche dicht neben seinen Zimmern einrichten lassen. — O! wer könnte bei solchen, vielleicht nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, den mächtigsten Monarchen des Erdbodens beneiden!

Eine andere Nebenthür verschloß ein kleines Zimmer für die Kammerhusaren, welches unmittelbar an eine in der Folge sehr merkwürdig gewordene Wendeltreppe stieß, die auf den Hof leitete, wo nur ein einziger Mann Wache stand.

Aus dem Bibliothek-Zimmer trat man in das eigentliche Wohn- und zugleich Schlafzimmer des Kaisers, wo er auch gestorben ist. Es war groß, und maß, wenn ich nicht irre, fünf oder sechs Faden in's Gevierte. Eine Menge Landschaften, die meisten von Vernet, auch einige von Wouvermann und van der Meulen, hingen an der weißgetäfelten Wand. Ein kleines Feldbett, ohne Vorhänge, blos von einem Schirm umgeben, stand in der Mitte; über dem Bette hing ein Engel — kein Schutzengel — von Guido Reni. — In einer Ecke des Zimmers hing das Bild eines alten Ritters als Fahnenträger, von Jean le Duc, ein herrliches Gemälde, welches der Kaiser vorzüglich hoch schätzte.

Mit allen diesen kostbaren Bildern kontrastirte sehr auffallend ein herzlich schlechtes Gemälde von Friedrich dem Zweiten zu Pferde, und in einer Ecke stand, auf einem marmornen Piedestal, ein eben so schlechter, bekannter Gipsabguß von der Büste desselben Monarchen.

Der Schreibtisch war in mehr als Einer Rücksicht merkwürdig. Er ruhete auf jonischen Säulen von Elfenbein, mit Bronze-Sockeln und Kapitälern. Ihn umgab ein sehr fein gearbeitetes Geländer von Elfenbein mit kleinen Vasen, ebenfalls von Elfenbein, besetzt. An zwei mit Bronze verzierten Armleuchtern von Elfenbein, auf einem Würfel von Bernstein, waren vier Pasten nach einem Modell von Leberecht angebracht: der Kaiser, die Kaiserin, die beiden Großfürsten, und die Großfürstin Elisabeth. Die Ta-

fel sowohl als der Leuchter, sind ein Werk der Kaiserin; sie, die Beschützerin der Künste, und selbst Künstlerin, hat nicht nur alles eigenhändig gedrechselt, sondern auch die sehr ähnlichen Pasten geformt.

Noch hing an der einen Wand eine Abbildung aller Militär-Uniformen des russischen Reiches. — Die übrigen kostbaren Möbel übergehe ich mit Stillschweigen.

Man hat ausgesprengt, und tausenmal wiederholt, der Kaiser habe in seinem Zimmer eine Fallthür und noch einige andere verborgene Thüren gehabt. Ich kann versichern, daß an diesem Gerüchte nicht ein wahres Wort ist. Schon der kostbare Teppich, der den ganzen Fußboden bedeckte, machte eine Fallthür unmöglich. Uebrigens hatte der Ofen auch keine Füße, und folglich war unter demselben kein Raum, wie vorgegeben worden ist. Zwei Tapetenthüren waren zwar wirklich in dem Zimmer; die eine verschloß aber blos einen Winkel, dessen Bestimmung man leicht erräth, und die andere einen Schrank, in welchem die Degen der arretirten Offiziere aufbewahrt wurden. Nicht einmal die doppelten Thüren, welche aus des Kaisers Schlafgemach in die Zimmer der Kaiserin führten, waren offen, sondern in- und auswendig fest verschlossen und verriegelt.

Auch der Eingang aus dem Bibliothek-Zimmer hatte doppelte Thüren, und, bei der außerordentlichen Dicke der Mauern, war zwischen diesen Thüren Platz genug, um links und rechts kleine verborgene Thüren in der Mauer

anzubringen. Diese existirten zwar wirklich; doch die rechts verschloß blos ein Behältniß für die Fahnen, und die links entdeckte ein escalier dérobé, welcher zu einigen Zimmern des Kaisers im Erdgeschosse führte.

Hier fand man zuerst ein großes weißgetäfeltes Zimmer, in dessen Wand eine alte Uhr, von Dinglinger in Dresden 1714 verfertigt, angebracht war. Drei silberne Zifferblätter zeigten, außer den Stunden, noch die Veränderung der Witterung und der Winde an. Diese Uhr stand ehemals im Gartenhause Peters des Ersten.

Hierauf folgte ein rundes getäfeltes Kabinet, in welchem sich zwei italienische Statuen (eine Vestalin und eine opfernde Figur), ferner ein Apoll, in der Kunst-Akademie zu Petersburg gearbeitet, prächtige Vasen von porcelaine de Sevres und eine herrliche Tafel von rosso antico besonders auszeichneten.

In dem daran stoßenden, gleichfalls getäfelten Zimmer hing ein sehr schön gesticktes Portrait Peters des Großen. — Auch hier standen kostbare Gefäße von porcelaine de Sevres, und einige mannshohe Vasen von blauem Porcellan aus der petersburgischen Fabrik.

Das letzte Zimmer endlich, das eigentliche Schreibzimmer des Kaisers, war herrlich mit Nußbaumholz getäfelt, mit Laubwerk von lakirtem Holz eingefaßt; in den Füllungen sehr lebhafte auf das Holz gemalte Abbildungen von Göttern, unter Blumenguirlanden, auf welchen sich Vögel wiegten. Der Anblick dieses Zimmers machte einen

sanften, angenehmen Eindruck. — Die Möbel sind auch hier prächtig, besonders ein Schrank, von dem berühmten Röntgen in Neuwied. — Ein kleines Monument auf dem Tische, mit der Inschrift: Marie le 21. Avril *) 1791, war vermuthlich auch ein Werk der Kaiserin. — Ein Dejeuner-Service aus der petersburgischen Porzellan-Fabrik, mit bunten Ansichten des Michailowschen Palastes, bewies abermals die Vorliebe des Monarchen für diese eigne Schöpfung.

Noch ein Wort von den eigentlichen Wohnzimmern der Kaiserin. Man gelangte in dieselben aus dem oben beschriebenen Konzert- oder Speise-Saal. Durch ein Gemach, welches Eleganz und Freundlichkeit in einem hohen Grade mit einander verband, trat man in ein Prachtzimmer, dessen Wände aus grauem sibirischen Marmor, die Füllungen aus lapis lazuli und Porphyr, die Einfassungen aus buntem Marmor, und die reichen Verzierungen aus vergoldeter Bronze bestanden. Hin und wieder waren antike Brustbilder auf Porphyr-Grund vertheilt; die Füllungen der Lambris breccia. Den Kamin trugen alabasterne Säulen; der Fries war verde antico, u. s. w. Die Möbel entsprachen der Pracht der Wände. Der Kronleuchter vom schönsten Kristall hatte zwanzigtausend Rubel gekostet.

Das Toilett- und Arbeitszimmer der Kaiserin stieß an dieses Prunkgemach. Es war getäfelt; Bücher-

*) Bekanntlich der Geburtstag der Kaiserin Katharina der Zweiten.

schränke und Kommoden vom auserlesensten Mahagoni-Wurzelholz. Mehr als die mit goldnen Gefäßen besetzte Toilette zeichneten sich vier liebliche Original-Gemälde aus, eins von Marie Gerard, die übrigen drei von Greuze, unter andern auch die junge Dirne, die von der Mutter ausgescholten wird, weil sie, nur mit ihrem Herzen beschäftigt, einen Vogel zu füttern vergessen hat, der nun verhungert ist. — Diderot hat in seinem Werke über die Malerei dieses Bild weitläufig beschrieben. — Der Schreibtisch stand in der Mitte des Zimmers, und trug häufige Kennzeichen edler Beschäftigungen. — Man sagte mir, daß dieses Zimmer der Monarchin zugleich als Schlafzimmer diene, weil es vorzüglich trocken sei.

Das letzte Zimmer endlich war ein Boudoir oder rundes Kabinet, welches abermals von Pracht strotzte Hellblauer Sammt, mit einer gestickten Borde in reichen goldenen Rahmen, bedeckte die Wände. Bronze, Marmor, lapis lazuli und andere edle Steinarten waren überall verschwendet. Vorzüglich kostbar schien mir eine sehr große Vase von rothem Porphyr auf einem dergleichen Gestelle, mit Sockeln und Aufsatz von Malachit, zusammen über fünf Fuß hoch. — Ein Teppich von französischer Hautelisse bedeckt den Boden.

Da dieses Kabinet, welches neben des Kaisers Schlafzimmer lag, nur die Ecke des Palastes einnahm, so stießen beide Schlafzimmer nach hinten zu an einander, und hatten nur Eine Wand. Die ungeheure Dicke der Mauer

machte es aber begreiflich, daß die Monarchin erst spät von dem Tode ihres Gemahls unterrichtet wurde.

Außer dem Kaiser und der Kaiserin, wohnten in der bel étage nur noch der Großfürst Konstantin mit seiner Gemahlin, und die Staatsdame, Fräulein Protassoff. In dem Zimmer der Großfürstin Anna ist mir eine Uhr aufgefallen, welche die Inschrift hat: L'amour reduit à la raison. Amor scheint gefesselt, und die Vernunft hält seine Kette. Hier, unter den Augen einer so schönen und liebenswürdigen Fürstin, ist das wohl keine Strafe für den Amor. — In dem Zimmer ihres Gemahls ist eine Kopie des Hermaphroditen aus der villa Borghese, und einer das Bad verlassenden Venus aus der florentinischen Gallerie bemerkenswerth.

Im untersten Stockwerk ist, außer einem sehr kleinen, noch nicht einmal vollendeten Theater, besonders die Kirche zu bemerken. Vierzehn jonische Säulen von Serdopol'schem Granit, jede aus Einem Stück, mit Kapitälern und Sockeln von polirter Bronze, tragen die Empor-Kirche. Der Hochaltar ist ein Achteck von schwarz und weißem Marmor, in welches drei Thüren geleiten: die mittlere von gediegenem Silber in durchbrochener Arbeit, mit sechs vom Professor Giovenco auf Kupfer gemalten Medaillons. Ueber der Thür eine Glorie von Silber; die Bekleidung lapis lazuli und Bronze. Das Altar-Gemälde, die Einsetzung des Abendmals, von Akimoff, Professor der Akademie. Dies- und jenseits der Mittelthür eine herr-

liche korinthische Säule von Porphyr, mit Sockeln und Kapitälern von Bronze, die Füllung des Piedestals ganz mit lapis lazuli ausgelegt. Vor den Bildern hangen silberne, und in der Mitte sogar eine goldene Lampe, mit Brillanten reich besetzt. Hoch oben im Hintergrunde schließt sich die Aussicht mit einem sehr großen Gemälde (leider von Smuglewitsch!) auf welchem der Erzengel Michael, der Schutzpatron der Kirche, die bösen Geister in den Abgrund stürzt. Der schamhafte Künstler, der diese Gruppe doch nicht anders als in puris naturalibus darstellen wollte, hat sich eines komischen Mittels bedient, die Decenz zu retten. Ueberall nämlich, wo die Schamtheile des einen Geistes sichtbar zu werden drohten, bedeckte sie der Maler mit der Hand oder mit dem Fuße eines andern, welches doch am Ende höchst indecent aussieht. — In der Kuppel hat Karl Scotti die Dreieinigkeit in den Wolken, von Engelsköpfen umgeben, gemalt. Zum Glück für den Maler ist das ganze Bild durch die Feuchtigkeit schon fast unkenntlich geworden. — Vier Logen an beiden Seiten des Altars, mit Brüstungen von Marmor und Bronze, waren für die kaiserliche Familie bestimmt.

Das Erdgeschoß wurde von dem Großfürsten Alexander mit seiner Gemahlin, dem jungen Großfürsten Nikolai Pawlowitsch, der Fürstin Gagarin, dem Oberhofmarschall Narischkin und dem Lieblinge des Kaisers, Grafen Kutaissow, bewohnt. Ich will, um nicht weitläufig zu wer-

den, nur noch kurz die Zimmer des Thronfolgers, jetzigen Kaisers, beschreiben. Sie waren minder kostbar; ich gestehe aber, daß sie mir besser gefallen haben, als die Prunkzimmer der bel étage. Auch erinnere ich mich mit Vergnügen an die außerordentlich humane Behandlung und das höfliche Zuvorkommen aller den Großfürsten umgebenden Personen. Die Milde des Herrn hatte das Herz jedes Dieners erwärmt, und ein Jeder sprach mit Enthusiasmus von dem edlen Paare, dem er anzugehören das Glück hatte.

Das Toilette-Zimmer der Großfürstin Elisabeth, jetzigen Kaiserin, war mit kostbaren Lyoner-Tapeten behängt. Zwei schöne jonische Säulen, von roth- und weißgeflecktem Marmor aus Olonetz, zierten eine Nische, und trugen ein Gebälk, das mit antiken Büsten geschmückt war. Neben diesen zwei Statuen von carrarischem Marmor: eine trauernde weibliche Figur, die den Kopf in die Hand stützt, und ein Mädchen mit einer Taube.

Noch verdiente hier ausgezeichnet zu werden: eine Tafel, mit allen Marmorgattungen des russischen Reiches eingelegt, und eine Pendüle, Bacchus auf einer Tonne, an welcher das Zifferblatt angebracht war.

An dieses Zimmer stieß ein allerliebstes, mit Spiegeln gleichsam tapeziertes Kabinet. In einer Nische, von zwei Säulen aus französischem Marmor gestützt, der Divan, der, so wie die übrigen Drapperien des Zimmers, aus einem geschornen Rosa-Sammt bestand, der wie mit

weißen Spitzen überzogen zu sein schien. Es ist unbeschreiblich, welchen angenehmen sanften Effekt dieses Kabinet, mit seinen dem Ganzen entsprechenden Möbeln, hervorbrachte. Ein Schreibtisch, mit Büchern bedeckt, und ein Patent-Fortepiano von Longman und Broderip, bewiesen, daß hier mehr als Eine Muse ihre Wohnung aufgeschlagen hatte.

Das Schlafzimmer imponirte. Die großen Felder der Wände, halb Purpursammt, halb Goldglacé, waren, durch eine in Gold gestickte Guirlande von Zweigen in einer Schlangenlinie, in zwei Hälften getheilt. Eben so war auch das Bett drappirt. Hier und dort sah man Statuen von Marmor und Erz. Das Ganze war prächtig, ohne dem Auge weh zu thun. Aber leider konnte das Zimmer zu dem bestimmten Zwecke nicht gebraucht werden; denn hier war die Feuchtigkeit besonders merklich, und hatte der Großfürstin bereits mehrere Male Unpäßlichkeiten zugezogen. Die dessus-portes, enkaustische Gemälde, waren so davon angegriffen, daß man die Gegenstände gar nicht mehr unterscheiden konnte.

Das Schlafzimmer stand mit dem Antiken-Saal in Verbindung, welcher einige und fünfzig Statuen, Büsten, Sarkophagen u. s. w. enthielt. Ich will nur die vorzüglichsten auszeichnen.

1) Eine herrliche kolossale Büste der Juno, zwei Fuß vier Zoll hoch, steht auf einem Sarkophag mit drei Basreliefs und einer Inschrift. Erstes Basrelief: Eine

weibliche Figur in fliegendem Gewande, hält mit beiden Händen etwas empor. Darunter zwei Masken. — Eben dasselbe ist gegenüber wiederholt. — Drittes Basrelief: Bacchus mit Weintrauben, neben ihm die cista mystica, auf welcher ein Hund sitzt, jenseits eine Schlange. Die treu kopirte Inschrift ist:

P. SCANTIVS PI.
OLIMPVS
FECIT. SIBI. V. A. LXX SINE. CRIMINAE.
VITAE ET SCANTIAE AbELE CONLIBE $\overset{T}{R}$
OPTINA. AEDESE. βENE. MERITAE.

Herr Hofrath Köhler hat diese Inschrift gleichfalls kopirt, und wird vielleicht versuchen, sie zu erklären.

2) Schönes Brustbild eines jungen Apoll, mit langen herabfliegenden Haaren.

3) Ein sehr schöner Silen, fast drei Fuß hoch, in einer Hand die Schale, in der andern die Weintraube.

4) Eine dreiseitige Ara mit Basreliefs, wovon besonders das Eine merkwürdig ist: nämlich ein Mann, mit einer gezackten Krone auf dem Haupte, der in einer Hand ein Schwert, und in der andern einen abgehauenen Kop hält. — Die andern beiden stellen einen Satyr mit Hahn und Fruchtkorb, und eine Bacchantin dar.

5) Ein Sarkophag mit Bocksköpfen und Fruchtschnüren. Auf einem hervorspringenden Absatz liegen zwei todte Kinder. Ein Schwan fliegt aufwärts. Die Inschrift:

D. M.
M. MVTIVS. M. L. AVRILIVS.
AGITATOR.
FAC. CARAMANTINIC.
VIXIT. ANN. XXXV.
AGITAVIT. AN. XII.

6. Eine runde Basis, auf welcher vermuthlich ein Aschenkrug gestanden hat. Ringsum läuft ein vortrefflich und fleißig gearbeitetes Basrelief, dessen Figuren fast ganz frei stehen. Es stellt eine wilde Schweinsjagd vor. Auf der einen Seite der Eber; unter seinen Füßen ein Sterbender: hinter ihm zwei Männer in Mänteln; vor ihm Hunde. Auf der andern Seite ein nackter gehelmter Jüngling mit dem Spieße, und mit einem Hunde neben sich. Hinter ihm abermals zwei männliche Figuren. Der Herr Hofrath Köhler rieth auf Kastor und Pollux; oder das Basrelief, meinte er, könne eine Anspielung auf den Verstorbenen enthalten. Das letztere scheint mir treffender. Vielleicht zog der Jüngling, wie wir ihn rechter Hand sehen, wohlgemuth mit einigen Freunden auf die Jagd; und linker Hand fand er seinen Tod unter dem Hauer des Ebers. Die Inschrift welche sich D.M. CORNELI anfängt, ist mir durch einen Zufall verloren gegangen; doch weiß ich, daß von der Jagdgeschichte nichts darin stand.

7. Eine herrliche, unmittelbar aus Griechenland gebrachte, drei Fuß hohe Büste des Achilles, von parischem Marmor.

8. Ein Bacchus, drei Fuß zwei Zoll hoch, vortrefflich gearbeitet. Er hält in einer Hand die Weintraube, in der andern das Gefäß. Ein Bocksfell bekleidet, und Weinreben bekränzen ihn. Er steht auf einem Cippus mit folgender Inschrift:

D. M.
ANTISTIAE.
TERSIPIDI.
V. A. XX. D. V.
ANTISTIA. APATE.
SOROR. GEMELLA.
FECIT. PIENTISSIMAE.

9. Eine denkende Muse, an einen Fels gelehnt, drei Fuß neun Zoll hoch. Die Drapperie ihres Gewandes ist besonders bemerkenswerth.

10. Ein sehr schöner Torso des Herkules, drei Fuß zwei Zoll hoch.

11. Eine vortreffliche Doppelbüste des bärtigen indischen Apoll und der Ariadne.

12. Eine sehr niedliche Büste des Marcus Aurelius.

Dies sind die Stücke, welche den Alterthumskenner vorzüglich interessiren werden.

Auch die Liebhaber der Malerei finden in diesem Saale noch einige Nahrung. Acht große Landschaften von Chedrin, Ansichten der Lustschlösser Pawlowsky, Gatschina und Peterhoff darstellend, bedecken die Wände, und zwei schöne Plafonds von J. P. Scotti, Cephalus und Pro-

kris und die Geburt der Venus aus dem Meere, zieren die Decke.

Die inneren Zimmer des Großfürsten (jetzigen Kaisers), waren klein und zeichneten sich weniger durch kostbare Möbel, als durch einige schöne Originalgemälde aus. Ich rechne hieher: Achill von Ulysses unter den Weibern gefunden, von Angelica Kaufmann. Eine weinende Frau neben einem Entschlummerten, und ein dabei stehender Engel, der vorwärts deutet, von Karl Maratti 1682. Juno und Diana von Pesca u. s. w.

An diese Zimmer stieß ein allerliebstes, von dem Herrn Oberhofmarschall Narischkin für die Großfürstin zubereitetes Bad. Die Wände rings um, und so auch die Decke, waren mit feinem Nesseltuche auf Rosagrunde drappirt, und der Boden mit weißem Tuche belegt. In der Mitte der Badewanne war ein Springbrunnen, der sobald man einen silbernen Hahn drehte, sein Wasser in die Höhe spritzte. Ueber dem Bade ein drappirter Himmel, der, auf Verlangen, wohlriechendes Wasser herab regnete. Vermittelst anderer Hähne konnte man auch warmes Wasser herein lassen. Die Wand, dem Bade gegenüber, war ein einziger Spiegel, und im Helldunkel einer Nische lud eine Ottomane zur Ruhe ein.

Auch noch ein sogenanntes russisches Dampfbad stieß an dieses sehr liebliche Kabinet; doch weiß ich nicht, ob die schöne, zarte deutsche Fürstin sich bereits daran gewöhnt hat. Mir kommt ein solches Bad wie eine Hölle

vor, und ich habe es nie über mich gewinnen können, weiter als bis auf die Schwelle zu treten.

Außer diesen Zimmern hatte der Großfürst auch noch einige Prunkgemächer und einen großen Saal, in der Mitte durch eine Arkade auf jonischen weißen Marmorsäulen getheilt, und mit herrlichen Original-Gemälden behängt, worunter eins von Rubens (ein Faun, den eine Bacchantin umarmt), ganz vorzüglich zu bemerken ist. — Der Saal endigt sich abermals in eine Arkade auf vier jonischen Säulen, neben welchen zwei vortreffliche Statuen von Cavaceppi, ein Faun und eine Bacchantin stehen.

Durch diesen Saal wurde man endlich in das Audienz- oder Thronzimmer des Großfürsten geführt, dessen Wände rother Purpursammt, mit Silber reich gestickt, bedeckte. Hier ertheilte der Großfürst Audienz unter einem Thronhimmel, doch stehend, und keine Stufen führten zu dem Teppich, auf welchem er stand. —

Im obersten Stockwerke des Palastes wohnten die jungen liebenswürdigen Großfürstinnen Maria und Katharina, mit ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Liewen. Ihre Wohnungen waren einfacher, doch sehr elegant.

Unten im Hofe befand sich noch ein großes Wachhaus, mit einer Kompagnie der Leibgarde besetzt. Die mir hin und wieder zu Ohren gekommene Aeußerung, als sei die Anzahl der Wachen nicht hinlänglich gewesen, das Schloß zu sichern, ist also ungegründet. — Uebrigens ist es in-

wendig ein wahres Labyrinth, voll dunkler Treppen und Korridors, wo beständig am hellen Mittage Laternen brennen mußten. Ich habe wohl vierzehn Tage gebraucht, ehe ich ohne Führer, und ohne zu irren, darin umhergehen konnte.

Auf die Gesundheit war dieser Aufenthalt gar nicht berechnet. Ueberall sah man Spuren verheerender Feuchtigkeit, und in dem Saale der historischen Gemälde, wo doch in beiden Kaminen beständig Feuer brannte, habe ich mit eigenen Augen längs den vier Winkeln, von oben bis unten, Eis gesehen, das mehrere Hände breit und wohl einen Zoll dick war. Für den Kaiser und die Kaiserin war durch die Täfelung der Zimmer noch so ziemlich gesorgt; alle übrige Bewohner aber litten außerordentlich. Auch für Jeden, der sonst im Palaste zu thun hatte, war er äußerst unbequem. Alle Augenblicke mußte man bald das Peristyl, bald den Hof, bald die den Zugwinden ausgesetzten Korridors durchwandeln. Dabei war es nur wenigen Großen vergönnt, an der mittleren Pforte vorzufahren: alle Uebrigen mußten an einer Seitenthür halten, und eine lange Reise, Treppe auf, Treppe ab, bis zu dem Orte ihrer Bestimmung antreten.

Der Kaiser aber war nun einmal so sehr von dieser seiner eigenen Schöpfung bezaubert, daß jeder noch so entfernte Tadel derselben ihn aufbrachte, jedes Lob hingegen ihm unfehlbar ein freundliches Lächeln entlockte. Er begegnete einst einer alten Dame von hohem Stande auf der Treppe. »Man

hat mir," sagte sie, "die Treppen des Palastes als unbequem beschrieben; ich finde das Gegentheil." — Der Kaiser war über dieses Lob so vergnügt, daß er die alte Dame herzlich umarmte. — Einige Höflinge wußten diese Stimmung vortrefflich zu benutzen. Ihr Lob war ein nie versiegender Strom, und ich weiß, daß, wenn sie sich in Ausdrücken erschöpft hatten, sie sogar vor den Bronzen niederknieten und anbetend verstummten.

Mir selbst befahl der Kaiser (und ließ es mir durch Andere öfters wiederholen), bei meiner Beschreibung ja nichts zu übersehen, sondern jede Kleinigkeit der gehörigen Aufmerksamkeit zu würdigen. Auf diese Weise würde aus den wenigen Bogen, die ich hier geliefert habe, ein dickes Buch entstanden sein, welches an Langweiligkeit schwerlich seines Gleichen gehabt hätte. Indessen überreichte ich ihm einige Wochen vor seinem Tode, eine Probe meiner Arbeit, mit welcher er sehr zufrieden war.

Es kann sein, daß es Schlösser in der Welt gibt, die einen größeren Schatz von Kostbarkeiten enthalten; gewiß aber ist der Michailow'sche Palast der erste, der in so kurzer Zeit (in kaum vier Jahren) erbauet, völlig eingerichtet und bewohnt worden. — Ein außerordentlich kostbares Tafel-Service von gediegenem Golde, und ein anderes von Porzellan, mit Ansichten des Pallastes, waren noch nicht vollendet.

Wenige Wochen nach dem Tode des Monarchen, sind die sämmtlichen transportabeln Kostbarkeiten von dort weg-

gebracht, und in andere Paläste vertheilt worden, um sie vor der zerstörenden Feuchtigkeit zu retten. Jetzt steht das Schloß unbewohnt, und gleicht einem Mausoläum.

Am 11. März, Mittags gegen ein Uhr, also etwa zwölf Stunden vor Kaiser Paul's Tode, sah und sprach ich ihn zum letzten Male. Er kam mit dem Grafen Kutaissow von einem Spazirritte nach Hause, und schien sehr heiter zu sein. Auf der Paradetreppe, gerade neben der Statue der Capitolinischen Kleopatra, begegnete ich ihm. Seiner Gewohnheit nach blieb er bei mir stehen, und machte dieses Mal die erwähnte Bildsäule zum Gegenstande des Gespräches. Er rühmte die Kopie, untersuchte die verschiedenen Marmorarten des Piedestals, fragte mich um deren Benennungen; ging dann über auf die Geschichte der ägyptischen Königin, bewunderte ihren heldenmüthigen Tod, schien mir aber lächelnd Beifall zu geben, als ich meinte, sie würde sich schwerlich getödtet haben, wenn Augustus ihre Reize nicht verschmähet hätte. Endlich fragte er mich noch: ob meine Beschreibung des Palastes weit vorgerückt sei. Als ich ihm sagte, sie sei beinahe vollendet, verließ er mich freundlich, mit den Worten: »Ich freue mich darauf.« — Ich sah ihm nach, wie er die Treppe hinaufstieg; auch er sah oben an der Thür noch einmal zu mir herunter. Uns Beiden ahnete wohl nicht, daß wir uns zum letzten Male gesehen hatten. — Die Stelle neben der Kleopatra ist mir durch diese letzte Unterredung mit dem Kaiser sehr merk-

würdig geworden, und mehr als einmal habe ich nach seinem Tode dort mit Wehmuth verweilt. — —

Am 12. März sehr früh verbreitete sich die Nachricht von der Thronbesteigung des jungen liebenswürdigen Monarchen. Schon um acht Uhr huldigten ihm die Großen des Reiches in der Kirche des Winterpalastes. Das Volk überließ sich einem fröhlichen Jubel, da die Milde des neuen Beherrschers es zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Abends war Petersburg erleuchtet.

Die ersten Schritte Alexanders, sein Manifest, seine ersten Verordnungen, Alles befestigte das Vertrauen, mit welchem die hoffenden Unterthanen ihn den väterlichen Thron besteigen sahen. Er versprach feierlich, in dem Geiste seiner glorreichen Großmutter, Katharina der Zweiten, zu regieren; — er erlaubte Jedem, sich wieder nach seiner Phantasie zu kleiden; — er erließ den Einwohnern von Petersburg die lästige Pflicht, jedes Mal aus dem Wagen zu steigen, so oft ein Mitglied der kaiserlichen Familie ihnen begegnete; — er verabschiedete den mit Recht verhaßten General-Procureur Obuljaninow; — er hob die Geißel des Landes die geheime Expedition, auf; — er gab dem Senat sein altes Ansehen wieder; — er entließ die Staatsgefangenen aus der Festung — — O! es war ein rührender Anblick, diese Befreiten zu sehen, die mit starrer Verwunderung, ihrem Glücke noch kaum trauend, umher wankten!

Ich selbst war zugegen, als ein alter Kosaken-Oberst

und sein Sohn eben aus der Festung zu dem Grafen von der Pahlen gebracht wurden. Die Geschichte dieses edlen Sohnes ist höchst rührend. Sein Vater wurde bereits vor vier Jahren — ich weiß nicht, um welches Verdachtes willen — von Tscherkask nach Petersburg abgeholt, und in die Festung geworfen. Einige Zeit nachher kommt sein Sohn, ein schöner junger Mann, der brav gedient haben muß, da er unter der Regierung der Kaiserin Katharina das Georgen- und auch das Wladimir-Kreuz erhalten hatte. Er bemühet sich lange, seinen alten Vater durch Bitten zu befreien; und als ihm das nicht gelingt, flehet er endlich um die einzige Gnade, das Gefängniß und den Gram seines Vaters mit ihm theilen zu dürfen. Hierauf wird auch er in die Festung geworfen, aber nicht zu seinem Vater! — Der Greis erfährt nicht einmal, daß er seinem edlen, unglücklichen Sohne so nahe ist. — Plötzlich springen seine Riegel auf, die Thüren seines Kerkers öffnen sich, ihm stürzt sein Sohn entgegen — und er erfährt in einem seligen Augenblicke, nicht blos, daß er frei ist — nein, auch das schöne Opfer der kindlichen Liebe! — Welche von diesen beiden Nachrichten ihn entzückender überraschte, kann nur Er entscheiden. Ich habe ihn einige Morgen in dem großen Sprachsale des Grafen von der Pahlen gesehen. Er trug noch seinen langen schneeweißen Bart bis tief auf die Brust herab, saß gewöhnlich in der Brüstung eines Fensters, und heftete die Augen starr auf den Boden, ohne das Geräusch um ihn her zu bemer-

ken. Der biedere Sohn hingegen, dessen Antlitz das Bewußtsein seiner That mehr schmückte, als die beiden Ordenskreuze seine Brust, ging im Saale auf und nieder, und sprach freundlich mit seinen Bekannten.

Es war für den Menschenbeobachter wirklich äußerst unterhaltend, täglich einige Vormittagsstunden in diesem Saale zuzubringen. Ich fehlte nie, ob ich gleich nichts zu suchen hatte, und nie verließ ich das bunte Gewimmel, ohne einigen Gewinn für die Menschenkenntniß. Um des Kontrastes willen mit jener rührenden Anekdote, will ich noch eine lächerliche mittheilen. Der Saal war (ich glaube am dritten Morgen nach des Kaisers Tode) gerade sehr von Menschen angefüllt; es mochten ihrer wohl einige Hunderte da sein. Ich wärmte mich an einem der Oefen, als plötzlich ein Gemurmel entstand, und die Anwesenden erst einzeln, dann haufenweis, dann alle bis zum letzten an die Fenster stürzten, und auf den Zehen mit einer solchen Begierde nach der Straße hinunter blickten, als ob dort der offene Himmel zu schauen wäre. Die Neugierde trieb auch mich — einen der letzten — aus meinem Ofenwinkel. Ich hatte viele Mühe, mich durchzudrängen, um des erwünschten Anblicks theilhaftig zu werden. Endlich gelang es mir. Und was war es? Der erste runde Hut ging vorbei. — Wahrlich! dieser runde Hut schien die ganze Versammlung in eine frohere Stimmung zu versetzen, als die Befreiung aller Festungsgefangenen. Man sah in einem Augenblicke lauter heitere, lachende Gesichter. — So sind die Menschen!

Schon lange drückt es mir das Herz, dem Leser auch **meine** größte Freude in den ersten Tagen der Regierung **Alexanders des Milden** mitzutheilen. Die Aufzeichnung meiner Geschichte hat mir manche froh-wehmüthige Erinnerung gegeben; jetzt komme ich zu einer der frohesten. Auf Befehl des jungen Monarchen ließ der Senat drei Verzeichnisse von den Namen der Verbannten drucken, die aus Sibirien zurückberufen wurden. Kaum erfuhr ich das, als mein Bedienter schon hinlaufen mußte, mir diese Listen zu verschaffen. — Mit welcher Eile durchlief sie mein Auge, bis es — durch eine Freudenthräne verhüllt — auf dem Namen **Sokoloff** ruhte! — Ja, auch er ist frei; in dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, hat er seine Frau und seine Kinder schon wieder an das Vaterherz gedrückt! — Möge er nur, gleich mir, sie alle sechs wieder gefunden haben! — möge von dem schweren Traum ihm nichts übrig bleiben, als dann und wann eine freundschaftliche Erinnerung an mich, seinen Leidensgefährten! —

Auch Herrn Kiniäkoff und seine Brüder, auch den Kaufmann Becker aus Moskau, und mehrere andere meiner Bekannten, sah ich auf dieser Liste des Lebens. Ich zeichne unter ihnen den Pastor S**, als den merkwürdigsten, aus. Er fiel durch die höllische Tücke des Censors in Riga, Etatsrathes Tumanski. Vermuthlich wird er selbst seine Geschichte dem Publikum mittheilen; ich erzähle sie indeß aus sehr glaubwürdigen Quellen.

S** war Prediger in der Gegend von Dorpat, und

hielt zugleich für die Einwohner seines Kirchspiels eine kleine Lesebibliothek. Tumanski, der wachsame Censor *), verlangte beim Antritte seines Amtes von S** ein Verzeichniß dieser Lesebibliothek. S**, den die Zeichen der Zeit sehr furchtsam machten, antwortete ihm, er habe sein Institut ganz aufgegeben. Dies zu thun, war auch wirklich sein Vorsatz; er zog die noch circulirenden Bücher nach und nach ein, und es gelang ihm, bis auf einige wenige. Unter diesen war auch ein Band von Lafontaine's Gewalt der Liebe. Er konnte sich nicht erinnern, wem er diesen Band geliehen hätte, und wollte ihn doch nicht gern einbüßen; daher versuchte er das gewöhnliche Mittel durch das Dorpat'sche Wochenblatt bekannt zu machen: »daß derjenige, der Lafontaine's Gewalt der Liebe noch aus seiner Lesebibliothek habe, hiedurch ersucht werde, ihm das Buch zurück zu liefern.«

Diese Anzeige fiel unglücklicherweise Herrn Tumanski in die Hände. Man versichert, daß es nicht sowohl seine Absicht gewesen sei, dem Pastor S** zu schaden, als vielmehr dem redlichen General-Gouverneur von Liefland, Nagel, gegen den er um einer vermeintlichen Beleidigung willen einen höchst kleinlichen Groll nährte, einen Verweis

*) Man verwechsele diesen Mann ja nicht mit einem sehr weitläufigen Verwandten, dem Herrn Etatsrath Tumanski, der in Petersburg an der Spitze der Censur ist, der keinen Menschen unglücklich gemacht hat, und überhaupt in dem Rufe eines sehr gebildeten und humanen Mannes steht.

zuzuziehen. Er rapportirte also den Vorfall, reichlich mit giftigen Anmerkungen begleitet, an seinen Gönner und Beschützer, den General-Procureur Obuljaninow, der ihn, abermals mit eigenen Zusätzen ausgestattet, dem Kaiser vorlegte. Es hieß, Pastor S** habe, trotz der Warnung des Censors, seine Lesebibliothek fortgesetzt, und suche durch verbotene jakobinische Schriften — (wohl zu merken! es existirte kein Katalog verbotener Bücher) — in seinem Zirkel gefährliche Grundsätze zu verbreiten. Alles dies wurde dem Monarchen in einem so übeln Gesichtspunkte vorgestellt, daß er auf der Stelle befahl, den Pastor S** zu arretiren und nach Petersburg in die Festung zu bringen; vorher aber solle Tumanski mit einem Kommando Soldaten seine Wohnung umgeben, und alle seine Bücher öffentlich verbrennen.

Als Tumanski zu dieser erwünschten Kommission von Riga abreiste, wurde er noch von mehreren Menschenfreunden gebeten, doch ja alles, was in seinen Kräften stehe, zur Rettung der unglücklichen Familie anzuwenden. Er versprach es, hielt aber nicht Wort, wie ohnehin zu erwarten war. Mitten in der Nacht umgaben Soldaten, unter Anführung des edlen Tumanski, das Haus des Predigers, der ruhig mit Frau und Kindern schlummerte. Man denke sich sein und ihr Erwachen! — Alle Zugänge sind besetzt; seine Papiere werden inventirt und versiegelt; alle seine Bücher, sogar Bibel und Gesangbuch, auf einem Haufen geschleppt, und verbrannt. — Der un-

glückliche Mann wird in eine Kibitke geworfen, und ein Polizei-Offizier fährt mit ihm davon.

Als er sich gegen Morgen ein wenig von der ersten Betäubung erholt hat, bittet er seinen Begleiter um Erlaubniß, einige Worte an seine Frau schreiben zu dürfen. Der Falsche erlaubt es ihm, stellt sich auch, als ob er den Brief selbst auf die Post besorge, steckt ihn aber zu sich, und überliefert ihn dem General-Procureur. Der Inhalt dieses Briefes war, außer sehr natürlichen Klagen eine Bitte an seine Frau, die Bauern vorläufig bis zu seiner Rückkehr zu beruhigen. Hieraus schloß man er habe die Bauern bereits aufgewiegelt, und sie warteten nur auf die Rückkehr ihres Anführers, um loszubrechen. Andere behaupten auch, er habe seine Frau ersucht, eine gewisse Korrespondenz zu verbrennen, die er vor mehreren Jahren, mit einem Freunde über die Begebenheiten der französischen Revolution geführt hatte. Es sei auch sogleich ein Feldjäger mit Ketten zu diesem Freunde geschickt worden, der aber glücklicher Weise schon seit mehreren Jahren nicht mehr gelebt habe.

Dem sei wie ihm wolle, die Sache wurde durch den, von menschlichen Gefühlen nichts wissenden Obuljaninow dem Monarchen so vorgestellt, daß dieser augenblicklich an das Justiz-Kollegium den Befehl erließ, dem Prediger S** Leibesstrafe zuzuerkennen und ihn dann nach Sibirien in die Bergwerke zu schicken. Das Justiz-Kollegium befand sich natürlicher Weise in einer nicht

geringen Verlegenheit. Das Urtheil, welches doch eigentlich erst nach der Untersuchung und nach Prüfung der Akten gefällt werden sollte, war ihm bereits vorgeschrieben. Hierdurch wurde das Kollegium gleichsam in ein bloßes forum executivum verwandelt. Der Präsident wagte eine Vorstellung deshalb an den General-Procureur, der ihm aber ganz trocken antwortete: »er möge auf seine eigene Gefahr thun, was ihm gut dünke; den Willen des Kaisers wisse er.«

Dem armen S**, dem man keinen Defensor gestattete, wurde daher eines Morgens in der Festung angekündigt, daß er seinen Prediger-Ornat anlegen, und dem Herrn von Makaroff in das Justiz-Kollegium folgen solle, wo man ihm sein Urtheil publiciren werde.

Voll froher Hoffnung — die er zum Theil aus dem Umstande schöpfte, daß man die Anlegung des Ornats ausdrücklich von ihm verlangte — fuhr er seinem Schicksal entgegen. In dem Gerichtssaale stellte man ihm an die Wand. Der Sekretär las das Urtheil vor. Als er an die Worte kam: »Der Pastor S** soll seines Amtes entsetzt, Mantel und Kragen ihm abgerissen werden! er soll zwanzig Streiche mit der Knute bekommen, und dann in Ketten in die Bergwerke von Nertschinsk zur Arbeit transportirt werden:« — da verließen den Unglücklichen die Sinne. Er bewegte erst mehrere Male den Kopf krampfhaft, wie in einem Zirkel; dann stürzte er gerade vor sich nieder. Man eilte ihm zu Hilfe; er kam wieder zu sich, hob sich auf die Knie, und flehte, daß man ihn hören möchte.

»Hier ist nicht der Ort dazu!" sagte der Procureur. Wo ist denn der Ort! rief der Unglückliche mit einer gräßlichen Stimme; dort! dort oben im Himmel! —

Man schleppte ihn nun in ein gemeines Gefängniß. Ganz Petersburg nahm Theil an seinem Schicksal. Alles bat für ihn; sogar die russische Geistlichkeit, der dieser Zug zu großer Ehre gereicht. Der Graf von der Pahlen gewann damals die Herzen aller Einwohner, indem er alles aufbot, was in seinen Kräften stand, um den Unglücklichen zu retten. Vergebens! Obuljaninow hatte sein Opfer zu gut gefaßt. S** wurde öffentlich zur Knute hinausgeführt. Auf dem halben Wege hieß man ihn noch einmal umkehren, um das Abendmal aus der Hand des Pastors Reinbott zu empfangen. Dann trat er den schweren Gang zum Richtplatz auf's neue an.

Schon war er mit beiden Armen an den Pfahl gebunden und zur Exekution entblößt, als ein Offizier hinzu trat, und dem Knutmeister etwas in's Ohr raunte. Sulschu (ich höre), antwortete dieser ehrerbietig; — und nun schwang er die Knute zwanzigmal, doch ohne auch nur einmal den Ohnmächtigen zu treffen; denn immer ließ er die Streiche geschickt an der Kleidung hinabgleiten. Es war sichtbar, daß irgend ein mächtiger Menschenfreund, der den unschuldigen Mann von der Schmach nicht retten konnte, ihm durch sein Ansehen wenigstens die Schmerzen ersparte.

Der Pastor S** wurde nun in das Gefängniß zurück geführt. Seine Abreise nach Sibirien hielt der Graf Pahlen unter dem Vorwande von Krankheit so lange als möglich auf, und hatte deshalb sogar einige heftige Explikationen mit dem General-Procureur. Der Kaiser drang indessen auf den Rapport, daß das Urtheil gänzlich vollzogen sei, und der Unglückliche mußte seine Ketten Schritt für Schritt nach Nertschinsk schleppen. Seine Gattin wollte ihm einige Zeit nachher folgen, konnte aber die Erlaubniß dazu nicht auswirken.

Doch nun ist auch er wieder frei. Als ich Petersburg verließ, erwartete man täglich seine Rückkehr, und gewiß wird der gerechte junge Monarch seine Ehre und sein Glück wieder herstellen.

Wenige Tage nach dem Tode Kaiser Paul's gab Fürst Subow in einem öffentlichen Hause ein Diner, zu welchem nahe an hundert Personen eingeladen waren. Er bezahlte dem Speisewirth, wie man versichert, fünf und zwanzig Rubel für die Person, das Getränk ungerechnet, welches zum Theil aus vierhundert Bouteillen Champagner, jede zu fünf Rubeln, bestand. Ich würde dieses fürstlichen Schmauses übrigens nicht erwähnen, wenn nicht ein echt fürstlicher Zug ihn ausgezeichnet hätte. Beim Klange der Pokale nämlich erinnerte man sich des unglücklichen Pastors S**; man eröffnete auf der Stelle eine Subskription für ihn, und brachte eine sehr ansehnliche Summe, wie einige behaupten, zehntausend Rubel zusammen.

Ob das Justiz-Kollegium, durch den Befehl des Kaisers, »auf Leibesstrafe zu erkennen,« eben genöthigt wurde, die empfindlichste Gattung der Leibesstrafe, die Knute zu wählen, das bezweifeln viele Rechtsverständige. Uebrigens wird es dem Leser gewiß wohl thun zu vernehmen, daß Herr Tumanski, seit mehreren Jahren die Geißel von Riga, seine Rolle auf eine jämmerliche Weise geendigt hat. Wüthend über die Verachtung, mit der man ihm überall begegnete, unternahm er es endlich, das ganze biedere Riga zu stürzen; er schrieb an den Kaiser, daß alle Einwohner dieser Stadt Jakobiner wären, und schickte ihm eine lange Liste, auf welcher die Namen der edelsten Bürger und Staatsbeamten zu finden waren, mit dem würdigen alten General-Gouverneur Nagel an der Spitze.

Als der geradsinnige Monarch dieses Pasquill gelesen hatte, urtheilte er, doch allzu gelinde, »Tumanski sei verrückt,« und entsetzte ihm seines Amtes. Als ich im Junius dieses Jahr durch Riga kam, lebte er noch daselbst, aber in Armuth und Verachtung, durch Beiträge von eben den edlen Bürgern unterstützt, die er so oft höchst unglücklich zu machen versucht hatte. — So ist endlich die Gerechtigkeit, welche man sonst die poetische zu nennen pflegt, an diesem Unhold in Wirklichkeit ausgeübt worden! Freilich noch viel zu gelinde für die unzähligen Seufzer und Thränen, die er während der Verwaltung seines Amtes auf sich geladen hat.

Mit ähnlicher Gelindigkeit ward die, auf eine andere

Weise berühmt gewordene Madame Chevalier, nebst ihrem Manne, der kaiserlichen Dienste entlassen. Dieser Herr Chevalier hat, wenn gleich keine empfehlende, doch eine so wichtige Rolle gespielt, und sucht seit einiger Zeit im **Moniteur**, im **Journal de Paris** u. s. w. sich dem Publikum so schuldlos darzustellen, daß es wohl der Mühe werth ist, sein Handeln und Wandeln (jedoch mit gebührenden Rücksichten) ein wenig näher zu beleuchten: nicht sein oder seiner Frau Privatleben (das gehört nicht vor den Richterstuhl der Publizität), wohl aber die Art, wie diese Familie außer sich wirkte.

Madame Chevalier ist zu Lyon geboren, die Tochter eines Tanzmeisters, der früh starb, und Mutter und Kind in großer Armuth hinterließ. Hier lernte Herr Chevalier sie kennen, und heirathete sie. Er ist die personifizirte Arroganz, und zugleich einer der schlechtesten Balletmeister, die jemals existirt haben. Zwar berühmte er sich einst in Petersburg, er habe mit Vestris, Gardel u. s. w. auf dem Oper-Theater zu Paris ein pas de cinq getanzt; ein witziger Kopf, der ihn dort gekannt hatte, sagte aber laut: **Je trouve Monsieur Chevalier très modeste; il ne** parle que d'un ***pas de cinq***, mais moi je l'ai vu danser un ***pas de seize***. — Ob er wirklich Figurant war, lasse ich dahin gestellt sein. Andere sagen, er sei zweiter Balletmeister des Théâtre italien gewesen. Gleich viel. — Mit Gewißheit darf ich behaupten, daß seine Ballete an Erfindung und Ausführung die armseligsten waren, die

mir je vorgekommen sind. Durch prächtige Aufzüge, durch Dekorationen von dem berühmten und wirklich in seiner Kunst einzigen Gonzaga, und durch kostbare Kleidungen, suchte er die Armuth seines Geistes zu verstecken. Seine Ballete kosteten ungeheuere Summen, obgleich die meisten kaum ein paarmal aufgeführt werden konnten. Dabei genoß er das Vorrecht, daß keine Dekoration, keine Kleidung, auch nicht des geringsten Statisten, die zu seinen Balleten gehörten, jemals zu irgend einer andern Vorstellung gebraucht werden durften. — Auch das deutsche Theater mußte dieses Vorrecht zuweilen sehr bitter empfinden: denn so oft fremdes Kostüm zu diesem oder jenem Stücke nothwendig war, konnte man zwanzigmal in die Garderobe schicken, in der Ueberzeugung, daß das Verlangte dort hundertfältig aufgethürmt sei; man erhielt jedes Mal die Antwort: »diese Kleider gehören Herrn Chevalier.« Doch gestehe ich, daß der Haß gegen das deutsche Theater jenes Vorrecht oft nur als Vorwand gebrauchte. Ich war z. B. eines Sonntags genöthigt, das angesetzte Schauspiel »Octavia,« kurz vor dem Anfang, mit einem andern zu vertauschen, weil ich, trotz allem Schicken und Laufen, und sogar trotz einem eigenhändig geschriebenen Befehl des Hofmarschalls, es nicht dahin bringen konnte, daß mir einige elende römische Statisten-Kleider wären ausgeliefert worden. Dies nebenher, als ein Beispiel von den tausend Unannehmlichkeiten, die mir die Theater-Direktion verleideten.

Wieder zu Herrn Chevalier. Es ist bekannt, daß er mit seiner Frau von Hamburg nach Petersburg kam, wo sie sich durch ihre Schönheit (denn schön ist sie wirklich) die wichtigsten Verbindungen zu verschaffen wußte. Diesen Verbindungen verdankte ihr Mann den Titel eines Kollegien-Assessors, und den Sieg über den alten verdienstvollen Balletmeister le Picq.

Hätte er es dabei gelassen; hätte er sich begnügt, in seiner Sphäre zu herrschen und seinen lächerlichen Dünkel auszukramen: so möchte es noch hingehen, und ich würde seiner nie erwähnt haben. Aber es ist, trotz allen seinen Protestationen, mehr als zu gewiß, daß er seinen wirklichen oder vorgeblichen Einfluß für ungeheure Summen verkauft hat. Mir sind eine Menge Beispiele davon sehr genau bekannt. Ich mag Niemand kompromittiren; aber im Nothfall kann ich meine Behauptung beweisen. Das sage ich, damit man nicht glaube, ich wolle in's Blaue hinein die Ehre eines Menschen angreifen.

Die empörendste Geschichte dieser Art, welche ganz Petersburg kennt, ist eben dieselbe, von welcher Herr Chevalier im Journal de Paris, doch mit Verrückung des Stadtpunktes, behauptet, sie sei schändlich erdichtet. Freilich, von einer Scheidungsangelegenheit war dabei nicht die Rede, und also kann Herr Chevalier allerdings Himmel und Erde zu Zeugen seiner Unschuld anrufen. Die Sache verhält sich ungefähr so:

Eine Frau v. N * *, aus einer der ersten Familien im

russischen Reiche, vermachte durch ein Testament ihr in 13000 Bauern bestehendes Vermögen dem liebenswürdigen Grafen R * * *. Sie gebrauchte die Vorsicht, sich vorher desfalls mit den Verwandten ihres Mannes abzufinden, und disponirte also nur über ihr Witwentheil. Katharina II. bestätigte das Testament; dessen ungeachtet wurde es unter Pauls Regierung angegriffen, und durch einen Machtspruch umgestoßen.

Auf dieses Beispiel gründete sich der Herr von N * in Moskau, und wünschte, eine ähnliche Sache durchzusetzen. Er wählte zur Betreibung derselben einen gewissen Piemonteser, dessen Namen mir entfallen ist, einen bekannten redlichen Mann, dem er den Auftrag gab, sich an Herrn und Madame Chevalier zu halten. Die Sache wird wirklich eingeleitet. Der Preis ist ein kostbarer Halsschmuck für Madame, und eine Summe für Monsieur, die man so groß angibt, daß ich sie, aus Furcht zu irren, nicht einmal nennen mag. Der Halsschmuck wird als Handgeld sogleich ausgeliefert; so auch die Hälfte der dem Manne versprochenen Summe. Nun wird die Sache dem Kaiser vorgestellt. Er findet sie ungerecht, und verwirft sie. Lange wird der üble Ausgang dem Piemonteser verschwiegen. Endlich erfährt er ihn, und fordert seine Geschenke zurück; aber Spott und Drohungen sind die Antwort.

In Verzweiflung wendet er sich an eine gewisse Madame Bonoeil, eine Französin, die ziemlich räthselhaft in Petersburg auftrat, von der Niemand etwas wußte, die

aber dennoch der Kaiser nicht allein in der Residenz, sondern auch sogar in Gatschina duldete, und die sich große Connexionen verschafft hatte. Man hielt sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit für eine geheime Agentin von Bonaparte.

Diese Frau nimmt sich des Piemontesers an, und erzählt seine Geschichte dem damaligen Minister Grafen Rostopschin, der, weil er eben mit dem Freunde der Madame Chevalier gespannt war, sie dem Kaiser berichtete. — Andere sagen, er habe die Sache durch einen aufgefangenen Brief des Piemontesers erfahren. Dem sei wie ihm wolle; genug, durch den Grafen Rostopschin kam sie dem Kaiser zu Ohren.

Der gerechte Monarch gerieth in den heftigsten Zorn über die Chevaliers, und drohte, ein fürchterliches Exempel zu statuiren. Was blieb nun anders übrig, als zu läugnen? »Wir können ja nichts dafür,» sagten sie, „wenn man uns Geld anbietet; aber angenommen haben wir nichts." — Sie baten um eklatante Züchtigung des Verleumders. Der unglückliche Piemonteser wird von dem allzeit fertigen General-Procureur arretirt. Es findet sich nun noch obendrein, daß er, der von jeher als ein eifriger Royalist bekannt war, plötzlich ein wüthender Jakobiner geworden sein soll. Man knutet ihn, man schlitzt ihm die Nasenlöcher auf, und schickt ihn nach Nertschinsk in die Bergwerke. Diese Nachrichten stammen von einer unbescholtenen, wahrheitliebenden Person, welche

sie aus der ersten Quelle hat. Ueberdies war ganz Petersburg Zeuge der empörenden Gräuelthat, wo man abermals die strenge Gerechtigkeitsliebe des Monarchen so ungeheuer mißbrauchte. Ich kann in einzelnen Nebenumständen irren; allein die Hauptsache ist gewiß. — Wie Herr Chevalier, nach einer solchen Begebenheit, noch eine Stunde ruhigen Schlaf finden konnte, mag er selbst erklären.

Der Luxus, welchen er in seinem Hause auskramte, war empörend. Seine Zimmer waren zum Theil nicht schlechter möblirt, als die im michailow'schen Palaste. Ein rosenfarbenes Kabinet, ringsum mit feinem geblümtem Mousselin drappirt, schien von der Wollust zum Tempel erkoren. — Die Familie zog einen sehr hohen Gehalt, ungefähr 13000 Thaler (den Bruder der Madame Chevalier, den sogenannten Monsieur Auguste, einen höchst mittelmäßigen Tänzer, mit eingerechnet); doch außer diesem Gehalte waren der Schwester und dem Bruder noch Benefiz-Vorstellungen zugestanden, deren jede wohl zwanzigtausend Rubel, oft auch noch mehr, eintrug: denn dies war der Augenblick, wo man sich auf eine gute Art der vielvermögenden Familie empfehlen konnte. Ich weiß Große unter den Höflingen, die eine einzige Loge mit tausend Rubeln bezahlt haben. Ich weiß Kaufleute, die für fünfundzwanzig Rubel sich drei Plätze ausbaten, welche gewöhnlich anderthalb Rubel kosten, denen aber ihr Geld mit vornehmer Geringschätzung zurückgesandt wurde. — Was nur irgend bei Hofe in Ansehen stand und sich zu

erhalten wünschte, opferte an solchen Tagen oft über Vermögen, da man wohl wußte, daß der Götze, dem geopfert wurde, vergelten könne, und daß eine Summe, die der Erwartung nicht entsprach, weder der Aufmerksamkeit noch der Rache entging.

Madame Chevalier selbst hatte bei ihren Benefiz-Vorstellungen nicht nöthig, die Plätze auszubieten; man stürmte vielmehr ihr Haus, und jeder wollte der Erste sein, ihr sein Attachement hellklingend zu beweisen. Monsieur Auguste hingegen mußte schon seine Zuflucht zu Mitteln nehmen, die der Ehrliebende nicht in seiner Gewalt hat. Er schrieb Billete (oder vielmehr er ließ sie schreiben; denn er selbst verstand es nicht, und ich spreche von diesem Umstand als Augenzeuge) an alle Große und Reiche, welchen er auf diese Weise seine Logen aufdrang. Der grobe Deutsche würde so etwas Brandbriefe nennen; denn wirklich wurden die Einwohner von Petersburg auf diese Weise schamlos gebrandschatzt; und man spottete ihrer noch obendrein.

Daß es der Familie Chevalier auf solche Weise, und bei den übrigen hinlänglich bekannten Quellen, leicht wurde, ungeheure Reichthümer zu häufen, begreift ein jeder. Ich mag, aus Furcht der Uebertreibung, den mir angegebenen Werth ihres Schmucks nicht nennen, und eben so wenig die allen Glauben übersteigenden Summen, welche Herr Chevalier von Zeit zu Zeit aus dem Lande zu schaffen wußte. Der Bankier L**o, der seine Geschäfte besorgte, müßte

darüber Auskunft geben können, und wirklich erwartete ganz Petersburg, daß man ihn dazu anhalten würde, ehe Madame Chevalier Erlaubniß zur Abreise erhielte; denn da in Rußland ein immer beobachtetes Gesetz gilt, daß jeder, der das Reich verläßt, und sein Vermögen, es sei so gering es wolle, mitnimmt, den zehnten Theil desselben als Abzugsgeld erlegen muß: so glaubte man, daß bei einem so ungeheuren, auf eine solche Art erworbenen Vermögen, wo der Abzug vielleicht ein paar Mal hunderttausend Rubel betragen haben würde, dieses Gesetz um so eher eine gerechte Anwendung finde. Doch die Großmuth und Milde des jungen Monarchen übersah diesen Umstand. Es ist sogar wahr, daß auf seinen Befehl der Graf von der Pahlen der Madame Chevalier in einem sehr höflichen Briefe die Erlaubniß zur Abreise ertheilte; und so zog sie denn hin, mit Schätzen beladen.

Ihr Mann war schon einige Wochen vorher vom Kaiser Paul mit dem Auftrage beehrt worden, neue Schauspieler aus Paris zu holen. Er empfing zum Behuf seiner Reise mehr als zwanzigtausend Rubel in baarem Gelde, und Wechselbriefe, die sich noch weit höher belaufen haben sollen. Ueberall auf dem Wege trug er seine Insolenz zur Schau, und fast auf jeder Station wissen die Postmeister noch jetzt davon zu erzählen. In den Zeitungen hieß es: »der Herr Kollegien-Rath und Malteser-Ritter Chevalier sei hier oder dort passirt.« Ob er wirklich so dreist gewesen sei, sich diese Titel anzumaßen, weiß ich nicht;

aber ähnlich sieht es ihm. Auch fand man es nöthig, dieser seiner Anmaßung höheren Ortes in mehreren Zeitungen zu widersprechen.

Ihm verdankt Madame Chevalier wahrscheinlich auch den Ruf des Geizes, der so wenig mit ihrem schönen, freundlichen Gesichte zusammen stimmt, wovon man aber mehrere auffallende Beispiele erzählt. Das empörendste darunter ist die Behandlung ihrer alten, zu Lyon im Elend schmachtenden Mutter. Diese arme verlassene Frau schrieb vergebens Briefe über Briefe, um eine geringe Unterstützung zu erhalten. Endlich kam einst ein Fremder nach Petersburg, der den Mangel der Alten zu Lyon selbst gesehen, und ihr versprochen hatte, der Tochter ihren hilflosen Zustand zu schildern. Er läßt sich bei Madame Chevalier zwei-, drei-, viermal melden, und wird nicht angenommen. Da er ihrer Protektion nicht bedarf, so wird er endlich ungeduldig, und läßt sie wissen: er habe Aufträge von ihrer Mutter; wenn sie diese zu erfahren wünsche, so möge sie zu ihm schicken. Sie schickt — einen Bedienten. Der Fremde schämt sich in die Seele der Tochter, und weigert sich, dem Bedienten etwas zu vertrauen. Jetzt erscheint endlich Monsieur Auguste, als Bevollmächtigter seiner Schwester. Diesem entwirft der Fremde die rührendste Schilderung von dem Mangel der Mutter. Einige Tage nachher sendet ihm Madame Chevalier zweihundert Rubel Bankonoten, um sie gelegentlich ihrer Mutter einzuhändigen. — Zweihundert Rubel! — also vielleicht den fünften Theil dessen, was sie oft für eine ein-

zige Loge bekam! — Sie, der es nur Ein Wort gekostet hätte, die Erlaubniß zu erhalten, ihre arme Mutter im Triumph nach Petersburg zu führen, und ihr dort das gemächlichste Leben zu verschaffen — sie, die ihr Vermögen nach Hunderttausenden zählte, — sendet der hilflosen Mutter zweihundert Rubel! — Ich wünsche, daß Madame Chevalier dieser Erzählung widersprechen könne; bis dahin habe ich nicht die geringste Ursache, der Wahrheitsliebe meines Gewährmannes zu mißtrauen. —

Schön war diese Frau allerdings, und schön ist sie noch, ob sie gleich jetzt zu viel embonpoint hat, und auch den Dreißigen sehr nahe ist. Als Sängerin ist sie bedeutend, und als naive und komische Schauspielerin vortrefflich. Ihr rundes, freundliches Gesicht, welches jeden Zuschauer augenblicklich froh macht, so bald sie die Bühne betritt, kommt ihr dabei sehr zu Statten. Sie hat sich aber zuweilen auch in's Tragische gewagt, und da ist sie, nach meinem Urtheil, weniger als mittelmäßig. In der »Iphigénie en Aulide,« welche den Kaiser so sehr bezauberte, gelang es ihr keinen Augenblick, die Madame Valville vergessen zu machen, was auch ein gewisses französisches Gedicht davon sagen mag, welches damals in Petersburg zirkulirte, worin Racine ihr zu Füßen lag, und alle Musen und Grazien gegen sie bloße Wäschermädchen waren.

Wie hoch über sie erhaben, wie unähnlich ihr in jeder Rücksicht, ist Madame Valville, die erste tragische Schauspielerin des Petersburgischen Theaters! Mit einem Ehrfurcht gebietenden Anstande verbindet sie das reinste, tiefste

Gefühl, die schönste Deklamation, und eine Mimik sonder Gleichen. Aber sie ist nicht blos große Künstlerin; sie ist auch eine liebenswürdige, bescheidene, mit der zartesten Sittsamkeit verschwisterte Frau, die mit echter Seelengröße alle die beleidigenden Neckereien ertrug, denen sie nicht selten ausgesetzt war. Sie ist eine liebevolle Mutter, eine zärtliche Gattin und treue Freundin. Möge sie es dem Ausbruch meines Gefühls verzeihen, daß ich die holde Schamröthe der Bescheidenheit auf ihre Wange jage: eine Farbe, die ihr übrigens so wenig fremd ist.

Madame Chevalier wurde aus ihrem Rausch von Hoheit auf eine höchst unangenehme Weise erweckt. Zwei Offiziere drangen in der Nacht in ihr Haus, und verlangten, die Dame augenblicklich zu sprechen. Die schnippische Zofe, welche gewohnt war, ihre Gebieterin als eine Göttin, und sich selbst als eine sehr wichtige Person zu betrachten, wollte sie ungestüm und drohend zurückweisen; die Herren drangen aber bis in das Schlafzimmer, und bis vor das Bett der Dame, die nicht wenig erschrocken aus dem ersten Schlafe auffuhr, und ihnen versicherte, daß ihr Mann in Paris sei. »Er ist es nicht, den wir suchen,« war die Antwort. Sie erfuhr nun in wenigen Worten, was vorgefallen war, und mußte, nicht von den feinsten Spöttereien begrüßt, augenblicklich aufstehen.

Was die Herren eigentlich bei ihr wollten, gehört nicht hieher. — Der Besuch war kurz. Man weckte nicht einmal ihren Bruder, Monsieur Auguste. — Ihre Gefühle während des übrigen Theils der Nacht, und die ängstliche

bange Erwartung der Zukunft, mögen wohl einen Theil der Leiden gerächt haben, die so mancher Unschuldige um ihretwillen hat erdulden müssen. Doch sie hatte nichts zu befürchten. Die bewundernswürdige zarte Empfindung des neuen Kaisers schonte ihrer großmüthig: was sie für ihre Person nie hoffen durfte, erhielt sie von den feinsten Rücksichten; und ohne Hinderniß verließ sie Petersburg. Ich habe sie in Königsberg und Berlin gesehen, blühender und fetter als jemals; und — außer der langen Weile — gab es keine Empfindung, die ihr beschwerlich gefallen wäre.

Vielleicht wird ihr Mann, der allerdings den größten Theil der Schuld trägt, sich nicht entblöden, diesen meinen Nachrichten ein dreistes Läugnen entgegen zu setzen, und die Wahrheit derselben verdächtig zu machen. Ich muß daher nochmals erklären, daß ich persönlich nicht die geringste Ursache habe, mich über ihn oder Madame Chevalier zu beschweren, sondern daß ich blos die allgemeine Indignation theile; daß ich ferner drei- und viermal mehr von ihm hätte erzählen können, als ich erzählt habe, wenn ich jedes unverbürgte Gerücht nachsagen möchte; daß ich aber mit großer Vorsicht nur solche Züge ausgewählt habe, die mir von untadelhaften, wohl unterrichteten Augen- und Ohrenzeugen mitgetheilt worden sind, Zeugen, die kein Richterstuhl verwerfen würde. Kalt, wie es sich gebührt, habe ich das Strafamt der Publicität verwaltet. Der gesetzlichen Bestrafung konnte eine glückliche Combination von Umständen Herrn Chevalier entziehen,

nicht so der heilsamen Publicität, die früh oder spät den glücklichen Verbrecher ereilt. — Und nun kein Wort mehr von diesen Leuten.

Der Tod des Monarchen öffnete mir auf's Neue die frohe Aussicht, in mein Vaterland zurückkehren zu dürfen. Ich beschloß, — sobald es nur irgend schicklich wäre, den jungen, mit Staatsgeschäften überhäuften Kaiser mit einer solchen Kleinigkeit zu behelligen — um meinen Abschied zu bitten. Am 30. März führte ich diesen Entschluß aus, indem ich ihn dem General-Adjutanten, Fürsten Subow, schriftlich mittheilte. Am 2. April erhielt ich durch denselben Weg die schmeichelhafte Antwort: »der Kaiser wünsche mich in seinen Diensten zu behalten.“ — Diese Güte, diese Ehre mußten es mir natürlicher Weise sehr schwer machen, meinen Vorsatz auszuführen. Dankbar gerührt erklärte ich demnach: daß ich mich glücklich schätzen würde, Alexandern dem Liebenswürdigen und Geliebten zu dienen; daß es aber bei der jetzigen Beschaffenheit des deutschen Hoftheaters mir nicht zieme, an der Spitze desselben zu stehen. Wenn es daher dem Kaiser gefällig sei, eine günstige Veränderung damit vorzunehmen; wenn er es von einem Titulär-Hoftheater zu einem wirklichen erheben und es in allen Stücken dem Französischen gleich stellen wolle: so würde ich mit Freuden alle meine Kräfte anstrengen, um die deutsche Bühne des Beifalls des Hofes würdig zu machen.“

Hierauf erhielt ich den Befehl, einen Plan zu Vervollkommnung des deutschen Hoftheaters einzureichen. Ich gehorchte. Dieser Plan, den es irgend einem Unkundigen oder

Uebelwollenden in der Hamburgischen Zeitung gigantesk zu nennen beliebt hat, war mit der möglichsten Sparsamkeit berechnet. Anstatt daß die französische Bühne jährlich blos an Besoldungen über hunderttausend Rubel kostet, machte ich mich verbindlich, für sechzigtausend Rubel eine Gesellschaft zu unterhalten, welche mit der Französischen wetteifern könne. Es scheint daher, der Einsender jener Zeitungsnachricht sei entweder kein Deutscher, oder doch den Deutschen sehr abhold gewesen, da er es gigantesk finden konnte, daß ich für die armen Deutschen etwas über die Hälfte von dem Gehalte forderte, den die Franzosen bekamen.

Der Kaiser übergab den Plan zur Prüfung dem Oberhofmarschall, der ihn gut und zweckmäßig fand.

»Wie viel wird nach diesem Plan das deutsche Theater mir kosten?" fragte der Monarch.

Sechzigtausend Rubel jährlich.

»Und wie viel hat es bis jetzt gekostet?"

Nichts.

Ueber diese Antwort mußte der Kaiser natürlicher Weise stutzen. Sie war in gewisser Hinsicht wahr. Ich hatte, von Eifer und Ehrgeiz getrieben, durch Fleiß und Anstrengung bewirkt, daß die Einnahme in dem verflossenen Winter-Halbjahre bis auf zwei und dreißig tausend Rubel gestiegen war, und von dieser Summe hatte ich alle Kosten bestritten. Aber der Herr Oberhofmarschall vergaß, daß in den sieben Wochen der Fasten gar keine und im Sommer nur eine sehr geringe Einnahme Statt fand; daß überdies

das Theater höchst mittelmäßig war und sehr großer Verbesserungen bedurfte. Von dem Monarchen konnte man freilich nicht erwarten, daß er sich auf dieses kleine Detail einlassen sollte, um so weniger, da dessen gar nicht erwähnt wurde. Was Wunder also, daß er die Summe zu hoch fand!

Ich war mit der Stimmung für das deutsche Theater hinlänglich bekannt, folglich auf diesen Fall vorbereitet, und hatte — wenn der Kaiser meinen Plan nicht genehmigte — die abermalige Bitte um meinen Abschied hinzu gefügt. So erhielt ich denselben endlich in den gnädigsten Ausdrücken, und wurde zu gleicher Zeit zum Kollegienrath befördert.

Noch heute bin ich fest überzeugt, daß der Hof das deutsche Theater, selbst in dem jetzigen mangelhaften Zustande, nicht ohne einen jährlichen Zuschuß von sieben und dreißig tausend Rubeln erhalten kann*). Hätte man daher dem Kaiser auf seine Frage geantwortet: »Nach der Verbesserung wird es Euer Majestät jährlich drei und zwanzig tausend Rubel mehr kosten, als jetzt" — so vermuthe ich, die Antwort des Monarchen würde anders ausgefallen sein, zumal da die junge Kaiserin der deutschen Muse hold ist. Das »Nichts" aber konnte keine andere Wirkung hervorbringen.

*) Ich weiß zwar wohl, daß Herr Miré und ein gewisser Herr Casazzi sich erboten haben, das deutsche Theater für einen weit geringern Zuschuß zu übernehmen; aber — finis coronat opus.

So also verhält es sich mit meinem Abschied aus russisch-kaiserlichen Diensten, von welchem dem Einsender der Zeitungsnachricht sehr hämisch zu sagen beliebt: „man wisse nicht recht, ob ich ihn genommen oder bekommen habe.“ — In Petersburg wußte man das sehr wohl. Nur Schade, daß es Menschen gibt, denen, trotz dem besser Wissen, der Neid immer einen andern Glauben aufdringt!

Auch bei Erwähnung der mir ertheilten Pension bedient sich der hämische Einsender des Beiworts: erbeten, und scheint dadurch diese Auszeichnung weniger ehrenvoll für mich machen zu wollen. Er hat nicht gewußt, daß schon Kaiser Paul mir diesen Gehalt auf sein Kabinet anwies; daß dergleichen Gehalte oft, und gewöhnlicher Weise, auch nach der Dienstverlassung fortgezogen werden, und daß ich, ohne den jungen Monarchen im geringsten mit unverschämten Bitten zu behelligen, auf eine einfache, bescheidene Anfrage, dieser Gnade theilhaftig wurde. Ich bin zu eifersüchtig, sowohl auf dieses Zeichen von der Huld und dem Wohlwollen des jungen Kaisers, als auch auf die Reputation eines Mannes, den Habsucht nicht unbescheiden macht, als daß ich nicht — auf die Gefahr dem Leser lange Weile zu verursachen — diesen Punkt noch hätte in's Klare setzen sollen.

Am 29. April verließ ich mit meiner Familie Petersburg, durchdrungen von Dank für den verstorbenen sowohl als für den lebenden Monarchen. In Jewe verweilten wir noch einige Wochen bei dem Propst Koch und seiner edlen Familie. Von ihren echt freundschaftlichen Wünschen

begleitet, setzten wir unsere Reise fort bis nach Wolmershof, einem von den Landgütern des biedern Barons Löwenstern, wohin ein paar herzliche Zeilen uns eingeladen hatten.

O! wie klopft es mir in der Brust, als wir uns dieser Wohnung der Rechtschaffenheit und des Edelmuthes näherten! Endlich war einer meiner heißesten Wünsche erfüllt! ich sollte die Frau wiedersehen, die in dem bängsten Augenblick meines Lebens mir Hilfe sandte, so viel sie vermochte! Wie sehnte ich mich darnach, ihre Hand an meine Lippen, an mein Herz zu drücken! — Ich sollte auch jetzt den Jüngling wiedersehen, dessen Thränen um mich flossen, und der mit Bruderliebe mir mein schweres Schicksal zu erleichtern strebte! — Die erste Person, die mir aufstieß, als ich aus dem Wagen sprang, war — der Kammerherr von Beyer. Welch ein Gemisch und Gewühl von Empfindungen durchkreuzte meine Seele bei seinem Anblick! — Gleich darauf erschien auch Frau von Löwenstern. Ich wußte ihr nichts zu sagen; aber die dankbare Thräne in meinem Auge hat gewiß für mich gesprochen. Unruhig blickte ich nach ihrem wackern Sohne umher; er eilte in meine Arme, und ich drückte ihn mit brüderlicher Liebe an mein Herz. — O, wie süß ist die Erinnerung an überstandene Leiden im Kreise theilnehmender Freunde! —

Ich bekam hier noch manchen kleinen Aufschluß über den Theil meiner Geschichte, bei welchem jene gute Menschen mit interessirt waren. Die Briefe, die ich auf Stockmannshof schrieb, hatte der Herr Kammerherr von Beyer

sämmtlich an den braven Gouverneur von Riga gesandt, doch — wie ich schon vorher vermuthete — mit Ausnahme des Einen, an den Grafen Cobenzl gerichteten, weil der mir nur schaden konnte. Der Gouverneur hatte ohne Bedenken sie sämmtlich an den Kaiser befördert, der im ersten Augenblicke über meine Entweichung höchst erzürnt wurde, und ihm zurückschrieb: »er solle den Kammerherrn von Beyer augenblicklich nach der Stadt bescheiden, und ihm einen derben Verweis dafür geben, daß er sich unterstanden habe einen Staatsgefangenen Briefe schreiben zu lassen." — Dieser Verweis, der einen Lobspruch für das Herz des Herrn von Beyer enthielt, wurde wirklich ertheilt; man kann aber denken, wie sehr der Ton des menschenfreundlichen Gouverneurs dessen Strenge gemildert haben wird.

Ich erfuhr ferner, daß mein Hofrath dem Kammerherrn von Beyer wirklich seine Instruktion vorgezeigt hatte, und daß es daher allerdings gefährlich gewesen sein würde, sich lebhafter, als es geschehen ist, für mich zu interessiren. — Den klugen und kühlen Herrn Prostenius versuchte Herr von Beyer zu vertheidigen. Ich kann nicht dafür, daß mein Gefühl allen seinen Gründen widersprach.

Den Hofrath hatte man damals allgemein für einen guten Menschen gehalten, und das Beste von ihm erwartet. Dieser Irrthum war mir nicht auffallend; denn nie habe ich so viel R o h h e i t mit so vieler V e r s t e l l u n g s k u n s t vereinigt gesehen. Kam er doch, als er bei seiner Rückkehr aus Sibirien meine nahe Befreiung erfahren

hatte, augenblicklich kriechend zu meiner Frau, und versicherte dieser: wir wären die besten Freunde; wir hätten unterwegs als Brüder zusammen gelebt! Kam er doch, als er erfuhr, daß Kaiser Paul mich auszeichnete, oft sogar auch zu mir, und machte mir auf eine niedrige Weise den Hof! Sein bloßer Anblick war mir jedes Mal ein Stich in das Herz. Das mochte er denn endlich merken, und blieb weg.

Nach kurzer auf Wolmershof sehr glücklich verlebter Zeit gingen wir weiter nach Riga, wo uns neue, nicht weniger zarte Freuden erwarteten. Zwar fand ich den biedern Gouverneur von Richter nicht dort, weil leider, Krankheit ihn auf dem Lande zurückhielt; aber mein guter gefühlvoller Freund Eckardt und der edle Arzt Stoffregen empfingen meinen gerührten Dank. In dem paradiesischen Graffenheyde, der ländlichen Wohnung des erstern, brachten wir einige sehr frohe Tage zu, und verließen es endlich segnend und gesegnet.

Hier erfuhr ich unter andern, daß ein Brief, den meine unglückliche Frau an die Frau Herzogin von Weimar geschrieben hatte, von dem Postdirektor gleichfalls an den Kaiser gesandt worden sei; daß dieser ihn gelesen, aber auf der Stelle mit dem Befehle zurückgeschickt habe, ihn vorsichtig wieder zu versiegeln und an die Adresse abgehen zu lassen. Meine Freunde hatten aus diesem Umstande günstige Hoffnungen gezogen, und gewiß ist es, daß dieser Brief, von dem ich eine Abschrift besitze, keine andere als

eine heilsame Wirkung auf das empfängliche Herz des Monarchen hervorbringen konnte. Vielleicht verdanke ich also meine Befreiung zum Theil derjenigen Person, der ich sie am liebsten verdanke: meiner guten Frau!

In Mietau fanden wir den Herrn Gouverneur von Driesen nicht mehr; er war abgesetzt. Leider war das auch der Fall mit dem wackern Hofrath Sellin, dem vormaligen Chef des Grenz-Zollamtes. Ihn sah ich nicht; wohl aber den Offizier, der mich bis Mietau begleitet hatte, den Herrn Lieutenannt von Bogeslawski. Er empfing mich als einen alten Freund; wir mußten bei ihm frühstücken. O, wie gegenwärtig wurde uns hier wieder die Scene meiner Verhaftung! — Aber welch eine Wohlthat der Natur, daß die Erinnerung an überstandene Leiden denselben Genuß gewährt — und vielleicht einen größern — als die Erinnerung an Freuden der Vergangenheit! — Ich erkundigte mich nach dem höflichen Kosaken, der damals auf unserm Kutschbocke saß, und wollte ihn beschenken; er war aber gerade nicht gegenwärtig.

Als wir nun weiter fuhren — als wir das Wachhaus passirten — der Schlagbaum hinter uns fiel — und bald darauf der preußische Adler uns winkte — o! warum sollte ich mich schämen, zu gestehen, daß ich in Thränen ausbrach, die ich, von meiner guten Frau innig umarmt, an ihrem Herzen sanft verweinte. Nicht etwa als ob ich nun erst des Gefühls der Rettung recht froh geworden wäre — o nein! der Name Alexander ist jedem unbescholte-

nen Manne Bürge für seine Sicherheit — aber es war ein Gemisch von mancherlei starken Gefühlen, welche mir jene süßen Thränen auspreßten: der Anblick des Schauplatzes meiner Leiden — die Vergegenwärtigung jener Scenen — die — Erinnerung an die unwillkürliche Bangigkeit, mit der ich ein Jahr vorher denselben Weg fuhr — der Kontrast mit meiner jetzigen Empfindung — die glückliche, so wenig gehoffte Wendung meines Schicksals — der Dank gegen Gott, daß ich alle meine Lieben wieder bei mir und um mich hatte — daß der böse schwere Traum in ein so fröhliches Erwachen übergegangen war: — Alles das stieg mir aus dem Herzen in die Augen, und mit feierlicher unnennbarer Wehmuth begrüßte ich die Staaten Friedrich Wilhelm's des Dritten. Es war mir, indem ich seine Grenze betrat, als wäre ich schon in meinem Vaterlande.

In Königsberg fand ich den Grafen Kutaissow, den Liebling und täglichen vertrauten Gesellschafter des Kaisers Paul. Wenn irgend Jemand mir Aufschluß über die Ursachen meiner Verbannung geben konnte, so war Er es. Ich kannte ihn schon lange, aber freilich zu einer Zeit, wo es unschicklich gewesen sein würde, eine mich betreffende Frage an ihn zu richten. Was ich in Petersburg nicht wagte, das durfte ich hier ohne Bedenken thun. Ich äußerte ihm daher den Wunsch, zu wissen, was eigentlich den Kaiser zu einem so außerordentlichen Verfahren gegen mich bewogen? — Er antwortete mir mit unverdächtiger Offenheit: daß durchaus keine eigentliche Ursache dazu vor-

handen, sondern daß ich dem Monarchen blos als Schriftsteller verdächtig gewesen sei. »Sie haben aber gesehen,« setzte er hinzu, »wie schnell und wie gern er von einem Irrthum zurückkam. Er liebte Sie; er bewies es Ihnen täglich, und würde es Ihnen in der Folge noch mehr bewiesen haben.«

So ruhe denn sanft die Asche eines Mannes, der wahrlich den größten Theil der Schuld, deren man ihn anklagt, auf seine dornige Lage in früheren Jahren, auf die Begebenheiten seines Zeitalters, und auf die Personen, welche ihn umgaben, zurückwerfen könnte; der sich zwar oft in den Mitteln vergriff, das Gute zu bewirken, der aber immer nur das Gute, das Gerechte wollte, ohne Ansehen der Person; — der zahllose Wohlthaten säete, doch aus dem Samen nur giftige Pflanzen aufschießen sah, die bunt um ihn her blühten, und in deren Duft er verwelkte! —

Ich schließe mit einigen Versen, die wenige Tage nach des Kaisers Tode in Petersburg gelesen wurden. Den Verfasser kenne ich nicht; aber seine Schilderung trägt den Stämpel der Wahrheit:

On le connût trop peu, lui ne connût personne;
Actif, toujours pressé, bouillant, impérieux,
Aimable, séduisant, même sans la couronne,
Voulant gouverner seul, tout voir, tout faire mieux,
Il fit beaucoup d'ingrats — et mourût malheureux!

Anhang.

Ueber die

Mémoires secrets sur la Russie.

Ich habe die Mémoires secrets sur la Russie gelesen. Das Buch hat viel Aufsehen gemacht, weit mehr als es verdiente. Man hat geglaubt, und glaubt vielleicht noch jetzt, es sei aus sehr authentischen Quellen geflossen; daher ist es wohl der Mühe werth, eine Untersuchung darüber anzustellen. Der Verfasser hat auf Groß und Klein so scharfes Gift gespritzt, und den Monarchen, wie die Nation, an Ehre und Tugend so keck angegriffen, daß ich Dank zu verdienen glaube, wenn ich ihm hie und dort die Maske lüfte, und da, wo ich, besser als Er unterrichtet, ihm widersprechen **kann**, ihm laut widerspreche.

Wollte ich, nach seinem Beispiele, Stadtgerüchte und Vorzimmer-Klatschereien zu Autoritäten erheben, so sollte es mir leicht werden, jedes Blatt seines Buches zu widerlegen; da ich aber nicht die Kunst verstehe, mir ein gewisses importantes Air zu geben, so wiederhole ich, daß ich nur über solche Dinge sprechen werde, bei denen ich aus Ueberzeugung mitsprechen **kann**. Sollten die Mémoires secrets in Rußland bekannt werden, so finden sich auch wohl Männer, die **jede** Blöße darin aufdecken, weil sie noch besser als ich unterrichtet sind.

Schon in der Vorrede gibt der Verfasser sich das Ansehen, als habe er Gott weiß welchen wichtigen Posten am Hofe bekleidet, und der Herausgeber fügt hinzu: »er habe in der innigsten Verbindung mit allen großen und Einfluß

habenden Männern in Petersburg gestanden *)." Da es bei einem Geschicht- oder Memoiren-Schreiber, der Anspruch auf das Vertrauen des Lesers macht, vorzüglich darauf ankommt, ob er die Wahrheit habe sagen können und wollen; so müssen wir uns zuerst einige Augenblicke mit der Person des Verfassers beschäftigen.

Herr von M** der jüngere ist ein Schweizer **). Seine frühern Schicksale gehören nicht hieher. Er fand Zugang in das Haus des Generals Soltikow, dessen Empfehlung er den Posten eines Aufsehers über den Stall des Großfürsten Alexander, jetzigen Kaisers, verdankte. Es kann sein, daß der Großfürst ihn wohl leiden mochte; ob aber dieser Posten ihm gerade den Weg zu den relations intimes mit allen Großen des Reiches bahnen konnte, das muß ich billig bezweifeln. Zwar hat er oft kleine Verschen gemacht, auch in seinem Zirkel für einen guten Gesellschafter gegolten; aber sehr viele große und Einfluß habende Personen kannten nicht einmal seine Existenz. Hieraus mag man schließen, ob er die Wahrheit habe sagen können. —

Gesetzt aber auch, man wollte ihm diese Eigenschaft

*) Relations intimes avec tout ce qu'il y a de grand et d'influant à St. Petersbourg.

**) Ich schreibe seinen Namen nicht aus, um seines wackern Bruders zu schonen. Er hat übrigens die Mühe zu rathen dem Leser erspart; denn er macht sich überall so kenntlich, daß man sieht, es sei ihm selbst recht viel daran gelegen, nicht verborgen zu bleiben.

zugestehen, so hat er sie doch gewiß nicht sagen wollen. Er selbst ist so offenherzig, zu sagen: il ne faut pas moins que le plus juste ressentiment pour m'enhardir à parler *). Was darf man also von einem Schriftsteller erwarten, der blos von seinem Unwillen begeistert wird, und der sich nicht einmal scheuet hinzuzusetzen: n'est ce point à l'indignation à révéler ce qu'une *coupable reconnoissance* peut engager à taire **)? — Es ist also blos sein empörtes Gefühl, welches in den Memoiren spricht, und zwar ist dieses Gefühl in einem so hohen Grade empört, daß es ihn sogar verleitet zu glauben, die Dankbarkeit könne eine Untugend werden, wenn er nicht Alles sage, was ihm das Herz drückt. Was kann man von einem Schriftsteller erwarten, der durch Rücksichten auf Dankbarkeit eine schwere Schuld auf sich zu laden glaubt? —

Und was ist es denn nun eigentlich, das ihn so erbittert? — Er hat einiges Unrecht gelitten, ich gebe es zu. Er war unschuldig, das glaube ich gern. Ein bloßer Verdacht, einige unbedeutende Worte, das Lob der französischen Truppen u. s. w. bewogen den raschen Kaiser, beide Herren v. M** aus seinen Staaten zu verbannen; aber es geschah, ohne ihre Ehre anzutasten, ohne ihnen ihr Ver-

*) Nur der gerechteste Unwille konnte mir den Muth geben, zu reden.

**) Soll das empörte Gefühl nicht aufdecken, was eine verbrecherische oder strafbare Dankbarkeit vielleicht zu verschweigen gebietet?

mögen vorzuenthalten, ohne ihren Familien Pässe zu verweigern, so, daß sie den Männern folgen konnten. Sie waren blos in **Ungnade gefallen**; der Kaiser traute ihnen nicht, und wollte sie nicht länger in seinen Diensten haben: das ist es Alles. Freilich hart genug, aber noch lange kein Grund, um die Dankbarkeit zu einem Dinge herabzuwürdigen, das von Umständen abhängig sei. Hätte Herr von M * * sich begnügt, kalt und gründlich in einem Mémoire seine Unschuld darzuthun, so würde er jeden unbefangenen Leser gewonnen haben. Aber diese Aufhäufung skandalöser Anekdoten, dieses geflissentliche Haschen nach Allem, was den russischen Hof nur immer schwarz oder lächerlich darstellen kann: — wahrhaftig, es war dem Kaiser Paul wohl eben nicht zu verargen, wenn er einen solchen gallsüchtigen Beobachter, der Alles nur durch eine angelaufene Brille sah, zu entfernen suchte. In der That scheint mir das Buch des Herrn von M * * die beste Rechtfertigung von dem Verfahren des Kaisers gegen ihn. Er versuche es nur einmal, in der hochbelobten Republik Frankreich die chronique scandaleuse **des jetzigen französischen Hofes** zu sammeln; und — was gilt die Wette? — er wird froh sein müssen, wenn er nicht nach Cayenne transportirt wird.

Er sagt: »Ich schreibe nur, was ich selbst **gesehen, gehört, gefühlt** oder **erfahren** habe.« — Sonderbar! ich finde in dem ganzen Buche nichts, als Dinge, die er **gehört** hat, und die auch ich, so wie tausend Andere,

gehört habe, nur sehr oft anders als er. Lieber Gott! wenn es, um Memoiren für die Nachwelt zu schreiben, hinlänglich wäre, die Ohren aufzusperren, dann würde die Muse der Geschichte jedes Vorzimmer zu ihrem Tempel weihen müssen. Wollte Herr v. M** uns Vertrauen zu dem einflössen, was er nicht gesehen, nicht gefühlt, nicht erfahren — sondern gehört: so mußte er uns die Leute nennen, von welchen er gehört hat; sonst kann er unmöglich für den Aufseher des großfürstlichen Stalles mehr Glauben von uns fordern, als für jeden andern Unterbeamten des russischen Hofes.

Seite 4 der Vorrede nennt er den Kaiser einen rachsüchtigen Tirannen. — O, was war Paul wohl weniger als rachsüchtig! — In der ersten Hitze der Leidenschaft Jemanden Unrecht, zuweilen großes Unrecht zufügen, das konnte er wohl; aber nachtragen, rächen, diese Empfindungen waren seinem Herzen gänzlich fremd. Soll ich Beispiele anführen von Personen, durch welche er sich, mit Recht oder Unrecht, beleidigt glaubte, die er rasch dafür bestrafte, und dann doch auf die ersten Stufen des Thrones hob? — Es wäre überflüssig, solche Beispiele zu nennen; Jedermann kennt sie. Wäre der Kaiser wirklich rachsüchtig und folglich nachtragend gewesen (denn eins ist nie ohne das andere), die Annalen der Geschichte würden der Nachwelt vermuthlich eine schauderhafte Begebenheit weniger erzählen. — Herr von M** rühmt sich,

indem er jenes ungeheure Wort: rachsüchtiger Tirann, niederschreibt, der Kühnheit und Freimüthigkeit*); ich glaube aber nicht, daß irgend ein rechtlicher Mann diese milden Ausdrücke für solche Abscheulichkeiten gelten lassen wird.

Lächeln muß man, wenn Herr v. M** (S. 5) zu verstehen gibt: »er wisse und fühle noch immer, daß er verfolgt werde.« Der Kaiser hat seiner nie wieder erwähnt oder gedacht. — Noch auffallender ist es, wenn er gleich darauf kühn behauptet: »er bediene sich des Rechtes zu schreiben mit Mäßigung.« — Nun, ich möchte doch gern wissen, wie es ihm möglich gewesen sein würde, noch mehr horreurs in zwei Bänden zu häufen!

Auf der sechsten Seite bekennt er sehr naiv: »daß sein schwaches Gedächtniß die einzige Quelle sei, aus welcher er schöpfe, da er alle geschriebene Materialien in's Feuer geworfen habe.« — Man muß gestehen, es ist ein wenig viel von dem gutmüthigen Leser begehrt, dem schwachen Gedächtniß eines Aufsehers über den großfürstlichen Stall, alle die Staats- und Familien-Geheimnisse zu glauben, die hier so zuversichtlich ausgeplaudert werden.

Gegen die armen Deutschen Schriftsteller erboßt sich Herr von M** in seinem Buche überall gewaltig. Er nennt sie sehr unartig nicht anders als flagorneurs (Speichellecker), ohne dieser ehrenrührigen Behauptung auch nur einen einzigen Beweis beizufügen. Wie, wenn ich

*) Hardiesse et franchise.

einige Gelegenheitsgedichte des Herrn von M** aus ihrer Dunkelheit hervorzöge? wer würde dann als flagorneur erscheinen? —

Herr von M** möchte gar zu gern jeden russischen Unterthan als einen niedrigen Sklaven darstellen; er behauptet sogar, der Russe habe, aus Vergötterungssucht, den Namen Katharina in Jekatharina verwandelt, welches so viel bedeutet, als Erz-Katharina. Das ist eine lustige Erfindung! Jekatharina ist ein Name, und heißt eben so wenig Erz-Katharina als Agurke (wie man in Liefland statt Gurke zu sagen pflegt) eine Erz-Gurke bedeutet.

Seite 48 scheuet Herr von M** sich nicht, von dem Kaiser zu sagen: »der Tirann seines Reiches ist auch der Tirann seiner Familie; er verbietet ihr die ersten und gerechtesten Empfindungen der Natur.« — Nie ist eine abscheulichere Unwahrheit gesagt worden. Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich alle die kleinen und großen häuslichen Begebenheiten erzählen wollte, bei denen Kaiser Paul sich als einen zärtlichen Gatten und liebevollen Vater bewiesen hat. Und wie wenige derselben sind noch mir zu Ohren gekommen! — Ich will nicht läugnen, daß er auch gegen seine Familie zuweilen Aufwallungen des Zorns Raum gegeben, die mit unter, doch nur für kurze Zeit, ernsthafte Folgen haben konnten; aber wahrlich! auch er war mit den Gefühlen der Natur innigst vertraut. —

Wie selten ist es z. B., daß eine Prinzessin, wenn sie

ihre Hand vergeben soll, eine Stimme hat! — Nun, Kaiser Paul, das weiß ich gewiß, ließ seinen Töchtern freie Wahl; er hörte nicht, was die Politik, sondern was sein Vaterherz dazu sprach, und jede Zusage, die er in dieser Hinsicht gab, wurde durch die Bedingung eingeschränkt, daß seine Tochter mit der Wahl zufrieden sein müsse. Man nenne mir doch viele Höfe, an denen diese Sitte herrscht!

Als die verewigte Großfürstin Alexandra von ihm Abschied nahm, mit welcher unaussprechlichen Zärtlichkeit schloß er sie in seine Arme! wie viele Thränen vergoß er an ihrem Busen! — Und als sie schon in den Wagen gestiegen war, eilte er noch einmal hinunter, riß die Wagenthür wieder auf, und segnete sie laut schluchzend. Ist dies das Benehmen eines Mannes, der die ersten Empfindungen der Natur verbietet? —

Ich könnte noch viel sagen; ich glaube aber nicht, wie Herr von M**, daß ich Alles drucken lassen darf, was mir erzählt worden ist. Indessen will ich doch noch Einen Beweis gegen seine unbesonnene Behauptung anführen, weil dieser zugleich darthut, daß Kaiser Paul bis auf den letzten Augenblick seines Lebens seiner Familie Beweise der Liebe und Zärtlichkeit gab. —

Am 11. März, Nachmittags um 5 oder 6 Uhr, also wenige Stunden vor des Kaisers Tode, war der Hofrath B** in Geschäften zu der Kaiserin gerufen worden, stand im Vorzimmer, und sah durch die halb geöffnete Thür den Kaiser zu seiner Gemahlin hineintreten. Der Kaiser war

sehr fröhlich, und rief seiner Gemahlin gleich beim Eintritte zu: »Mon ange, ich bringe Ihnen etwas, das Ihnen Vergnügen machen wird.« — Es sei was es wolle, erwiederte die Kaiserin, ich bin schon im Voraus davon überzeugt. — Hierauf zog der Kaiser Strümpfe hervor, welche in irgend einem Institute, dessen Vorsteherin die Kaiserin ist, von jungen Fräulein brodirt waren. — Nachdem er seiner Gemahlin diese kleine Freude gemacht hatte, wendete er sich zu seinen jüngsten Kindern, die um ihn her spielten, trug sich mit ihnen, hüpfte mit ihnen herum, kurz er that alles, was nur immer ein liebenswürdiger Privatmann im Kreise seiner Familie zu thun pflegt. Herr Hofrath B** war der gerührte Zeuge dieser ganzen Scene, zu der ich, für ein fühlendes Herz, wohl nichts weiter hinzuzusetzen brauche.

Seite 79 thut Herr von M** einen heftigen Ausfall gegen die Großen des Reiches, in den letzten Regierungsjahren der Kaiserin Katharina. Er sagt: »Sie haben weder Kenntnisse, noch Scharfblick, noch Erhabenheit der Seele, noch Rechtschaffenheit besessen;« er spricht ihnen sogar ein gewisses eitles Ehrgefühl ab, welches sich zu der wahren Ehre verhalte, wie Heuchelei zur Tugend. Sie sollen hart gewesen sein wie Paschas, Geldpresser wie Zollbediente, spitzbübisch wie Lackeien, und bestechbar wie Kammerjungfern in der Komödie; mit Einem Worte, er schämt sich nicht, sie »die Canaille des Reichs« zu nennen. —

Wenn man nun ein solches Bild — welches nur gei-

fernde Wuth entwerfen, und die ausgelassenste Ungezogenheit ausmalen konnte — wenn man, sage ich, ein solches Bild vor sich hinstellt, und daneben die Gemälde eines Repnin, der im Felde und im Kabinete gleich groß, dabei von der unbestechlichsten Redlichkeit, auch freigebig und großmüthig war; — eines Romanzow, des berühmten Feldherrn, der seine Tugenden auf seine Söhne vererbte; — eines Besborodko, der zwar ein bon vivant, aber ein vortrefflicher Kopf und unermüdeter Arbeiter war; — eines Wasiliew, des Reichsschatzmeisters, den man an Redlichkeit und Einsicht ohne Schmeichelei mit Colbert vergleichen darf; — eines Soltikow, Kutusoff, Markoff u. s. w. —: wahrlich! so geräth man in Versuchung, das, was dem Herrn von M** hardiesse und franchise zu nennen beliebt, mit ganz andern, weit härtern Namen zu belegen. Wenn er sich nun vollends erdreistet zu behaupten: »die Großen hätten ihre Domestiken, Hofnarren, Virtuosen, Sekretäre und sogar die Hofmeister ihrer Kinder aus Kron-Kassen bezahlt, die ihnen anvertraut gewesen, und den Gehalt dieser Leute ordentlich auf solche Kassen angewiesen:» — so ist das eine so ehrenrührige, schmähende Behauptung, daß man den, der sie so ganz ohne Beweis hinwarf, deshalb vor ein Kriminalgericht stellen sollte.

Ich bitte übrigens zu bemerken, wie oft Herr von M** in der Leidenschaft seinen eigenen Grundsätzen widerspricht. Er nennt die Großen unter Katharina die Canaille des

Reiches, und macht es dennoch dem Kaiser Paul zum Verbrechen, daß er sie beim Antritte seiner Regierung entfernte; er gibt zu, die, welche Paul umgaben, seien moralisch besser gewesen, und macht sich doch alle Augenblicke lustig über die Emporkömmlinge.

Seite 82 wiederhohlt er den abgedroschenen Vorwurf, »daß es in Rußland nur Ukasen, aber keine Gesetze gebe.« — Wahr ist es, die von der Kaiserin Katharina errichtete Gesetz-Kommission hat noch nicht alles das bewirkt, was man erwarten zu dürfen glaubte; indessen ist doch von dieser unsterblichen Monarchin weit mehr geschehen, als Herr von M** zu wissen scheint. Ihre vortreffliche Verordnung zur Verwaltung der Gouvernements des russischen Reichs; ihre Stadtordnung; ihre Verordnung den Adel betreffend; ihre Handwerksordnung u. s. w.: Alles das ist weit mehr als Ukasen, und bildet, zusammengenommen, ein ziemlich vollständiges Gesetzbuch. Ich selbst habe zehn Jahre lang so manchen Prozeß nach diesen Gesetzen aburtheilen müssen, und bin selten in die Verlegenheit gekommen, mich eines fremden Hilfsrechtes zu bedienen.

Ob der Wunsch der Monarchin, ein gleichförmiges Recht in ihren unermeßlichen Staaten einzuführen, erreicht werden konnte, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; aber gewiß wäre es heilsam, wenn die Verwirrung, die durch so manches privilegirte Recht entsteht, endlich einmal gehoben würde. Die Gerichtsbehörde zum Beispiel, von wel-

cher ich zehn Jahre lang die Ehre hatte Präsident zu sein, war ein Appellations-Gericht für die sämmtlichen Magistrate der Provinz, so, daß die Rechtsstreitigkeiten aus Reval, Hapsal, Weißenstein, Wesenberg und Baltischport daselbst zusammenliefen. Nun aber war ich genöthigt, einen Reval'schen Prozeß nach Lübeck'schen Rechten zu schlichten, einen Hapsal'schen nach Schwedischen, einen Baltischportischen nach Russischen u. s. w. So wurde durch verjährte Privilegia, die Rechtspflege unendlich erschwert.

Daß Herr von M** (S. 92) die Paradoxie so weit treibt, zu behaupten, die große Katharina, die Freundin und Vertraute der Musen, habe Künste und Wissenschaften eigentlich nicht beschützt, sondern nur aus Prahlerei hier und da Bibliotheken oder Gemälde gekauft, und Medaillen an speichelleckende deutsche Schriftsteller gesandt: — das muß man nicht beantworten, sondern nur belächeln. Tausend und abermals tausend Thatsachen sprechen zu laut dagegen.

Uebrigens ist es höchst possirlich zu lesen, wie ein so oberflächlicher Kopf als Herr von M**, dreist über alle die Werke abspricht, welche während der fünfunddreißigjährigen Regierung Katharinens in Rußland erschienen sind. »Mit Ausnahme von ein Paar naturhistorischen,« meint er, »sei es nicht der Mühe werth, der übrigen zu erwähnen.« Freilich kannte er die meisten gar nicht, und einige wenige nur dem Titel nach. Euler, den

unberühmten Euler, z. B., hat er ganz vergessen. Dagegen erzählt er uns Mährchen von ganzen Bibliotheken, die man in den Ruinen am Ufer des Irtisch gefunden haben soll.

Seite 110 sagt Herr von M**, die deutschen Einwohner von Petersburg wären blos Handwerker, vorzüglich Schneider und Schuster. Er hätte noch die Sattler hinzufügen können, die größtentheils aus Deutschen bestehen; und dennoch würde das lange noch nicht die Hälfte der deutschen Einwohner betragen, die sich über dreißig tausend belaufen. Fast der ganze eigentliche Kaufmannsstand, und eine sehr große Menge von Beamten sind Deutsche. Uebrigens nimmt man, wie Herr von M** fälschlich glaubt, in den deutschen Häusern nicht mehr Speise zu sich, als in andern, und auch die Komplimentir-Sucht ist da keineswegs hervorstechender; aber freilich haben die einfältigen Deutschen keinen Begriff von der hardiesse und franchise, worin Herr von M** allerdings ein Virtuose ist.

Den Mißbrauch, welchen er Seite 117 rügt, daß nämlich die Obersten unumschränkte Herren ihrer Regimenter waren, und das Detail der ganzen Oekonomie durch ihre Hände ging, ist allerdings wahr; er hätte aber hinzufügen sollen, daß Kaiser Paul diesen Mißbrauch sogleich abschaffte.

Seite 131 kann Herr von M** nicht umhin, eine unverzeihliche Nachlässigkeit in der Beschreibung von Peters-

burg zu rügen, da nämlich seine eigene merkwürdige Person als homme de lettres mit der Person seines Bruders verwechselt worden ist. Nun traue einer noch den Beschreibungen! ruft er aus. — Und warum nicht? — Welchem Leser kann wohl etwas daran liegen, den Verfasser einiger unbedeutenden Verschen zu kennen? — Wenn nur die interessanten Nachrichten wahr sind; die uninteressanten übersieht man ohnehin. — Uebrigens sollte Herr von M** jedes Mal sehr froh sein, wenn er sich mit seinem würdigen Bruder verwechselt sieht. Dieser wackere, verdienstvolle, bescheidene Mann lebt jetzt auf einem Gute bei Erlangen, und erschrak nicht wenig über die unbesonnene Herausgabe der mémoires secrets. Es gab Leute, die, da sie ihn nicht genug kannten, ihn für den Verfasser hielten; er hat sich aber stark und ernstlich gegen seine Freunde darüber erklärt.

Seite 132 macht Herr von M** dem Kaiser Paul abermals einen ungerechten Vorwurf. Er soll nämlich die nützlichen Arbeiten seiner Mutter unvollendet gelassen, und nur Exerzierhäuser und Kasernen gebauet haben. Herr von M** nennt unter andern ausdrücklich die Kaien und Kanäle, und vergißt, daß Paul die ganze Moika mit Quadern einfassen ließ. Wohlbedächtig sagt er auch kein Wort von dem vortrefflichen Militär-Waisenhause, welches einzig und allein dem Kaiser Paul seine Entstehung verdankt; worin mehr als acht hundert Kinder, Knaben und Mädchen, Waisen von Offizieren oder Soldaten,

reichlich ernährt, gut und zweckmäßig erzogen, und im reiferen Alter versorgt werden. Das Institut steht unter der Leitung des wackeren Obersten von Weimarn und seiner Gattin, die — ich habe es selbst mehr als einmal mit Rührung gesehen — von den sämmtlichen Kindern wie Vater und Mutter geliebt werden. Der Kaiser kam oft selbst dahin; es war eine seiner liebsten Spazirfahrten. Mit edler Wärme interessirte er sich für dieses Haus; immer legte er dort den Monarchen ab und war Vater der Waisen, nie verließ er es, ohne den Segen und die dankbaren Thränen seiner Bewohner mit sich zu nehmen. — Solche Thatsachen hätte Herr von M** nicht verschweigen sollen. Oder haben vielleicht seine Korrespondenten ihm dergleichen nicht gemeldet? Haben sie ihm nur Vorzimmer-Klatschereien mitgetheilt?

Wenn man nicht wüßte, daß Herr von M** aus Privat-Ursachen dem Andenken des Fürsten Potemkin Schonung schuldig zu sein glaubte, so müßte man erstaunen, wie leise berührend er über den Charakter dieses Mannes hinweg gleitet. Es ist mehr als zu bekannt, daß Fürst Potemkin die tiefste Verachtung für die Menschen hegte, und daß er sie nur als Handwerkszeug am Bau seiner Größe gebrauchte. Nie hat Kaiser Paul zur Befriedigung seiner Launen sich solche Handlungen erlaubt, wie jener Fürst. Wer kennt nicht die famöse Anekdote, da er einen rechtlichen Kaufmann in Moskau durch die Polizei aufheben und ihn nach Petersburg schleppen ließ, um — einer

Dame seinen langen Bart zu zeigen! Als der Unglückliche in Petersburg ankam, hatte Potemkin seinen Bart schon vergessen, und er schmachtete ein halbes Jahr lang in Ketten, ehe es dem Satrapen einfiel, den berühmten Bart zu besichtigen. Krank kehrte der Mann nach Moskau zurück, fand seine Frau vor Gram gestorben und sein Hauswesen zerrüttet. — Es ist gräßlich, aber buchstäblich wahr! — Auch Kaiser Paul hat zuweilen aus Uebereilung Unglückliche gemacht, aber nie um eine elende Laune zu befriedigen; wenigstens glaubte er doch immer, eine Handlung der Gerechtigkeit auszuüben. — Daß Potemkin's Tod eine unermeßliche Leere (un vide immense) im Reiche veranlaßt habe, hat wohl, außer dem Herrn von M**, Niemand bemerkt.

Auch die dreifache Ohnmacht der Kaiserin bei der Nachricht von seinem Tode scheint mir nicht wahrscheinlich; wenigstens gibt es wohlunterrichtete Leute, welche behaupten, seine, zu einer allzu ungeheuren Größe angewachsene Macht, die von der kaiserlichen Gewalt selbst nicht mehr unterdrückt werden konnte, sei ihr zuweilen sehr lästig gewesen, und sie habe nach seinem Tode sehr wohl gefühlt, daß sie freier athme.

Herr von Lanskoy hat viel Gnade vor den Augen des Herrn von M** gefunden. Er nennt ihn amateur des arts und ami des talens. Die Wahrheit ist, daß er der unwissendste Mensch am ganzen Hofe war, und daß die Kaiserin selbst sich oft geschämt, wenn er den Mund aufgethan hat, um mitzusprechen.

Seite 164 scheint Herrr von M** es dem Kaiser Paul als einen Mißgriff anzurechnen, daß er nicht, wie seine Mutter, die russischen Fürsten zu Fürsten des deutschen Reiches umschaffen ließ, sondern, im Gefühl seiner Würde, es umgekehrt machte. Es kommt mir nicht zu, zu entscheiden, ob Mutter oder Sohn die Sache richtiger ansah; indessen glaube ich doch immer, daß es einem Kaiser von Rußland wohl gezieme, die Würden, mit welchen er seine Unterthanen geschmückt zu sehen wünscht, selbst zu ertheilen.

Seite 167 erwähnt er mit Verachtung des Generals Pistor, eines der wackersten Deutschen, die jemals in russischen Diensten gestanden haben. Gleich darauf macht er sich kindisch lustig über die Namen Kretschetnikoff und Kachowski, und vergißt, daß sein Held Kosciusko doch wahrhaftig keinen wohlklingenderen Namen hat.

Seite 173 gedenkt Herr von M** einer Statue, welche der Duc de Feuillade Ludwig dem XIV. errichten ließ, und setzt hinzu: »Potemkin habe nie etwas für Katharina gethan, das dieser Galanterie gleich komme.« — Doch, doch! nur à la Potemkin, mit Falschheit und Grausamkeit vermischt. Als nämlich die Kaiserin nach Taurien reiste, und Potemkin bedachte, daß sie wohl den lästigen Einfall haben könne, chemin faisant all die blühenden Städte und Dörfer sehen zu wollen, mit deren Beschreibung er sie so oft in süße Träume gewiegt hatte; da ließ er in der größten Geschwindigkeit zu beiden Seiten der Straße eine Menge

Städte und Dörfer erbauen: wohl zu verstehen, nur die gemalten Façaden der Häuser. Das Ding nahm sich recht artig aus. Damit es nun aber keine leblose Landschaft bliebe, so ließ er flugs zwanzig Meilen in der Runde die Bauern mit ihren Viehheerden zusammentreiben, und postirte sie neben seine Dekorationen. Als nun die Kaiserin vorbeifuhr, sah sie überall die Felder mit Schafen und Hornvieh bedeckt, die unter der Obhut wohlgekleideter Hirten weideten; sie sah freundliche, neu angemalte Häuser; kurz, die Städte in ihrem Kalender*) standen wirklich da, und wimmelten von glücklichen Einwohnern. Wenn diese Galanterie auch nicht so dauerhaft war, als die Statue des Duc de Feuillade, so war sie doch wahrhaftig noch feiner ausgesonnen.

Seite 224 sucht der Verfasser eine von den vortrefflichen Einrichtungen Pauls, wo nicht herabzuwürdigen, doch wenigstens ihr Verdienst zu schmälern: die Erlaubniß nämlich, welche er jedem Unterthan ertheilte, ihm sein Anliegen unmittelbar schriftlich vorzutragen. Herr von M** erzählt zwar, daß zum Behufe des Empfanges solcher Briefe ein Kasten vor das Schloß gesetzt worden sei; er fügt aber sehr hämisch hinzu: »Da der Kasten wider Pauls Erwartung mehr Suppliken als heimliche Angaben enthal-

*) Der petersburgische Kalender enthielt unter der Kaiserin Katharina ein Verzeichniß aller schon vorhandenen und erst projektirten Städte im russischen Reiche, mit ihrer Entfernung von der Hauptstadt.

ten habe, so sei der Kaiser es bald überdrüßig geworden, Entscheidungen zu ertheilen; alles sei in sein erstes Chaos zurückgesunken, und in den Händen der Sekretäre liege nun, wie vormals, das Schicksal der unglücklichen Bittenden.»

Diesem Vorwurfe muß ich geradezu widersprechen. Vom ersten Regierungstage Kaiser Pauls bis zum letzten konnte jeder Unterthan ihm seine Wünsche schriftlich vortragen, und versichert sein, in wenigen Tagen eine bestimmte Antwort zu erhalten; und nicht nach Willkür des Sekretärs: denn ich hätte keinem rathen wollen, einen Brief zu unterschlagen, oder einen falschen Auszug daraus zu machen, weil Paul sehr oft das Original zu sehen verlangte, und sich dieses selbst vorlesen ließ. Ein Beispiel davon hat man in meiner eigenen Geschichte an einem unbedeutenden Danksagungsschreiben gesehen. Der Sekretär hatte also die Originale der Briefe immer bei sich; wie hätte er es nun bei einem so strengen Monarchen wagen dürfen, den Auszug zu verfälschen, da er nie vorher wissen konnte, welchen Brief der Kaiser vielleicht heute verlangen würde, um die Treue des Vortrags zu prüfen!

Es ist freilich wahr, daß von einem solchen Vortrage immer sehr viel abhängt, und daß ein einziges so oder anders gestelltes Wort die Wirkung der Bitte befördern oder hemmen kann. Aber ist das die Schuld des Monarchen? soll er, wenn er Beamte gewählt hat, ihrer Redlichkeit nicht vertrauen? kann er wirksamere Mittel einschlagen, jede Täu-

schung zu verhüten, als wenn er dann und wann plötzlich, ehe der Beamte es sich versieht, ihn gleichsam kontrollirt? — Meint man denn, es sei dem Kaiser physisch möglich gewesen, alle Suppliken selbst zu lesen? — Das läugne ich geradezu, und will meine Behauptung durch ein Beispiel aus den ersten Regierungstagen des jetzigen jungen Monarchen unterstützen.

Auch Er — Gott segne ihn dafür! — erlaubt jedem Unterthan, an ihn zu schreiben, allenfalls auch ihm selbst die Bittschrift zu überreichen. Daher kam es denn, daß, so oft er aus dem Schlosse trat, um einige Minuten auf der Parade zu verweilen, er durch eine lange dreifache Gasse von Menschen, vorzüglich von alten Weibern passiren mußte, wovon jeder und jede ihm eine Supplik entgegen hielten. Da diese Gewohnheit immer mehr um sich griff, und der gütige Alexander sie doch nicht verbieten wollte, so bediente er sich zuweilen des Mittels, einige Minuten vor seiner Erscheinung seine Adjutanten hinunter zu schicken, um die Bittschriften in Empfang zu nehmen. Ich selbst war einige Mal in dem Vorzimmer des jungen Monarchen, als diese zurückkehrten (ihrer waren drei), jeder in der einen Hand ein mit Suppliken vollgepfropftes Schnupftuch oder eine Serviette, und in der andern den vollgehäuften Hut. O mon Dieu! sagte der junge Kaiser einmal lächelnd, als die Adjutanten ihm so entgegen kamen; und er hatte wahrhaftig großes Recht zu diesem Ausruf: denn ich darf ohne Uebertreibung annehmen, daß sich in den

Schnupftüchern und Hüten wenigstens dreihundert Supplikten befanden. So ging es aber alle Tage. Gesetzt nun, der Kaiser wollte sie alle selbst lesen, so würde er doch wenigstens zwei Minuten zu jeder Bittschrift nöthig haben, folglich zehn Stunden täglich! Und dabei sind noch nicht einmal die unzähligen Briefe gerechnet, welche mit der Post eingehen, oder bei dem Staats-Sekretär abgegeben werden. Der Kaiser würde kaum Zeit übrig behalten, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, geschweige denn, für die Wohlfahrt des Reiches zu sorgen. Alles, Alles müßte er der Phantasie der Bittenden aufopfern, die ihn zuweilen mit den abgeschmacktesten Forderungen behelligen; ich weiß z. B., daß eine Frau, der ihre Kuh umgefallen war, deshalb an den Monarchen geschrieben hat.

Daß Kaiser Paul die abschlägigen Antworten in die Zeitungen setzen ließ, scheint allerdings hart, konnte aber sehr leicht vermieden werden, wenn man sich nur, entweder persönlich oder durch einen Bevollmächtigten, bei dem Staats-Sekretär meldete, um die Antwort in Empfang zu nehmen. That man das nicht, so konnte man doch auch wohl nicht erwarten, daß dieser mit Geschäften überhäufte Mann an jeden Einzelnen schreiben sollte?

Seite 228 sagt Herr von M**: »der Diebstahl sei ein dem russischen Gouvernement einverleibtes Laster, und entspringe aus dem National-Charakter, und dem Mangel an Sittlichkeit, Redlichkeit und Gemeingeist.« — Glückli-

cher Weise rührt ihn, gleich nachdem er diese horreurs niedergeschrieben hat, das Gewissen, und er bekennt in einer Note, mit possirlichen Seufzern, „daß es bei der wiedergebornen Nation eben nicht anders hergehe!" — Nun, wenn er das selbst einsah, wenn er dadurch überzeugt wurde, daß nicht National-Charakter, nicht Mangel an Gemeingeist u. s. w. die Quellen der Veruntreuung in großen Städten sind, sondern überspannter Luxus, unordentlicher Ehrgeiz und dergleichen: warum strich er denn seine ehrenrührige Behauptung nicht wieder durch? Waren etwa in seinem Buche der Invektiven gegen die russische Nation noch nicht genug?

Seite 238 beschreibt Herr von M** — doch auch nur vom Hörensagen — das Gefängniß des unglücklichen Iwan zu Schlüsselburg. Er nennt es einen cachot, dessen Fenster durch Holz so verbauet gewesen sei, daß kaum ein zweifelhaftes Tageslicht habe hineindringen können. Ich bin selbst in diesem Gefängnisse gewesen, als ich im Jahre 1782 mit dem damaligen General-Ingenieur von Bawr den Schlüsselburgischen Kanal bis zur Mündung des Ladogaischen Sees bereiste; ich habe es freilich auch düster und unfreundlich gefunden, aber doch nicht so finster und gräulich, als Herr von M** es malt. Man ging aus dem großen Hofe der Festung in einen kleinen abgesonderten Hof, der zu einer Art von Vorhause führte, an welches Iwan's Zimmer stieß. Es war sehr geräumig und hoch, hatte ein großes Fenster und war ziemlich hell. Freilich

konnte man, wenn man auch an diesem Fenster stand, den Himmel nicht erblicken: denn die Mauer, welche den kleinen mit Gras bewachsenen Hof einschloß, war so hoch, daß sie diese Aussicht verhinderte; aber der Kommandant der Festung sagte uns damals, der Prinz habe in dem kleinen Hofe frische Luft schöpfen dürfen.

Ich übergehe mit Stillschweigen die vielen unbedeutenden Anekdoten, die Herr von M** hie und da einmischt, um seine eigene Wichtigkeit, seinen eigenen Einfluß dem Leser anschaulich zu machen. Bald will er Diesen, bald Jenen durch seine Protektion befördert haben. Gesetzt, es sei wahr — wozu diese possirliche Eitelkeit? was kümmern uns die obskuren Menschen, für welche der Verfasser sich bis zum deutschen flagorneur herabließ, schmeichelnde Briefe an Maitressen schrieb, und ihnen so ein paar hundert Rubel oder eine kleine Stelle erbettelte? — Fühlt denn Herr von M** nicht, daß er durch solche Armseligkeiten den ganzen Eindruck selbst vernichtet, den er durch das Affichiren gewaltiger Freiheitsgesinnungen bei dem Leser hervorbringen wollte? —

Jede Gelegenheit, von sich selbst zu sprechen, ergreift er mit lächerlicher Selbstgefälligkeit. Da müssen wir (S. 249 u. f.) uns auch noch eine lange Geschichte von einem flagornirenden Gelegenheitsgedichte erzählen lassen, dessen Verfasser er zu sein die Ehre hat, und in welchem die Bewunderung, die er der Kaiserin Katharina zollt, den vollkommensten Kontrast mit dem abscheulichen Gemälde

bildet, das er in seinen Memoiren von ihr aufstellt. In dem Gedichte heißt es:

> L'aigle puissant du Nord se rabat sur la terre,
> Son astre est éteint,

und Seite 67 des zweiten Bandes nennt er dieses astre: une vieille furie.

Seite 265 u. f. glaubt man endlich einmal sich einen Augenblick erholen zu können von allen den verzerrten Bildern, welche man so lange zu sehen genöthigt war. Man stößt nämlich hier ganz unvermuthet auf eine schöne und wahre Schilderung der Person und des Charakters der jetzt verwitweten Kaiserin. Aber dieses Vergnügen währt nur kurze Zeit; denn gleichsam als ob es seinem Herzen eine Last sei, doch auch einmal etwas Gutes von Jemand gesagt zu haben, klagt er sogleich die liebenswürdige Monarchin in einer Note an: »daß sie ihre guten Eigenschaften sehr auffallend durch Eitelkeit verdunkle.«

Wenn man nun noch obendrein weiß, daß sie, die mit so großem Rechte ein Gegenstand der Liebe und Bewunderung für jeden Russen ist, die Wohlthäterin des Herrn von M** war, so erschrickt man über die franchise und hardiesse, mit welcher er hier seine coupable reconnoissance unterdrückt hat.

Eben so falsch urtheilt er (S. 271) über den jetzigen jungen Monarchen. Wenn man nicht ohnehin wüßte, daß er nie in der Lage war, den damaligen Großfürsten Alexander genauer kennen zu lernen, so könnte man es aus diesem

einzigen Zuge schließen. Er behauptet, „Alexander der Erste werde den Mann von Verdienst nicht aufzusuchen wissen." — Ein einziger Tag seiner Regierung ist hinlänglich gewesen, diese abgeschmackte Behauptung zu widerlegen. Die Wahl eines redlichen Beklescheff zum General-Procureur, eines Panin und Kurakin für die auswärtigen Angelegenheiten, eines Troschinski für die innern Geschäfte, eines Wasilieff für das Reichsschatzmeisteramt u. s. w. beweisen zur Genüge, mit welchem scharfen Blicke der junge Monarch das echte Verdienst zu unterscheiden weiß, und wie gern, wie schnell er es hervorzieht. — Ich mag die übrigen albernen Prophezeiungen des Herrn von M** gar nicht abschreiben; der Widerlegung sind sie ohnehin nicht werth.

Dem Grafen Nicolai Soltikow erzeigt Herr von M** die Ehre, gar nichts von ihm zu sagen. Er begnügt sich ihn zu nennen, und vier Reihen von Pünktchen .... neben seinen Namen zu setzen. Vermuthlich hat sein erhabener Geist die coupable reconnoissance dies Mal doch nicht ganz überwältigen können.

Seite 308 tadelt Herr von M** die Geringschätzung, mit welcher Kaiser Paul die vormaligen Garden behandelte. Er soll zu untauglichen Offizieren gesagt haben: »Du bist zu weiter nichts nutz, als unter der Garde zu dienen.« — Gesetzt, diese Anekdote sei wahr: hatte Kaiser Paul etwa ganz Unrecht? — Thaten wohl die Offiziere der Garden damals viel mehr, als sich putzen, in elegan-

ten Fracks umher gaukeln, mit vier Pferden wie unsinnig durch die Straßen rennen, in den Schauspielen den Ton angeben, Farao spielen und Tänzerinnen unterhalten? — Ich spreche hier aus eigener langer Beobachtung. Die Garde war damals blos für reiche, vornehme Jünglinge ein Mittel, sich schnell emporzuschwingen. Jedem Vater, der nur einige Konnexion und Protektion hatte, wurde es leicht, seinen Sohn in der Wiege und in den Windeln bei der Garde einschreiben zu lassen, der alsdann, ohne jemals zu dienen, immer fort avancirte. So wurde mein eigener ältester Sohn, als ein kleines Kind, zum Korporal von der Garde gemacht, avanzirte darauf zum Fourier und endlich zum Fahnenjunker, ohne Petersburg oder die Garden jemals gesehen zu haben. So würde er, gleich viertausend — sage viertausend — seiner kleinen Kameraden, fort avancirt sein, hätte nicht Kaiser Paul bei seiner Thronbesteigung alle zum Dienst unfähigen Kinder auf Einmal von der Garde ausgeschlossen. Diese Maßregel that mir damals weh; ich konnte mir aber doch nicht verhehlen, daß sie sehr gerecht sei.

Seite 312 erzählt Herr von M** die Geschichte von dem Emporkommen des Herrn von Rostopschin, der bekanntlich eine Zeitlang Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, und in großer Gunst stand. Ich kann mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, die Geschichte seines Falles hinzuzufügen, so wie ich sie aus einer sehr guten Quelle erfahren habe. Sie gereicht dem Gerechtigkeit liebenden Kaiser zu großer Ehre.

Es ist bekannt, daß der redliche und verdienstvolle Graf von Panin ein Opfer der Eifersucht des gewandten Grafen Rostopschin wurde. Kaiser Paul exilirte den erstern auf eins seiner Güter bei Moskau. Einige Zeit nachher reiste ein Beamter im Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten, dessen Name mir entfallen ist, in jene Gegenden. Er schreibt an Herrn von Murawieff in Petersburg einen freundschaftlichen Brief, worin unter andern die Worte stehen: Ich habe auch unsern Cincinnatus auf seinem Gute besucht. Weiterhin nennt er noch einige Onkel und Tanten, die er in der umliegenden Gegend gesehen und gesprochen habe, und gibt einige gleichgiltige Familien-Nachrichten. — Dieser Brief scheint dem Grafen Rostopschin verdächtig, oder vielmehr, er will ihn verdächtig finden, wie man sagt. Er zeigt ihn dem Kaiser, dem er die Vermuthung sehr wahrscheinlich zu machen weiß, der Brief sei von dem Grafen Panin geschrieben, der sich geflissentlich einer erborgten Unterschrift bedient habe. Unter Cincinnatus sei Fürst Repnin zu verstehen, und unter den verschiedenen Namen der Onkel und Tanten, die Freunde und Anhänger dieses Fürsten.

Der Kaiser vertraut dem Scharfsinne seines Ministers; er schickt einen Befehl nach Moskau an den Militär-Gouverneur Grafen Soltikow, dem Grafen Panin wegen dieses Briefes einen scharfen Verweis zu ertheilen. Es geschieht; aber Graf Panin behauptet freimüthig, er habe gar nicht nach Petersburg geschrieben. Der Kaiser — welcher einmal gegen ihn eingenommen ist — hält sein Läug-

nen für Trotz, erzürnt sich heftiger, schickt nunmehr den Originalbrief nach Moskau, befiehlt dem Militär-Gouverneur, den Grafen durch Vorzeigung desselben zu überführen, und dann auf ein noch zweihundert Werste entfernteres Gut zu verweisen.

Während das alles geschieht, erfährt es der wahre Schreiber des unschuldigen Briefes, der sich zufällig noch in Moskau aufhält. Dieser Mann achtet den Grafen Panin sehr hoch, und ist ihm überdies durch Dankbarkeit verpflichtet. Er erschrickt über die Gefahr, welcher er seinen Wohlthäter, ohne es zu wollen, ausgesetzt hat; nimmt Kourier-Pferde, eilt nach Petersburg, meldet sich bei dem Grafen Kutaissow, erzählt die Begebenheit ganz einfach, beruft sich auf seinen Namen, den er ja ganz unbedenklich unter den Brief gesetzt; erklärt, daß er unter Cincinnatus den Grafen Panin verstanden, und ihn so genannt habe, nicht etwa um seinen wahren Namen zu verschweigen, sondern weil er Aehnlichkeit zwischen dessen Charakter und dem Charakter jenes biedern Römers gefunden, u. s. w. — Man berichtet seine Aussage dem Kaiser; und fast zu gleicher Zeit trifft der Rapport aus Moskau ein, daß der Brief gar nicht von der Hand des Grafen Panin sei. Der Kaiser ist erschüttert. Mit edler Hitze ruft er aus: C'est un monstre! — il veut me faire l'instrument de sa vengeance particulière; il faut que je m'en defasse *). Auf der Stelle wird Graf Rostopschin verabschiedet.

*) Das Ungeheuer! — Er will mich zum Werkzeug seiner Privatrache gebrauchen; ich muß mich seiner entledigen.

Seite 315 schüttet der Verfasser auf einmal eine Flut von Gift auf einen sehr würdigen Mann: den Etasrath Baron Nicolai, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, der uns Deutschen als ein angenehmer Dichter, seinen Untergebenen als ein väterlicher Freund, seinen Freunden als ein rechtschaffener, gefühlvoller Mensch, und allen, die sich ihm nähern, als ein höchst gebildeter geistvoller Mann bekannt ist. Offenbar muß er das Unglück gehabt haben, die Verdienste des Herrn von M** nicht gebührend zu bewundern, vielleicht wohl gar einmal seine Verschen fade zu finden; denn nur auf diese Weise läßt sich erklären, wie es dem Memoiren-Schreiber möglich war, von diesem so allgemein geschätzten Manne zu sagen: „man habe ihm einige hundert Seelen geschenkt, um die seinige vollends zu verderben; er sei ein Tirann seiner Bauern," u. s. w. — Daß Herr von Nicolai sich wohl einmal beklagt haben kann, daß seine finnländischen Bauern ihm wenig eintragen, das halte ich für sehr möglich; es bedeutet aber nichts mehr und nichts weniger, als wenn ein deutscher Edelmann sagt: mein Gut trägt mir wenig ein; und es gehört wirklich eine sehr schwarze franchise dazu, um einer solchen gleichgiltigen Aeßerung willen den unbefleckten Ruf eines solchen Mannes anzutasten. Doch, welcher Ruf wäre dem Hrn. v. M** heilig! — Eben so unwahr ist das, was ihm von der morgue politique des Herrn von Nicolai zu sagen beliebt. Ich habe davon auch nicht eine Spur bei ihm gefunden. Vielleicht hielt er es

aber für nöthig, gegen Herrn v. M** auf seiner Hut zu sein; und der Ausgang lehrt, daß er Recht hatte. —

Herr von M** sagt: »Flagornirende écrivailleurs (Skribler) hätten Herrn von Nicolai zum Mäcen erhoben.« Ich sehe voraus, daß er nun auch mich unter diese Zahl rechnen wird; und das kümmert mich wenig. Nur muß ich hinzufügen, daß ich nicht das Glück habe, mit dem Herrn von Nicolai genau bekannt zu sein, und daß ich frei, ohne alle Rücksichten, meine Feder blos durch Lob der Tugend und des Verdienstes zu ehren glaubte.

Seite 326 möchte der Verfasser uns gern einbilden, er sei dem wackern la Harpe im Amte gefolgt. Immer sucht er seinen kleinen Namen an jenen berühmten anzuhängen, wie der Zaunkönig, der sich auf den Rücken eines Adlers setzte, um doch auch der Sonne näher zu kommen. La Harpe et M**, *qui ont été auprès de son fils* *). — Der Ausdruck ist vorsichtig gewählt; man sollte wahrhaftig glauben, sie hätten einen und denselben Posten bekleidet. — Eben daselbst sagt er: der alte Aepinus werde mit dem Schicksal eines Seneca und Burrhus bedrohet. — Wozu diese Unwahrheit! Jedermann weiß, daß der alte Aepinus leider wahnsinnig ist, und eine ansehnliche Pension genießt.

Seite 340 behauptet Herr von M**, der Kaiser habe, als er Herrn von Markoff exilirte, aus einem Raffinement von Rache, dessen Freundin, der Madame Huß, ver-

*) La Harpe und M**, die bei dem Großfürsten gewesen sind.

boten, ihm zu folgen; und doch weiß Jedermann, daß Madame Huß sogleich von der Bühne abging, und sich beständig bei dem Herrn von Markoff aufgehalten hat.

Ich stoße jetzt auf einige Stellen, um deretwillen ich zurückgehen, und ein paar Perioden aus der Vorrede des Herrn von M** abschreiben muß. Er sagt dort: »Ich werde nicht solche Schriftsteller nachahmen, welche unter dem Vorwande, Memoiren und Anekdoten von einem Lande zu liefern, das sie durchreisten, sich in Privatgeschäfte mischen, und den Schleier von Familien-Scenen reißen, die für den Fremden wenig Interesse haben. Es heißt die Gastfreundschaft, deren man in einem Reiche genossen, sehr schlecht belohnen, wenn man dessen Einwohner anschwärzt.

Hier hat Herr von M** sich selbst das Urtheil gesprochen. Nicht zufrieden, die Einwohner von Rußland und ihren National-Charakter überall auf das schimpflichste angeschwärzt zu haben, reißt er nun auch den Schleier von Familienscenen, erzählt nachtheilige Anekdoten von dem Benehmen des Grafen Romanzow gegen seine Kinder, und will, daß Graf Soltikow, sein Wohlthäter, dessen Gemahlin — — ich mag die elende Witzelei nicht einmal abschreiben. — Was soll man von dem Charakter eines Mannes denken, der in der Vorrede mit so vielem Pomp Grundsätze von Schicklichkeit aufstellt, und sie dann auf jeder Seite so schrecklich verletzt!

Ich habe mich nunmehr bis zum zweiten Bande durch-

gearbeitet. Fast ekelt mich davor, die lose Speise noch länger zu zerlegen. Lebte ich noch in Rußland, so würde ich ganz geschwiegen haben, theils, um mir nicht Nebenabsichten andichten zu lassen, und theils, weil es dort unnütz wäre, zu reden, da jedermann ohnehin die erkannte Lüge verachtet. Jetzt lebe ich aber im Auslande, und muß zu meinem Erstaunen hören, daß die Verläumdungen des Herrn von M** hier und dort Eingang gefunden haben; und so halte ich es für Pflicht der Wahrheit und Dankbarkeit, — nicht den Kelch bis auf die Hefen, sondern — den Kelch voll Hefen zu leeren.

Ich übergehe, wie billig, die albernen Prophezeiungen, mit welchen der zweite Band anfängt, und durch welche Herr von M** die Russen so gern zu einer Revolution à la française überreden möchte; die Zeit hat bereits bewiesen, daß Herr von M** ein großer Anekdotenjäger, aber ein schlechter Politiker ist. — Nur mit Abscheu liest man, wie viele Mühe er sich gibt, den Adel, und unter diesem die ersten Familien des Reiches, gegen ihren Monarchen aufzuwiegeln. Glücklicher Weise ist Herr von M** nicht der Mann, dessen Sumpf-Meteor ein Land entzünden kann. Die Familien, deren Namen er mißbraucht, verachten ihn.

Seite 26, und in einer dazu gehörigen Note, sagt Herr von M**, „man reiße in Liefland die Kinder von den Brüsten ihrer Mütter, um junge Hunde daran zu legen, deren Mutter gestorben sei." — Welch eine fürchterliche Be-

schuldigung! — Ich kenne Lief- und Esthland seit vielen Jahren genau; doch dergleichen habe ich nie gehört, und nur eine sehr schwarze Seele konnte so etwas ohne allen Beweis in die Welt hinein schreiben. Herr von M** nenne den Ort, wo diese Abscheulichkeit sich zugetragen haben soll. Er, der ja Alles selbst gesehen, gefühlt, gehört und erfahren hat, er mache ohne Bedenken die Namen solcher Unmenschen bekannt. Ist es aber eine saubere Erfindung von ihm oder einem seiner Freunde, wie deren so viele in diesen Memoiren vorkommen: — nun, so möge er an den gelben Brüsten der Verleumdung fortsaugen, bis seine Rache gegen Rußland gesättigt ist.

Seite 52 zweifelt Herr von M**, daß es irgend ein Volk auf der Erde gebe, welches so geneigt zum Stehlen sei, als die Russen. Er setzt hinzu: »Vom ersten Minister und Heerführer an, bis zum Lackaien und Soldaten herab, Alles stiehlt, Alles raubt, Alles betrügt. — Ein Fremder, der mit einem Russen zusammen wohnt, und wenn dieser ein russischer Fürst wäre, wird zu seinem Schaden erfahren, daß man nichts auf seinem Tische liegen lassen darf *).« — So ungeheuer diese Behauptung schon an

*) In dem Augenblicke, da ich dieses schreibe, lese ich in einem französischen Journale, la clef du Cabinet: »Entwendungen, Schurkereien und Räubereien sind in Frankreich so gemein, daß Manche sich nur darum für unglücklich halten, weil es ihnen an Gelegenheit fehlt, sich strafbar zu machen.« — Wie? wenn ich hieraus einen Schluß auf den National-Charakter der großen Nation ziehen wollte? —

und für sich ist, so wird sie doch noch schwärzer und abscheulicher durch den Grund, den der Verfasser (S. 54) von dieser vermeinten Neigung zum Stehlen angibt. Sie soll nämlich aus der Immoralität der griechischen Religion entspringen! — Hat man jemals eine unsinnigere Behauptung gelesen! — Nie haben bekanntlich die Franzosen mehr gestohlen, geraubt und geplündert, als zu der Zeit, da sie der Göttin der Vernunft huldigten und jeden andern Altar umstürzten. Um konsequent zu bleiben, muß Herr von M** also auch glauben, daß jene Laster aus der Immoralität der Vernunft entspringen. — Er will seine Meinung durch das Beispiel der übrigen dem russischen Scepter unterworfenen Nationen unterstützen, welche nicht der griechischen Religion zugethan sind, und weniger Diebe sein sollen. Er irrt. Die Liven und Esthen, die er unter andern nennt, geben den Russen weder im Stehlen noch in der Völlerei etwas nach, und von den Tscheremissen und Tungusen, die ich gesehen habe, hat man mir dasselbe versichert.

Ueberhaupt verleitet Oberflächlichkeit Herrn von M** alle Augenblicke zu Widersprüchen oder zu den seltsamsten Paradoxien. Dahin gehört unter andern der drollige Einfall (S. 55), wo er den Grund von der Gastfreiheit der Russen darin sucht, »daß sie ihres Eigenthums nicht recht sicher wären, und den Genuß desselben daher leicht mit jedem theilten. So lange Rußland existirt, hat gewiß kein Mensch in dieser Hinsicht die Gastfreiheit ausgeübt.

— Dahin gehört ferner die lächerliche Verkleinerungssucht mit welcher er dem russischen Soldaten andichtet, »er sei brav aus Uebermaß von Feigheit (il est brave à force de lâcheté).« Fast sollte man glauben, Herr von M** sei der Schlegel'schen Schule zugethan: so lächerlich ist sein Unsinn, und so unsinnig seine Lächerlichkeit.

Seite 113 u. f. kommt es denn nun auch an die russischen Damen, damit ja weder Stand noch Geschlecht verschont bleibe. Herr von M** nennt uns drei oder vier Männer, die, seinen Familien-Nachrichten zufolge, von ihren Frauen beherrscht werden; und hierauf bauet er denn, wie gewöhnlich, das allgemeine Urtheil: »in Rußland regieren die Weiber.« — Ein Mann, der die Franzosen alle Augenblicke zum Muster aufstellt, hätte sich gar sehr hüten sollen, diesen Punkt zu berühren; denn schwerlich haben oder hatten in irgend einem Staate von Europa die Weiber größeren Einfluß als in Frankreich. Seine Anekdoten sind überdies nicht einmal wahr. »Daß Graf Puschkin, als er in Finnland kommandirte, keine Bewegung zu machen gewagt habe, ohne vorher einen Kourier an seine Frau zu schicken,« würde ich gern für einen platten Scherz nehmen, wenn Herr von M** nicht eine sehr ernsthafte Behauptung damit unterstützen wollte. — Daß Madame Mellin das tobolskische Regiment in Narva kommandirt habe, kann schon deswegen nicht wahr sein, weil dieses Regiment nie einen Obersten hatte, der Mellin hieß. Ein Russe, Namens Merlin, hat es einst kommandirt; die Offiziere bestan-

den großen Theils aus Deutschen und Franzosen; ich habe keinen darunter gekannt, der niederträchtig genug gewesen wäre, seinen Rapport der Madame Merlin an die Toilette zu bringen.

»Die russischen Frauen sollen boshafter, grausamer und barbarischer sein, als die Männer, weil sie noch weit unwissender und abergläubischer sein sollen. Sie reisen nicht, sagt Herr von M**; sie lernen wenig, und arbeiten gar nicht. Sie lesen selten, und beschäftigen sich noch seltner mit kleinen Handarbeiten, oder mit ihrem Hauswesen.« —

Ich weiß nicht, ob Herr von M** oder ich mehr gute Häuser in Rußland besucht, wohl aber, daß ich überall das Gegentheil seiner Behauptung gefunden habe. Die russischen Damen in Petersburg sind nicht frei von den Fehlern, die man in allen großen Städten antrifft, haben aber auch einige Tugenden, die man nicht in allen großen Städten kennt.

Die horreurs, welche der Verfasser von einer Prinzessin K—ky erzählt, beweisen gar nichts. Er kann in Klein's Annalen der preußischen Gesetzgebung die Geschichte einer weit ärgeren Furie lesen, die ihre eigene kleine Tochter todt marterte; aber nur ein Narr könnte hieraus einen Beweis für die Grausamkeit der preußischen Damen ziehen. Uebrigens ist es mir nicht wenig aufgefallen, daß Herr von M** gerade jene Furie mit Schonung behandelt und ihren Namen verschweigt. Im ganzen Buche macht er sich kein Gewissen daraus, jeden recht-

schaffenen und angesehenen Mann, von dem er etwas Schlechtes erzählen will, ohne Bedenken zu nennen; nur dieses abscheuliche Weib nennt er nicht. Welche unbegreifliche Sympathie hat ihn dazu vermocht? — Eben diese seltene Schonung widerfährt auch einer andern Hofdame, die ihren Friseur drei Jahre lang in einen Käfig soll eingesperrt haben. — Ei, warum nennt er sie denn nicht? er, der Alles nennt! Warum hat sie denn seinen aufsprudelnden Unwillen weniger verdient, als der würdige Herr von Nicolai und hundert Andere, die in ihrem Leben keinen Menschen in einen Käfig gesperrt haben? —

An der Existenz des abscheulichen Clubb physique, den man in Moskau entdeckt haben soll, sei es mir erlaubt, zu zweifeln. Auch mir ist das Gerücht davon zu Ohren gekommen; aber einen Beweis dafür habe ich nicht, so wenig wie Herr von M**. Uebrigens würde dieser Klubb, gesetzt, er habe wirklich existirt, dem Rufe der russischen Damen eben so wenig nachtheilig sein, als die unzähligen Gesellschaften ähnlicher Art, welche vormals Paris vergifteten, und vielleicht noch jetzt vergiften, den Ruf der französischen Frauenzimmer schänden können.

Seite 135 meint Herr von M**: »nicht in Rußland dürfe man Liebhaberinnen suchen, die Rousseau's Julie glichen; denn — das Land der Sklaverei sei nicht für schöne Leidenschaften (belles passions) gemacht.« Indessen findet er doch in den russischen Liedern die zarteste Empfindung und rührende Melancholie (sen-

sibilité exquise et mélancolie touchante). Welch ein Widerspruch!

Seite 136 spricht der Verfasser den russischen Damen jede häusliche Tugend ab. — In großen Städten sind die häuslichen Tugenden überhaupt selten. Wenn Herr von M** von Rußland mehr als Petersburg gesehen hätte, so würde er vielleicht anders gesprochen haben; ich sage: vielleicht; denn freilich hätte er seine gelbe Brille wohl überall mit hingenommen.

So hart der Verfasser mit den Damen verfährt, so höflich behandelt er dagegen den Stand der Hofmeister, welche haufenweise aus Deutschland und Frankreich in Rußland einzuwandern pflegen. Sie haben, seiner Meinung nach, das Meiste beigetragen à policer la Russie. Ich erinnere mich gehört zu haben, daß Herr von M** selbst seine Laufbahn als Hofmeister angefangen hat; und so erklärt sich diese ungewöhnliche Schonung. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die armen Deutschen mit ihrer erudition pédagogique abermals in Schatten gestellt werden.

Eine der derbsten Unwahrheiten in diesen Memoiren ist die trockene Behauptung, »daß es in Lief-, Esth- und Curland nicht einmal öffentliche Schulen gebe.« — Die Ritter-Akademie in Reval, die sehr gute Stadtschule eben daselbst, die Akademie in Mietau, und mehrere dergleichen Anstalten in Riga, sind so allgemein und schon so lange bekannt, daß man bei dem Verfasser unmöglich Unwissen-

heit voraussetzen kann, sondern ein weit schlechteres Motiv vermuthen muß. — Die Schulanstalten jener Provinzen müssen wohl sogar Vorzüge vor den Deutschen haben; denn ich berufe mich auf das Zeugniß jeder deutschen Universität, ob nicht die jungen Lief-, Esth- und Curländer, welche dahin kommen, sich immer durch ihre Bildung und Kenntnisse vor allen Uebrigen auszeichnen.

Seite 211 u. f. erzählt der Verfasser seine eigene Geschichte. »Angenehme Sitten, Verstand und Witz, machten, daß er von Jedermann geliebt wurde.« — Welche musterhafte Bescheidenheit! — Er scheint sich viel darauf zu gute thun, daß, unter dem Namen von Freunden und Verwandten, eine Art von Vertheidigung für ihn, und Mißbilligung des raschen Benehmens des Kaisers in des Herrn von Archenholz Journal »Minerva« eingerückt wurde, und er läßt sogar den ganzen Aufsatz hier nochmals abdrucken. — Es thut mir leid, ihm einen süßen Wahn benehmen zu müssen. Der Verfasser jener Vertheidigung ist Niemand anders als — ich. Von seinen gerühmten vornehmen Verwandten hat sich keiner um ihn bekümmert. Ich glaubte, vielleicht etwas zu seinem Besten bewirken zu können, wenn ich die Sache gerade auf diese Art bekannt machte. Von Herrn von Archenholz selbst kann er die Bestätigung davon erfahren. Ich schickte ihm den Aufsatz zugleich mit einer Abhandlung über das russische Justizwesen in den deutschen Provinzen, als dessen Verfasser ich mich damals nicht namentlich bekannt machte.

Herrn von M** hielt ich für ganz unschuldig. Gewiß würde ich mich aber wohl gehütet haben, seine Partei zu nehmen, wenn ich gewußt hätte, was er selbst in der Note Seite 233 zu verstehen gibt, »daß er sich in ein gewisses politisches Projekt gemischt habe.« — Zwar halte ich ihn für sehr unschuldig daran, da sein Einfluß und Ansehen allzu gering waren, und die sogenannte Société philadelphique gar nichts bedeutete; aber schon die Dreistigkeit, sich dieses Ansehen zu geben, beweist ja zur Genüge, daß Kaiser Paul vollkommen Recht hatte, den Verfasser über die Grenze zu schicken. — Uebrigens ist es unwahr, daß der Kaiser das Vermögen der Frauen von M** habe sequestriren lassen. Die ältere nahm Alles mit; die jüngere aber mußte das Ihrige vor der Hand aus einem sehr rechtlichen Grunde zurücklassen: sie führte nämlich einen noch nicht geendigten Prozeß; und woran sollte sich ihr Gegner denn halten, wenn er gewann?

Zum Schlusse dieser Anmerkungen werde ich noch einige der auffallendsten Stellen über die Sklaverei der Bauern ausziehen, und meine Meinung über diesen Gegenstand freimüthig sagen. Gott sei gedankt, daß der Augenblick gekommen ist, wo man das ohne Gefahr thun darf, und ein Wort zu rechter Zeit vielleicht gute Früchte hervorbringt!

»Das russische Volk,« sagt Herr von M**, »verabscheuet die Arbeit, weil es nie für sich gearbeitet, ja nicht einmal einen Begriff von Eigenthum hat; — es ist ohne

Vaterland, ohne Gesetze, ohne Religion — ohne Moral, ohne Ehre — sehr geneigt zum Stehlen, Rauben, Betrügen — feige, kriechend; — und dennoch gastfrei, menschlich, dienstfertig, fröhlich, treu, muthig." (Welche Widersprüche! welche unvereinbare Widersprüche!) »Um einige tausend Menschen mit Weizenbrot zu versorgen, müssen dreißig Millionen Sklaven Gras fressen und Weidenrinde benagen, gleich den Bibern, die aber weit verständiger sind, als jene. — Wenn sie etwas erworben haben, so eignet der Herr es sich zu, und erschwert ihre Fesseln noch mehr. — Greise werden auf den Bauch gestreckt, und gepeitscht wie Knaben; Söhne werden gezwungen, ihre eigenen Väter auf diese Art zu züchtigen! — Wenn ein Bauer Soldat wird, so nimmt der Herr seine Frau, und verheirathet sie indessen an einen Andern," u. s. w. —

Es ist wohl überflüssig, alle diese Gräuel zu widerlegen. Jede Unthat, die irgendwo einmal geschehen ist, rafft Herr von M** gierig auf, und macht daraus eine Landesgewohnheit oder gar ein Landesgesetz. Solche Wuth führt zu nichts. Uebertreibungen erbittern, und verhindern das Gute, das aus einer kalten Darstellung entspringen könnte.

Ich, für meine Person, habe auf meinen Reisen in Rußland gefunden: daß der Bauer sehr thätig und arbeitsam ist; daß er sein Vaterland liebt; daß er sehr klare Begriffe von Rechtlichkeit hat: daß er fast überall wohl-

habend ist; daß man in seinen reinlichen Häusern muntere, zufriedene Menschen und fröhliche Gesichter findet. Er weiß sehr wohl, was Eigenthum ist; er weiß, daß, wenn er einen Sparpfennig gesammelt hat, es ihm sehr leicht wird, von seinem Herrn einen Paß zu erkaufen, um sich durch einen kleinen Handel, den er aus den entferntesten Provinzen bis in die Hauptstadt führen darf, zu nähren und zu bereichern; er weiß und sieht, daß Hunderttausende seiner Brüder dieses Ziel ihrer Arbeiten erreicht haben, und steuert daher auch mit frohem Muthe darauf los. Seine Haupt-Erwerbzweige sind Fische, Holz, Gartengewächse, Zimmermanns- und Maurerarbeit, Ziegelstreichen u. s. w. — Kurz, das düstere Gemälde, welches Herr von M** entwirft, gilt höchstens nur von den Lief- und Esthländischen Bauern, und auch da nicht allgemein.

Aber freilich kann und mag ich nicht läugnen, daß es von den letztern leider größtentheils wahr ist. Der esthländische Bauer (nur auf diesen will ich mich einschränken, da ich Liefland nicht so genau kenne) hat kein Eigenthum, auch keine Aussicht, sich eins zu erwerben; er ist Sklave im eigentlichsten Sinne des Wortes, und die Neger auf Jamaika haben keine Ursache, ihn zu beneiden.

Es sei fern von mir, damit andeuten zu wollen, als gebe es in Esthland keine guten Herren. O nein! es gibt deren sehr viele, und mit Vergnügen nenne ich in dieser Hinsicht die Namen eines Herrn von Toll auf Etz, von Essen auf Erras, Wilkinson auf Chudleigh, von

Ungern-Sternberg auf Linden, von Schilling auf Orjena, von Krusenstern auf Jerlep, von Meyendorf auf Sallentack, von Rosen auf Rackamois, von Rehbinder auf Kurtena, von Klugen auf Schwartzen, von Klugen auf Lodensee, von Rennekampf auf Kosch, u. s. w. Ich könnte diese Liste allerdings sehr lang machen; aber was hilft das Alles, so lange auch nur ein Fünftheil den übrigen ungleich bleibt? — Zwanzig, dreißig Jahre lang hat vielleicht der Bauer das Glück genossen, unter einer gütigen Herrschaft zu stehen; im ein und dreißigsten wird das Gut verkauft; der Nachfolger, um die Zinsen des hohen Kaufschillings herauszupressen, versetzt ganze Dörfer aus angebaueten Gegenden in Moräste, nimmt das kultivirte Land für sich, schließt ungemessene Branntweinpachte, strengt deshalb seine Bauern über Vermögen an; macht neue Länder urbar, bauet Häuser, kurz, zerstört in ein paar Jahren den Wohlstand eines Vierteljahrhunderts.

Ich fordere jeden rechtschaffenen Esthländer auf, mir zu widersprechen, wenn er kann. Es ist leider so! Was ich behaupte, habe ich selbst gesehen: ich spreche aus fünfzehnjähriger Erfahrung. Aber darum bin ich doch weit entfernt, mit Herrn von M * * auszurufen: »nur durch lange und beschwerliche Umwege könne der Bauer zu einem glücklichen Zustande zurückgeführt werden.“ Ich glaube das nicht. Graduellement (wie er sich ausdrückt), stufenweise, muß es allerdings geschehen; der bessere und

größere Theil des Adels selbst, hat dazu schon auf verschiedenen Landtagen die Hand geboten, und gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, wo man die Seufzer jener Elenden hören und ihre Thränen trocknen wird.

Ich möchte in dieser Hinsicht vier leichte Maßregeln vorschlagen, deren Befolgung ganz gewiß in sehr kurzer Zeit, ohne irgend Jemand reellen Schaden zuzufügen, dem Sklaven eine Art von Eigenthum zusichern, und die verhaßte Willkür einschränken, folglich ihn unendlich glücklicher machen würde. Ich bekenne aber zu gleicher Zeit, daß er mehr, vor der Hand, nicht erträgt.

Erstens. Man gebiete, daß in Zukunft kein Bauer mehr versetzt werden dürfe.

Bisher hat, wie ich schon erwähnt habe, die grausame, barbarische Gewohnheit geherrscht, dem Bauer das Land zu entreißen, welches er und seine Vorfahren vielleicht seit Jahrhunderten fruchtbar machten. Er besitzt dort ein Haus, vielleicht von einem kleinen Garten umgeben: eine Wohnung, die er, als sein Eigenthum zu betrachten, sich gewöhnt hat. Plötzlich erhält er den Befehl, sein eigenes Haus abzubrechen, sein kultivirtes Feld zu verlassen, und sich mit seiner Familie in einen Wald, oder wohl gar einen Morast, zu versetzen, um einen Boden urbar zu machen, der, wenn seine Arbeit gelingt, ihm abermals entrissen werden wird. — Der Gutsherr besäet und erntet indeß für sich die fruchtbaren Ländereien, welche der arme Bauer mit dem Rücken ansehen mußte.

Daher entspringt das große Uebel, daß der Landmann, um sicher die Früchte seiner sauren Arbeit zu genießen, immer faul bleiben, und nie mehr arbeiten wird, als nöthig ist, von einem Tage zum andern zu leben. Die wohlhabendsten Dörfer, die auf solche Weise versetzt worden sind, stellen in kurzer Zeit das lebendige Bild des Elendes dar.

Esthländische Edelleute erwiedern dagegen: daß ein guter Herr ohnehin keine dergleichen Versetzungen vornehme. Ich gebe das zu; es ist aber genug, daß er das Recht hat, es zu thun. Der gute Herr bedient sich dessen nicht. Sehr wohl! kann er aber für seine Nachfolger stehen? — Und warum denn nicht das zu einem Gesetze machen, was ein jeder Rechtschaffene ohnehin schon zu thun sich verpflichtet glaubt? —

Zweitens. Man bestimme die Frohndienste der Bauern, die bis jetzt völlig von der Willkür des Herrn abhangen.

Zwar existirt ein sogenanntes Wackenbuch, in welchem die Frohndienste verzeichnet sind; aber — erstens wird die Zahl der Arbeitstage verdoppelt während der Saatzeit, während man den Dünger auf die Felder fährt, und während der Ernte, mit einem Worte: fast den ganzen Sommer hindurch; und ein listiger Herr versteht jene drei Epochen so geschickt einander zu nähern, daß die doppelten Arbeiten nie endigen. — Zweitens gibt es noch ein anderes Mittel. Der Herr hat nämlich das Recht,

sogenannte Wirthstage aufzulegen, das heißt: außer den durch das Wackenbuch bestimmten Frohntagen (welche durch die Familie des Bauers, durch seine Knechte und Mägde geleistet werden), muß auch noch der Hausvater selbst, der Wirth, auf dem Hofe erscheinen, so oft der Herr es befiehlt, muß dem Herrn Häuser bauen oder dessen Produkte in weit entlegene Städte verführen (oft sogar an Sonn- und Feiertagen), muß Branntwein brennen; kurz, alles das verrichten, was nicht unter dem Namen Feldarbeit begriffen ist. Die Zahl solcher Wirthstage ist gänzlich unbeschränkt, und während derselben bleibt natürlicher Weise des Bauers eigene Wirthschaft liegen, und sein Feld ungebauet: woher denn nicht selten der Schnee sein Stückchen Land bedeckt, ehe er noch im Stande war, die Früchte in die Scheuern zu bringen. Endlich ist auch nicht einmal das Wackenbuch ein sicherer Bürge für die Bestimmtheit der gewöhnlichen Frohndienste; denn der Käufer eines Gutes ist gar nicht gehalten, sich an die Einrichtungen seines Vorgängers zu binden. Er macht ein anderes Wackenbuch, und setzt hinein, was ihn gut dünkt.

Drittens. Man entferne aus den Dörfern die sogenannten Krüge, oder Schenken.

Jeder esthländische Edelmann beklagt sich über den Hang der Bauern zur Völlerei, und über ihr geringes moralisches Gefühl. Alle Edelleute kommen darin überein, daß die Dorfkrüge die Hauptquelle dieser gerechten Klage sind,

und daß alle die Dörfer, in welchen keine Krüge gefunden werden, sich durch Wohlstand und Sittlichkeit vor den übrigen auszeichnen; und dennoch werden sie noch immer durch den sehr kleinen Gewinn abgehalten, diesen Mißbrauch abzuschaffen. Sie haben Krüge hundertweise längs den Landstraßen, und können sich doch nie entschließen, einem unbedeutenden Gewinne zu entsagen, der ihnen so reichlich vergütet werden würde.

Da indessen die Nachtheile der Dorfkrüge immer auffallender geworden sind, so hat man neuerlich auf einem Landtage darüber berathschlagt; aber das belächelnswerthe Resultat dieser Berathschlagung war: — um den Branntweins-Verkauf in den Dorfkrügen zu erschweren, solle der Preis künftig auf vierundzwanzig Kopeken erhöhet werden. — Natürlicher Weise hat man dadurch das Uebel nur ärger gemacht.

Viertens. Man erlaube nicht, daß ein Edelmann mehr Branntwein brenne, als er aus selbst gebautem Roggen liefern kann.

Die grenzenlosen Spekulationen mit dem Branntweinhandel sind nicht allein der schwerste und grausamste Druck für den armen Bauer, sondern führen auch nicht selten den Edelmann in's Verderben. Er pflegt nämlich mit der Krone eine Pacht auf sechs Jahre zu schließen, durch welche er sich verbindlich macht, den Eimer Branntwein für einen Preis zu liefern, der, in dem Augenblicke, da der Kontrakt geschlossen wird, ziemliche Vortheile dar-

bietet. Aber — es komme nur Ein Jahr des Mißwachses: sogleich steigen die Kornpreise, und oft sehr hoch. Er muß nun das Korn um jeden Preis einkaufen; denn wenn er seine Verbindlichkeiten gegen die Krone unerfüllt läßt, so werden seine Güter sicher sequestrirt, und die Krone läßt auf seine Kosten den Branntwein aufkaufen. So verliert er in einem einzigen Jahre oft die Frucht der fünf vorhergehenden; und er ist noch glücklich, wenn sein Verlust sich blos darauf einschränkt! — Ich kenne nicht einen einzigen Edelmann, der sich durch den Branntweinhandel bereichert hätte; wohl aber ihrer viele, die sich dadurch gänzlich zu Grunde gerichtet haben.

Die esthländischen Edelleute wenden dagegen ein:

Erstens, daß sie keinen Dünger haben, wenn sie nicht Ochsen mästen, und daß sie keine Ochsen mästen können, wenn sie nicht Branntwein brennen. Aber — Einmal mögen sie ja brennen, nur nicht mehr, als ihre eigenen Kräfte verstatten; und dann dürfen sie ja nur anstatt der Mastochsen ihre Viehheerden vermehren, die ihnen Dünger genug liefern werden. — „Ja," sagen sie, „das Mästen der Ochsen" (die ihnen aus Petersburg zugeführt werden) „trägt uns baares Geld ein" (zwanzig und mehr Rubel für das Stück); „wir würden aber nicht wissen, was wir mit der Milch unseres Viehes anfangen sollten."

Ich meine, wenn sie Butter daraus machen, wie es in der Schweiz, in Holland, in Holstein u. s. w. üblich ist, so könnten sie diese Butter mit großem Vortheil in Peters-

burg absetzen, wo man bis jetzt genöthigt ist, ansehnliche Quantitäten aus Holstein kommen zu lassen.

Der zweite Einwurf der Edelleute ist: es gibt eine Menge Gutsbesitzer, die zu weit von der Residenz entfernt sind, um Theil an den Branntweinpachten zu nehmen; was sollten diese mit ihrem Korn anfangen, wenn es ihnen nicht mehr von denen abgekauft würde, und abgekauft werden müßte, deren eigene Produkte nicht hinreichen? — Hieraus meinen sie, würden allzu niedrige Preise entstehen, welches bekanntlich dem Feldbau nachtheilig ist. — Aber dieser Einwurf ist nur scheinbar: denn entweder ist das Korn selten und dann wird es theuer genug sein; oder es ist in Ueberflusse da, und dann erlaubt die Krone jederzeit die freie Ausfuhr in's Ausland, wo denn Schweden, England, Deutschland u. s. w. mit einander wetteifern, den Ueberfluß zu kaufen.

Dies Wenige sei genug. Ich bin so fest wie von meinem Dasein überzeugt, daß, wenn der esthländische Adel sich entschließen wollte, jene vier Vorschläge auszuführen, daraus in kurzer Zeit die segensreichsten Folgen entspringen würden. Zweimal hunderttausend arme Sklaven würden dann wenigstens einen Schatten von Eigenthum erringen, den sie auf ihre Kinder vererbten; sie würden folglich thätig und fleißig werden; es würden nach und nach ein moralisches Gefühl in ihnen entstehen, wenn sie nicht mehr, wie bisher, einer Willkühr zum Raube dienten, die weit größer ist, als der Kaiser selbst sie sich erlaubt; sie würden

nicht mehr von Hunger gepeinigt werden, da ihre Frohndienste fest bestimmt wären, und ihnen Zeit übrig bliebe, ihr eignes Feld zu bauen; sie würden Liebe und Vertrauen zu ihren Erbherren gewinnen, und diese würden endlich einmal die gehässige Beschuldigung der Tirannei von sich abwälzen, die sie von ganz Europa laut hören müssen. So würden sie in zehn oder zwanzig Jahren wieder einen Schritt weiter zu einem Ziele thun können, wo Liebe, Wohlstand und moralische Besserung ihrer Unterthanen, eigene vermehrte Wohlhabenheit, edles Bewußtsein und das ganze Segens-Gefolge erfüllter Menschenpflicht sie erwartet!

Der esthländische Adel hat Herz und Sinn für eine so edle Belohnung; es fehlte ihm bisher nur an Muth, das erkannte Gute durchzusetzen. Getrost! auch den wird er unter der Regierung Alexanders des Ersten finden! —

Ich kann mein Buch nicht rührender und herzerhebender schließen, als durch den Auszug eines Briefes, den dieser vortreffliche junge Monarch vor Kurzem an einen Großen des Reiches geschrieben, der ihn um ein Erbgut gebeten hatte.

„Pour la plus grande partie," heißt es darin wörtlich, „les paysans de la Russie sont *esclaves*; je n'ai pas besoin de m'étendre sur l' *avilissement* et le *malheur* d'un *état pareil*. J'ai donc *fait voeu*, de ne pas en augmenter le nombre, et j'ai pris pour principe, de

ne pas donner à cet effet des *paysans en propriété.* Cette terre vous sera accordée en »Arrende« à vie, à Vous et à Vos descendans — ce qui revient à peu près à la même chose, avec la seule différence, que le paysan ne peut être *vendu ou aliéné comme une bête.* — Voici mes raisons; et je suis persuadé que Vous en agiriez de même à ma place*)."

Heil dem guten Kaiser! — Er bedarf weder Erz noch Marmor, um sich ein Denkmahl zu errichten; jene goldenen Worte machen ihn unsterblich in dem Herzen jedes Biedermannes!

---

*) »Die russischen Bauern sind größten Theils Sklaven. Ich habe nicht nöthig, mich über die Herabwürdigung und das Unglück eines solchen Standes weitläufiger auszubreiten. Daher habe ich ein Gelübbe gethan, die Zahl desselben nicht zu vermehren, und es mir zum Grundsatz gemacht, keine Bauern als Eigenthum zu verschenken. Ich gebe Ihnen das Gut in Erbpacht für Sie und Ihre Nachkommen. Das läuft ungefähr auf Eins hinaus, nur mit dem Unterschiede, daß der Bauer nicht verkauft oder veräußert werden kann, wie das Vieh. Sehen Sie da meine Gründe, und ich bin überzeugt, Sie würden an meiner Stelle eben so handeln."

Inhalt.

Anhang.

Ueber die mémoires secrets sur la Russie.

Beschützerin der Wissenschaften gewesen. — Deutsche Einwohner von Petersburg. — Die Obersten der russischen Regimenter. — Eitelkeit des Verfassers der mémoires secrets. — Ungerechte Vorwürfe gegen Paul den Ersten. — Das Militär-Waisenhaus. — Fürst Potemkin. — Lanskoy. — Die russischen Fürsten. — General Pistor. — Potemkin's seltsame Galanterie. — Kaiser Paul erhielt und beantwortete alle Briefe seiner Unterthanen. — Unmöglichkeit sie alle selbst zu lesen. — Verleumdung der russischen Staatsbeamten. — Iwan's Gefängniß zu Schlüsselburg. — Eitle Prahlereien des Herrn von M**. — Schilderung der verwitweten Kaiserin und des jetzigen jungen Monarchen. — Graf Nicolai Soltikow. — Die vormaligen Garden. — Graf Rostopschin. — Baron Nicolai. — Unwahres Raffinement von Rache, dem Kaiser Paul aufgebürdet. — Familien-Klatschereien. — Aufrührerische Bemühungen des Memoiren-Schreibers. — Verleumderische Anekdoten über Liefland. — Ueber die Neigung der Russen zum Stehlen. — Ihre Gastfreiheit und Tapferkeit, vom Herrn von M** verkleinert. — Die russischen Damen. — Die Hofmeister. — Den Lief-, Esth- und Curländern werden Schulanstalten abgesprochen. — Ueber die Verbannung des Verfassers der Memoiren. — Ueber die Sklaverei der russischen Bauern. — Ueber die Sklaverei der Esthen. — Wohlgemeinte Vorschläge, ihren Zustand erträglicher zu machen. — Menschenfreundliche Aeußerungen über diesen Gegenstand von dem jetzigen jungen Monarchen.

Ueber meinen

Aufenthalt in Wien

und meine

erbetene Dienst-Entlassung

von

August von Kotzebue.

Nebst Beilagen A, B, C und D.

(Erschien 1799.)

(Eine Vernichtung des im Aprilstücke des Berliner Archivs derzeit gegen mich eingerückten Pasquills.)

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Mit Widerwillen ergreife ich die Feder. Hätte ich blos als Schriftsteller Mißhandlungen erfahren, so würde ich schweigen, wie ich es schon so oft gethan habe. Man hat mich aber als Mensch und Beamter angegriffen. Ich muß also reden. Doch sei es ferne von mir, mich bis zu dem pöbelhaften Tone meiner Verleumder zu erniedrigen. Ich werde nicht mehr sagen, als zur Sache gehört, und auch das so kurz als möglich; denn wahrlich, die Arbeit ist nicht angenehm.

Für diejenigen, die vielleicht nicht einmal wissen, wovon die Rede ist, erinnere ich, daß diese Bogen gegen einen verleumderischen Brief aus Wien gerichtet sind, der mich betreffend im Aprilstücke des »Berliner Archivs der Zeit,« nicht zur Ehre dieses Journals, abgedruckt worden.

Hätte ich Lust zu lachen, so würde ich mich zuerst ein wenig über den pomphaften Stil lustig machen: ich würde sagen, daß unter Grönlands Eisdecke noch Niemand geboren worden, und daß der Himmel in Afrika noch keine Menschen verzehrt hat, u. s. w. Doch das gehört nicht zur Sache.

Gleich Anfangs wünscht der Verfasser,

> »daß ich die Verehrung, die dem Dichter gebühre, auch als Mensch verdienen möchte; mehr darüber zu sagen, sei überflüssig.«

Nicht jeder Mann würde das für überflüssig gehalten haben. Man ehrt sich selbst, indem man dergleichen Be-

hauptungen nicht ohne Beweis hinstellt. Ich fordere hier öffentlich alle Einwohner Wiens auf, auch nur die kleinste Handlung zu nennen, die mich als Mensch ihrer Achtung unwürdig gemacht hätte. Ich fordere feierlich alle diejenigen auf, die mein Privatleben kennen, mich öffentlich Lügen zu strafen, wenn ich jemals als Gatte, Vater, Freund, oder in irgend einem andern bürgerlichen Verhältnisse ihre Achtung verwirkt habe. Wer eine solche Aufforderung mit vollkommener Ruhe an seine Mitbürger ergehen lassen darf, der muß doch auch wohl als Mensch etwas werth sein.

»Seine Grundsätze, wenn er ja deren hat.«

Daß ich wirklich Grundsätze habe, davon ist eben jener verleumderische Brief der stärkste Beweis; denn ohne meine festen Grundsätze, die sich weder durch Schmeicheleien noch Kabalen wankend machen ließen, wäre er ja nie geschrieben worden.

Von einem Prozeß, der zur Reichssache gediehen sein soll, ist mir keine Silbe bekannt. Die Gothaer Zeitung, Literaturzeitung u. s. w, sind auch wohl keine Documente bei den Reichsgerichten. Die Bahrdt'sche Geschichte auch hier wieder einzuweben, war ein elender Behelf.

»Mancher Patriot wunderte sich, daß man einen Fremden vom Belte nach Oesterreichs fruchtbaren Gefilden gerufen.«

Was soll nun hier der Belt? und was die fruchtbaren Gefilde? Sollte man nicht glauben, am Belt lebten lauter Dummköpfe, und auf den fruchtbaren Gefilden schössen

die gescheiten Leute wie die Kornähren in die Höhe? Ich kann den Verfasser versichern, daß in Lief- und Esthland, (denn das versteht er doch hier unter dem Belte) es sehr viele Männer von Geschmack und vortreffliche Köpfe gibt.

»Um ihm ein Amt anzuvertrauen, auf das ein talentvoller Inländer von gutem Rufe gleichen Anspruch machen konnte"

Ein solcher nämlich ist der Verfasser — hinc illae lacrimae. —

»Das liebe deutsche Vaterland huldigt aber leider oft fremdem Verdienst auf Kosten des einheimischen."

Wenn dieser Vorwurf ganz Deutschland gelten soll, so bin ich ja auch ein Deutscher. Soll er aber nur Oesterreich treffen, so ist er unwahrer, als irgendwo.

»Indessen versprach sich das Wiener Publikum viel von einem Manne, der eine ganze Bibliothek geschrieben, und immer mit so vieler Anmaßung zu entscheiden gewohnt war."

Der Verfasser macht hier dem Wiener Publikum ein sehr schlechtes Kompliment; denn wenn es wirklich deswegen viel von mir erwartet hätte, weil es wußte, ich entschiede immer mit vieler Anmaßung, so hätte es verdient getäuscht zu werden. Es hat im Gegentheil gesehen, daß ich nie mit Anmaßung entscheide. Entscheiden thue ich aber, wo ich es besser zu verstehen glaube, und das ist der Fall mit dem Schauspielwesen.

Uebrigens mache ich den Leser hier aufmerksam auf das ausdrückliche Bekenntniß:

»daß schon lange vor meiner Ankunft eine Reform beim Hoftheater angekündigt worden,«

diese Reform also nicht etwa ein Werk meiner Neuerungssucht gewesen ist.

Daß mein Schauspiel, das Epigramm, irgend eine Beziehung auf mich selbst habe, ist ein erbärmlicher Einfall.

Mein Gelegenheits-Stück, das Dorf im Gebirge, soll,

»nach dem Ausspruch aller Patrioten, eine hämische Persifflage auf das Jahresfest der Wiener Freiwilligen sein, welche von mir gepinselt worden.«

Ich könnte dem Briefsteller sehr ausgezeichnete Patrioten nennen, die es mit ihrem Beifall beehrten, und vor deren Namen er verstummen würde. Auch ist es wohl die lächerlichste, absurdeste Idee, zu vermuthen, daß ein Mensch ausdrücklich nach Wien gekommen sei, um ruhig und glücklich zu leben, und zur Erreichung dieses Zweckes damit angefangen habe, eine Persiflage auf die Wiener Freiwilligen zu machen.

Was das Pinseln anbetrifft, so hat die Literatur-Zeitung, die doch sonst wahrlich eben nicht meine Freundin ist, das Dorf im Gebirge als Gelegenheits-Stück günstig beurtheilt. Doch das beweist freilich nichts, thut auch nichts zur Sache, und ich erlaube dem Verfasser herzlich gern, es für die ärgste Pinselei zu halten.

„Er wußte seinen Eigendünkel nicht zu mäßigen, und hätte einen körperlichen Eid darauf abgelegt, daß ein

Schriftsteller wie Er, der amusante Schauspiele verfertigt, ein Mann von allumfassendem Verstande, und jedem Geschäfte völlig gewachsen sein müsse.“

Was der Mann nicht Alles weiß! Nun hat er sogar im Innersten meines Herzens gelesen, worauf ich wohl körperliche Eide ablegen möchte. Verdient solches Gewäsch eine Antwort?

„Statt Leute, die den guten Geschmack im Theaterfache gründeten, die in Besorgung der Theatergeschäfte ergrauten, die sowohl theoretische als praktische Kenntnisse davon besaßen, die die Neigung ihres Publikums studirten und daher kennen mußten, um Rath zu fragen, zog er nur sein Genie zu Rathe.“

Hier liegt mein eigentliches Verbrechen. Ich kenne diesen Mann, der da gegründet hat und ergraut ist. Ob seine Beschuldigungen wahr sind, wird sich weiter unten zeigen.

„Er machte sich öffentlich lustig über den Geschmack des Publikums —“

Hier muß ich wohl, ehe ich antworte, meine Gedanken über das Wiener Publikum sagen. Wien zählt bekanntlich dreimalhunderttausend Einwohner, und die Meisten derselben, in den vornehmsten wie in den geringsten Klassen, sind Liebhaber des Schauspiels. Was ist also wohl natürlicher, als daß dieses Publikum sehr gemischt ist? — Es bewundert Iffland und Schikaneder, es liebt Lange und La Roche, es beklatscht Emilie Galotti

und Hans Klachl. Nur mit dem großen Unterschiede, daß die Verehrer Iffland's, Lange's und Lessing's, nicht die nämlichen sind, welche Schikaneder, La Roche und Hans Klachl bewundern. Es gibt in Wien einen sehr gebildeten Theil des Publikums, den man, ob er gleich seinen Beifall nicht lärmend äußert, doch bei einiger Aufmerksamkeit leicht unterscheidet. Er zeichnet sich aus durch stille Aufmerksamkeit, und durch ein leises Bravo! welches ihm bei schönen Stellen gleichsam nur entschlüpft. Ein solches Bravo! war mir als Dichter immer der schönste Lohn; indessen das laute Klatschen, welches ich mit — Mehreren theilte, zwar meinen Ohren wohl that, aber nicht bis zu meinem Herzen drang.

Wie oft ich von diesem verehrungswerthen und wirklich nicht unbeträchtlichen Theile des Publikums mit Achtung und Liebe gesprochen, ist in Wien allgemein bekannt. Wie oft ich das feine und schnelle Gefühl desselben mit innerem Wohlbehagen bemerkt, wissen meine Freunde. — Daß ich aber dann und wann über den Geschmack des großen Haufens gelächelt habe, läugne ich gar nicht, und ich kenne sehr viele vernünftige Wiener, die das nämliche thun, ohne deshalb weniger Patrioten zu sein, als der Herr Einsender.

»sarkasmirte und entschied so derb über den Werth der beliebtesten Schauspieler, als ob sie zu Thespis wandernder Bande gehörten.«

Wenn der beliebteste Schauspieler wirklich auch

immer der vorzüglichste wäre, so würde ich freilich oft weniger Veranlassung gefunden haben, eine verschiedene Meinung zu äußern. Es ist wahr, ich habe laut gesprochen gegen das Predigen und Schreien, welches sich auch die beliebtesten Schauspieler zum Theil erlaubten, und noch erlauben. Ich kann mir nun Einmal nicht helfen, mir gefällt dieses Predigen und Schreien nicht; gefalle es wem da wolle.

In der Note heißt es, (und zwar sogar mit Anführung des Datums, nämlich des 24. Mai)

»ich habe im Parterre gesagt: Man müsse die neuen Schauspieler, die ich verschrieben, doch goutiren. Das hiesige Publikum sei ein Kind, das nicht wisse was es wolle, und dem man die Ruthe geben müsse.«

Den ersten Theil dieser Behauptung (daß nämlich die neuen Schauspieler nach und nach gefallen würden) habe ich, nicht blos am 24. Mai, sondern sehr oft geäußert, und der Erfolg hat bewiesen, daß ich mich nicht irrte, als ich voraussetzte, das Wiener Publikum werde Leute von Verdienst gewiß mit der Zeit nach Würden schätzen; denn Herr Koch mit seiner liebenswürdigen Tochter, Herr Roose und Madame Stollmers wurden nicht nur bald nachher goutirt, sondern Betty Koch und Hr. Roose wurden sogar Lieblinge des Publikums und sind es noch.

Der zweite Theil aber, das Kind, die Ruthe u. s. w. ist eine abgeschmackte Erfindung, die gradezu aus der Luft gegriffen worden, und die ich, trotz allen Tagebüchern,

welche darüber mögen gehalten worden sein, weder am 24. Mai noch an irgend einem andern Monatstage mir jemals zu sagen erlaubt habe.

»verketzerte, gleich dem Pastor Götze toleranten Andenkens, Jeden der nicht zu seiner Meinung schwur; entwarf Plane in dichterischer Entzückung —"

Lauter Redensarten, welche zu beantworten nicht die Mühe lohnt.

»ohne auf die bürgerliche Ruhe der Gesellschaft, ohne auf Konvenienzen und Rechte derselben zu achten."

In dieser Zeile liegt der Hauptangriff. Es ist der giftigste Pfeil aus dem Köcher des Wiener Malaien. Diese Zeile läßt sich auf keine andere Weise befriedigend beantworten, als indem der Leser einen Blick auf die bei der entstandenen Untersuchung gegen mich aufgestellten Klagen wirft. Wenn jene Klagen nichtswürdig befunden werden, so wendet sich der Pfeil von selbst gegen den der ihn abschoß.

In einer Note heißt es:

»Sonderbar! wie soll Hr. v. Kotzebue auf Konvenienzen halten, da er seinen Bruder Moriz über heilige Gesetze, die zum Wohl der Gesellschaft bestehen, so leicht hinausspringen läßt."

Wieder einmal ein Mensch, der mich für Alles dasjenige verantwortlich macht, was ich in meinen Schauspielen irgend einer Person, ihrem Charakter gemäß, in den Mund gelegt habe. Wenn das gelten sollte, wer möchte dann noch Schauspiel- oder Romanendichter sein? — Mit

dem nämlichen Rechte ließe sich behaupten, daß Lessing Marinelli's Grundsätze gehegt; daß Iffland dem Amtmann in seinen Jägern gleiche; u. s. w. Die Albernheit springt in die Augen. — Welch ein Chaos von Gutem und Bösem wäre der Dichter, wenn er alle die Leidenschaften und Grundsätze, die er seinen Geschöpfen leiht, selbst in sich vereinigte! Um so etwas zu sagen, oder gar zu denken, muß es entweder im Kopfe, oder in der Brust nicht recht richtig sein. Der Verfasser wird am besten fühlen, wo es ihm mangelt.

Das Folgende sind wieder Redensarten, die ich mit Stillschweigen übergehe.

Was mit grinsendem Spott von der Ankündigung des Theaterjournals gesagt wird, beantwortet sich leicht durch diese Ankündigung selbst, die ich als Beilage hier wieder abdrucken lasse; über welche daher jeder Leser selbst urtheilen möge. Daß das erste Heft schon gedruckt gewesen sei, ist unwahr. Warum die ganze Sache eigentlich unterblieb wird weiter unten klar werden, wie auch, was es mit den kurzen Kritiken in der Wiener Hofzeitung für eine Bewandtniß hatte.

Weiterhin wird auch im Vorbeigehen erwähnt,

»daß ich mich bei aller Gelegenheit über Kant lustig mache, und ihn einen einfältigen Mann nenne.«

Ich erkläre diese Behauptung hiemit für die einfältigste Lüge, und fordre den Briefsteller auf, denjenigen zu nennen, zu dem ich eine solche ungeheure Albernheit ge-

sagt haben soll. Nur sich selbst führe er nicht als Zeugen auf, denn ihm glaube ich nicht, wenn es auch sammt dem Datum in seinem Tagebuche stehen sollte.

Ich habe das Glück Kant persönlich zu kennen; ich habe ihn geschätzt, ehe ich ihn kannte; und wenn ich gleich mit seiner Philosophie nicht vertraut genug bin, so weiß ich doch gewiß mehr davon als der Briefsteller, und mehr als nöthig ist, um mir bleibende Verehrung für ihn einzuprägen. Der große Haufe seiner unbärtigen Lehrlinge aber, mit Intoleranz, Uebermuth und Terminologien ausgerüstet, ist mir freilich oft lächerlich.

Was den Ton meiner Kritiken in der Wiener Hofzeitung betrifft, so möge auch darüber das Publikum selbst entscheiden; denn ich lasse sie in der Ueberzeugung hier nochmals abdrucken, daß noch nie, seit Theater und Theater-Kritiken in Deutschland existiren, so schonend getadelt worden. Mein den neuen Schauspielern ertheiltes Lob war blos Gerechtigkeit, und ich ergriff, wie man finden wird, jede Gelegenheit mit Vergnügen, auch den Verdiensten der älteren dieselbe Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Mit den Unruhen, die deshalb im Theater entstanden sein sollen, hat es folgende Bewandtniß:

Ich hatte wiederholt den unnatürlichen Predigerton eines Schauspielers gerügt; eine Rüge, in welche die gebildetesten Publikums in Deutschland, vor welchen derselbe noch vor nicht gar langer Zeit aufgetreten ist, mit mir einstimmen. Ich lobte dagegen, wie billig, den Conversa-

tionston des Hrn. Roose. Manche Wiener, zum Theil an die Deklamation des Ersteren schon gewöhnt, zum Theil auch durch ein Mitleid getrieben, welches ihrem Herzen keine Schande macht, da sie den ältern Schauspieler in Gefahr glaubten, von dem neuern verdunkelt zu werden, nahmen, wider ihre eigene bessere Ueberzeugung, Partie für Jenen, applaudirten mit Ungestüm sobald er auf der Bühne erschien, und gaben oft Zeichen der Kälte oder des Mißfallens, wenn Herr Roose auf- oder abtrat.

Daß dies wirklich gegen des Publikums eigene Ueberzeugung geschah, erhellt sonnenklar daraus, daß, sobald die Kritik in der Zeitung, und mit ihr das Mitleid aufhörte, das Verdienst des Herrn Roose augenblicklich durchdrang und Er mit einem eben so lauten und gänzlich unbestochenen Beifall empfangen wurde.

Was über die Unausführbarkeit des Conservationstons auf dem Wiener Theater, seiner Größe halber, gesagt wird, ist bereits in der hier beigelegten Kritik hinlänglich widerlegt, und beweist blos, daß der Briefsteller sich bewußt ist, dieses Tones selbst nicht immer mächtig zu sein.

»Doch Hr. v. Kotzebue verfolgte muthig seinen Weg, warf über den Haufen was ihm im Wege stand, zog die neuen Glieder auf Kosten der alten hervor, verwarf hohnlächelnd die wohlgemeinten Rathschläge der Erfahrensten unter ihnen, beleidigte Einige auf eine sehr unbescheidene Art —«

Wo? wie? wann?

»Kränkte in ihren Rechten die Meisten, verachtete Alle. Noch mehr, er entschied, so oft Gegenvorstellungen gemacht wurden, mit einem Muß, als ob er ein Pulk Kosaken zu kommandiren habe —«

Ich versichere den Briefsteller, daß die rohen, aber gutmüthigen Kosaken leichter zu kommandiren sind als Er und seines gleichen, und daß eine Pike eine weit ehrlichere Waffe ist, als ein anonymer Brief.

»und verwirrte endlich eine seit fünfundzwanzig Jahren so gut bestandene Theater-Verfassung in dem Grade, daß die Unzufriedenheit der Hof-Schauspieler und die Gährung unter ihnen nicht mehr größer sein konnte.«

Das alles sind wieder große Redensarten, keiner Beantwortung würdig. Worauf die sogenannten Beleidigungen und Kränkungen der Rechte hinauslaufen, das findet der Leser in der Beilage A. und möge selber entscheiden.

Das höchst ehrenvolle Zeugniß, welches mir die Direktion bei meiner Abreise schriftlich ertheilte, und worin es unter andern heißt:

»daß ich jederzeit einen rastlosen pünktlichen Amts-Eifer zur Beförderung des guten Geschmacks und möglichsten Vervollkommnung des deutschen vaterländischen Theaterwesens bewiesen,«

widerspricht zur Genüge der mir aufgebürdeten Verwirrung der seit fünfundzwanzig Jahren bestandenen Thea-

ter-Verfassung. Alte, aber nicht beobachtete Gesetze auffrischen und handhaben, das nennt der Briefsteller verwirren.

Das einzige wahre in jener Periode ist: daß die Unzufriedenheit einiger Hof-Schauspieler, und die Gährung unter ihnen nicht größer sein konnte: und das ist sehr begreiflich für Jeden, der diese Einigen kennt.

Daß die Regie (eigentlich der Ausschuß) freiwillig abgetreten sei, um an diesem sibirischen Theater-Regiment keinen Theil zu nehmen, ist unrichtig. Die Sache verhält sich so:

Zu der Zeit, von welcher der Briefsteller redet, existirten nur noch drei Mitglieder des Ausschusses, die Herren W**, B** und K**, Stephanie der Aeltere war gestorben, und Herr Lange schon zehn Monat vorher aus Privat-Ursachen ausgetreten. Hr. K** hatte eines Abends — (ich war damals krank und bettlägrig, nahm folglich gar keinen Theil an den Theater-Geschäften) — er hatte, sage ich, eines Abends das Mißvergnügen, sich den Unwillen seines höheren Vorgesetzten zuzuziehen, und glaubte es, einiger lebhaften Ausdrücke wegen, seiner vermeintlich gekränkten Ehre schuldig zu sein, um seine Entlassung aus dem Ausschuß zu bitten. Ob nun gleich sein Chef das Vorgefallene auf die edelste Weise wieder gut machte, indem er seinem eigenem Herzen, zum Theil aber auch meinen Bitten nachgab — ja! meinen Bitten! denn da ich wußte, daß Hr. K** sich von mir verfolgt glaube, so er-

griff ich eilig die Gelegenheit, ihm das Gegentheil zu beweisen, und es gelang mir, Folgen seines Schrittes abzuwenden, die einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Zukunft hätten haben können — ob nun gleich ferner Hr. K** selbst das höchst edle und anständige Benehmen seines Vorgesetzten gerührt erkannte, so blieb er dennoch, von zwei bis drei Aufhetzern geklemmt, bei dem Wunsche, den Ausschuß zu verlassen; nicht ahnend, daß man ihn, den arglosen und wirklich gutherzigen Mann, zur Feuerzange mißbrauche, wo doch nicht einmal Kastanien zu holen waren.

Seinem Beispiele folgte nunmehr Hr. B**; abermals nicht des sibirischen Theater-Regiments wegen, sondern — (wie er laut und öffentlich erklärte) blos um der ausgestreuten Verläumdung willen, als habe Er K**, von dem er freilich oft in sehr herabwürdigenden Ausdrücken sprach, zu stürzen gesucht, um mit mir allein an der Spitze der Geschäfte zu stehen. Allein aus dieser Ursache, fügte er hinzu, habe er gegen mehrere Mitglieder geäußert, und seinen bekanntlich sehr guten Ruf zum Pfande gesetzt, daß, im Fall Hr. K** austrete, er es auch thun werde.

Diese Beiden also wurden entlassen; nicht aber der Aeltere unter ihnen, Hr. W**, dem es nie eingefallen ist, darum anzusuchen.

Ich soll, wie der Briefsteller versichert, über diese Entlassung gejauchzt haben, weil ich mich dadurch von lä-

stigen Zuschauern befreit gesehen. Wieder eine armselige Redensart.

Die Komplimente, die der Briefsteller nunmehr in Vorbeigehen dem Baron von Braun macht — fühlte er denn nicht, daß sie, nach Allem was vorher geht und folgt, eigentlich nur hämischen, und besonders in seiner Lage, ganz unverzeihlichen Spott enthalten? — Fühlte er denn nicht, daß, wenn das sibirische Theater-Regiment wirklich existirt hätte, der größte Theil der Schuld gerade auf den Baron von Braun fallen würde? der das Alles ruhig mit ansah und dem es doch wahrlich weder an Kopf noch Herz noch Macht fehlte, ihm abzuhelfen?

Auch kann man diesen thätigen Mann gewiß nicht beschuldigen, daß ihm etwa das Meiste aus Nachlässigkeit unbekannt geblieben sei; er wußte Alles, und eben weil er Alles wußte, weil er tief fühlte, wie unwürdig ich, und Er in mir behandelt wurde; weil er sah, daß alle Bemühungen, Fleiß und Einigkeit bei einem verwöhnten Theile der Hof-Schauspieler einzuführen, fruchtlos waren; faßte er den Entschluß, all diesem unendlichen Verdrusse auszuweichen, indem er die Direktion abzugeben bereit war.

An die Erwähnung dieses, durch höheres dem Baron von Braun Ehre bringendes Zutrauen veränderten Entschlusses, knüpft hier der Briefsteller, ich weiß nicht wie? noch warum? die Erzählung der gegen mich gerichteten Untersuchung, welche, — man vergesse das nicht — einzig und allein auf mein eigenes wiederholtes

und dringendes Bitten veranstaltet wurde, und durch welche meine Entlassung per decretum bewirket worden sein soll.

Ich breche hier ab, weil alles übrige, was ich noch zu sagen habe, in die kurze Geschichts-Erzählung gehört, welche ich von meinem Aufenthalte in Wien, vom Ersten Tage bis zum Letzten, dem Publikum vorzulegen mich verpflichtet fühle. Aus ihr wird Alles klar werden, was vielleicht hin und wieder noch dunkel scheinen möchte.

Im Jahre 1795 legte ich mein Amt, als Präsident des Gouvernements-Magistrats der Provinz Esthland nieder, um auf meinem kleinen Landsitz Friedenthal mir selbst und den Musen zu leben.

Zwei Jahre verflossen durch Liebe, Freundschaft und Ruhe verschönert. Da starb Alxinger in Wien. Die Direktion der Hoftheater glaubte mich tüchtig seine Stelle zu ersetzen; sie schlug mir Bedingungen vor, die eben so lucrativ als ehrenvoll waren; und ich verließ Friedenthal um unter einem mildern Himmelsstriche, zwar Liebe und Freundschaft, doch nicht Ruhe wieder zu finden.

Die erste Frage ist hier: worin bestanden meine Pflichten?

Die vornehmste derselben, die mir der Herr Baron von Braun bereits in seinen Briefen an mich auferlegt hatte, war: ein kritisches Journal über die Wiener Hoftheater zu schreiben, von welchem er

sich mehrere gute Wirkungen versprach. Die übrigen Obliegenheiten, deren damals erwähnt wurde, waren sehr geringe; sie bestanden in Correspondenz, Aufsicht über die Bibliothek u. s. w. Der Baron von Braun endigte mit den schmeichelhaften Worten: »ich sollte sein Freund sein, und ihm überhaupt mit Rath und That an die Hand gehen.”

Gerade dieser humane Ton war es, der mir Lust und Muth gab, die beschwerliche Winterreise von dreihundert Meilen mit meiner Familie anzutreten, nachdem ich zuvor die ausdrückliche Erlaubniß meines Monarchen zu diesem Dienstwechsel erbeten und erhalten hatte.

Da seit meiner frühesten Kindheit das Theater bald Leidenschaft, bald Beschäftigung, immer wenigstens Liebhaberei bei mir gewesen war, und ich sowohl theoretisch als praktisch mir viele Kenntnisse darüber gesammelt hatte; so kam ich mit der Hoffnung nach Wien, in einem mir angenehmen Wirkungskreise nützlich zu werden. Was hätte mich auch sonst wohl bewegen können, mein liebes Friedenthal zu verlassen? — Nahrungssorgen drückten mich nicht; Eigennutz habe ich nie gekannt.

Jene Hoffnungen wurden noch lebhafter durch die persönliche Bekanntschaft des Baron von Braun in mir erregt.

Mein Herz dringt mich, hier öffentlich, im Angesicht von Deutschland, das dankbare Zeugniß abzulegen: daß ich in ihm gefunden, was seine Briefe versprachen; daß

er mich nie den Vorgesetzten, aber desto öfter den Freund fühlen lassen; daß er vom ersten Augenblicke bis zum letzten, bei Sturm und Sonnenschein, sich gegen mich gleich geblieben; daß er mich immer mit freundschaftlichem Vertrauen, mit zarter Achtung und feiner Freigebigkeit behandelt hat. Sein Geschmack, seine liberale Denkungsart, seine Kenntniß des Hofes und Publikums, machen ihn vollkommen würdig, der Vorsteher des Tempels der Musen zu sein; und das Feuer, mit welchem er Alles umfaßt und ergreift, was zur Vervollkommnung der Bühne beitragen kann, weckt und nährt die Lust unter ihm zu arbeiten.

Ich hatte den Tag nach meiner Ankunft die Ehre, Sr. Majestät dem Kaiser vorgestellt zu werden, und habe seitdem noch einige Mal das Glück genossen, mich diesem deutschen Biedermanne zu nähern. — Fast möchte ich es in diesem Augenblicke bedauern, daß er mich mit einer Pension begnadigt hat, weil dieser Umstand den Verdacht der Schmeichelei auf meine Worte werfen könnte. Aber nie habe ich mein Lob verkauft, und nie würde ich diesem Bewußtsein, weder für den Preis von tausend, noch von Millionen Gulden entsagen. Ich könnte und würde schweigen, da nichts mich zu reden zwingt. — Es ist daher die reinste, aus Vernunft und Herzen fließende Ueberzeugung, mit der ich behaupte: daß Franz der Zweite Einer der redlichsten und geradsinnigsten Männer in seinen Staaten ist. Die ausgezeichnetste seiner Tugenden ist Gerechtigkeit. Er übt sie gegen den Bettler wie gegen den Für-

sten, und zweimal wöchentlich kann jener wie dieser ihm seine Noth persönlich vortragen. Niemand fragt den, der zum Kaiser gehen will: was wollen Sie bei dem Kaiser? — Jeder darf ihm sein Anliegen an sein edles Herz legen, und obwohl man leicht begreift, wie manche alberne und weitschweifige Bitten, wie manche thörichte Wünsche bei solchen Audienzen vorkommen mögen; so steht dennoch der Monarch, mit unermüdlicher Geduld, fünf bis sechs Stunden lang, und hört freundlich und gefällig einen Jeden an. Wohl dem Bittenden, dem Gerechtigkeit und Billigkeit zur Seite stehen! er ist des Erfolges gewiß.

Mit dieser schönen Herrschertugend verbindet er die in seiner Lage so seltene Privattugend der liebenswürdigsten Häuslichkeit. Er verschwendet keine Millionen an Maitressen; er trägt keine unnütze Pracht zur Schau; im Schooße seiner Familie lebt er einfach, still und froh.

Seine Gegenwart flößt Zutrauen ein. Er hat etwas so Gerades, Offenes in seinem Benehmen; man sieht es ihm gleich an, daß er es redlich meint; und wenn er dem der vor ihm steht, etwas Angenehmes sagt, so ist es nie ein feines höfisches Kompliment, sondern immer etwas herzliches Gutgemeintes. — Was Wunder, daß ich ihn aufrichtig liebe, und daß der Augenblick, in dem ich ihm vorgestellt wurde, meinen Muth und meine Hoffnungen noch mehr belebte.

Unter solchen glücklichen Vorbedeutungen begann meine Laufbahn. Meine Geschäfte waren Anfangs weniger bedeu-

tend. Die Regie wurde mir nicht auf Einmal, sondern nur nach und nach übertragen, um den bisher bestandenen Ausschuß nicht zu kränken.

Das erste neue Stück, welches ich nach meiner Ankunft gab, war die silberne Hochzeit. Es wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Zwar fing schon damals der nur in Wien bekannte Verfasser der Eipeldauer Briefe an, mich in einer elenden Wochenschrift, die Wahrheit in Maske, mit Sumpfwasser zu bespritzen; er gab eine Beschreibung des Theaters im Thierreiche, in welcher meine Vorgänger mit Elephanten, ich aber mit einem Wolf im Schafspelze verglichen wurde; aber das waren nur Mückenstiche, und hätten meine Bitten gegolten, man würde dergleichen armselige Ausfälle nie aus dem Manuskript weggestrichen haben.

Am 17. April wurde zur Feier des Festes der Wiener Freiwilligen, meine Oper, das Dorf im Gebirge, aufgeführt. Die geschmackvolle und einschmeichelnde Komposition war von dem Kapellmeister Weigl dem Aelteren, der sich schon längst durch seinen »Amor marinaro« vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Sänger und Schauspieler thaten ihre Pflicht, und die Dekorationen entsprachen dem Ganzen. Demungeachtet wurden Text und Musik nicht mit dem Beifall aufgenommen, den die Direktion sich versprochen hatte. Zwar war das Publikum, das doch gewiß aus lauter guten Patrioten bestand, sehr weit entfernt zu behaupten, das Stück sei eine Persifflage auf die Wiener Freiwil-

ligen (wie der Hr. Verfasser des Sendschreibens lügt), man nahm es im Gegentheil am Ersten Tage nicht ohne Beifall, und am Zweiten mit mehr Beifall auf; aber es blieb doch sehr merkbar, daß das Publikum getheilt sei; daß bei Vielen Lauigkeit, und bei Mehreren ein förmlicher Widerwille Statt finde. — Woher kam das? —

Ich gebe gerne zu, daß das Gelegenheits-Stück besser hätte sein können, denn ich bin nun einmal kein Gelegenheits-Dichter, und mache auch keinen Anspruch auf diese Ehre; aber das war doch wahrlich die Ursache nicht allein — vielleicht war sie es gar nicht.

Es stieß hier mehreres zusammen: Künstlerneid; Parteien, die sich an einander rieben; entgegengesetzte Meinungen von allerlei Gattungen; kurz, eine Menge Ursachen, die zum Theil so zart sind, daß ich sie nicht wohl berühren kann.

Um diese Art von Gährung auf Einmal zu stillen, bediente man sich des kürzesten und vernünftigsten Mittels: man gab das Stück nicht wieder. Auch würde ich dieses übrigens ganz unbedeutenden Vorfalls gar nicht einmal erwähnt haben, wenn ich nicht geglaubt hätte, jenen boshaften Vorwurf widerlegen zu müssen, der gewiß in ganz Wien keinem vernünftigen und parteilosen Menschen zu Kopfe gestiegen ist.

Ich komme jetzt auf das mir zur Ersten Pflicht gemachte kritische Journal, welches indessen angekündigt worden war.

Von Anfang an hatte ich nur mit dem höchsten Widerwillen mich zu dieser zeitfressenden und undankbaren Arbeit verstanden. Da aber der Baron von Braun sich fortdaurend viel Nützliches davon versprach, so rüstete ich mich zur Ausführung mit Geduld und Standhaftigkeitt

Die Ankündigung machte einiges Aufsehen. Viele angesehene und kluge Leute prophezeiten mir endlosen Verdruß. Ich hatte mir das selbst schon prophezeit, zuckte die Achseln und schwieg. Glücklicherweise für mich, war ich es nicht allein, den jene gutmeinenden, mit dem Geist des Publikums bekannten Männer, von dieser Idee abzuleiten suchten. Auch der Baron von Braun wurde von mehreren Seiten auf manche daraus entspringende Inkonvenienzen aufmerksam gemacht. Ich erhielt zu der nämlichen Zeit einen anonymen, aber gewiß von einem trefflichen Kopfe abgefaßten Aufsatz, den ich — weil er es in aller Hinsicht verdient — in der Beilage zugleich mit den Noten abdrucken lasse, die ich damals in der Absicht dazu verfertigte, um ihn im ersten Heft dem Publikum vorzulegen. Er wirkte auf den Baron von Braun, wie er auf mich gewirkt hatte, und theils diese Gründe, theils auch, wie ich mir schmeicheln darf, die Neigung zu mir, aus welcher der Wunsch entsprang, mir den wahrscheinlichen Verdruß zu ersparen, bewogen ihn endlich am 20. April, (einem mir in dieser Rücksicht unvergeßlichen Tage) mich von der Verbindlichkeit, ein solches Journal zu schreiben, gänzlich zu befreien.

Die Beilage C. also enthält die sogenannten derben

Kritiken über mich selbst und meine Ankündigung des Journals, die, nach der Versicherung des Briefstellers, mir zugeschickt worden.

Auch diese Begebenheit wäre nun in's Klare gesetzt. Der Leser sieht, wie einfach und natürlich sie zusammen hängt, und wie albern es war, zu glauben: daß ich, der ich meine Zeit weit angenehmer und vortheilhafter benutzen konnte, durch den bloßen Kitzel zu kritisiren, mich hätte verleiten lassen, mir selbst eine solche Last aufzubürden.

Die Idee war nicht allein ganz aufgegeben, sondern auch bereits vergessen; als Eines Tages der Baron von Braun von dem Redakteur der Hofzeitung schriftlich ersucht wurde, ihm wo möglich, statt der bisherigen kurzen und trockenen Titel-Anzeigen von neu aufgeführten Stücken etwas längere, beurtheilende Nachrichten zukommen zu lassen, welche er jederzeit im Ersten Blatte der Zeitung, gleich nach den offiziell bekannt gemachten Artikeln, werde abdrucken, lassen.

Ob er hiezu die Befugniß habe? und besonders ob er gegerade diesen Platz beurtheilenden Theater-Nachrichten einräumen dürfe? — das zu untersuchen hatte die Direktion der Hof-Theater begreiflich keine Verpflichtung. Auch schien selbst jener Platz um so weniger unschicklich, als ja sogar die Feuerwerke des Herrn Stuwer noch immer ebendaselbst angezeigt werden. Der Baron von Braun freute sich daher, so unvermuthet eine Gelegenheit zu finden, seinen zur Vervollkommnung der Bühne gehegten Wunsch

dennoch, wenigstens theilweise realisirt zu sehen, und hoffte daß, wenn ich bei Abfassung dieses Artikels anonym bliebe und mit möglichster Bescheidenheit und Schonung zu Werke ginge, das Gute erreicht werden würde, ohne meiner Ruhe nachtheilig zu sein.

Ich übernahm also, ohne mich zu nennen, die Theater-Anzeigen in der Hof-Zeitung. Ob ich die zweite Vorschrift der Bescheidenheit und Schonung erfüllt habe, darüber erwarte ich von dem unparteiischen Leser dasselbe Zeugniß, welches mir mein eigenes Gewissen gibt. Man sehe nur zum Exempel, mit welcher fast beispiellosen Schonung ich das Schauspiel: der Tag der Erlösung behandelt habe.

Dem allen ungeachtet erregten diese Kritiken einen Lärm, den man selbst mit angesehen haben muß, um ihn glaublich zu finden. Einige Schauspieler glaubten sich längst über jede Kritik erhaben und meinten, sie stünden nur noch da, um den Weihrauchdampf gefällig einzusaugen. Ein jeder hatte seine Partei, die er durch Schreien und Klagen in Bewegung setzte. Man suchte das Publikum zu überreden, ich, ein Fremder, wolle dem Geschmack der Wiener Gesetze vorschreiben; ich, ein Fremder, wolle ihnen fremde Schauspieler aufdringen, und diesen sogar Künstlervorzüge einräumen vor Männern, die doch das große Verdienst hätten, zwanzig und mehr Jahre auf dem Theater gepredigt zu haben. Das Geschwätz fand Eingang, das Publikum wurde wirklich unruhig im Schauspielhause. Es nahm Partei, es

klatschte, es zischte, und der Lärm wurde endlich so arg, daß die Direktion es für's Beste hielt, dem Strome zu weichen, und das dem Redakteur der Hof-Zeitung gethane Versprechen zurückzunehmen.

Wenn man nach dieser kurzen getreuen Erzählung nunmehr die Kritiken selbst liest, so wird man es kaum für möglich halten, daß Urtheile, in diesem Tone abgefaßt, eine so allgemeine Sensation hervorbringen konnten, und es gehört ganz die ausgebreitete Bekanntschaft mit Theater-Kabalen dazu, um sich nicht darüber zu wundern.

Das ist also die hämisch vorgetragene und hier ganz einfach entwickelte Geschichte jener kurzen Nachrichten, deren Erscheinung durchaus auf keinem vorhergehenden Plan gebaut war, sondern einzig und allein dem Wunsch des Redakteurs ihr Dasein verdankte, welches er selbst bezeugen kann, und auf Verlangen auch gewiß bezeugen wird. Auch hatte, wie schon erwähnt worden, die ganze Sache in der Folge gar keinen weitern Einfluß.

Ueberhaupt sind die Wiener zwar leicht gereizt, aber nicht nachtragend. War die Kritik dem Publikum wirklich anstößig gewesen, so ließ man mich es doch nicht entgelten, als bald darauf meine beiden Schauspiele: das Epigramm, und: das Schreibpult zum ersten Mal gegeben wurden. Denn beide fanden eine Aufnahme, die meine kühnste Erwartung übertraf.

Daß der Neid dabei nicht immer ein ruhiger Zuschauer blieb, ist in der Ordnung. Er breitete unter andern im

Herbst des Jahres 1798 eine Verleumdung aus, die nicht allein in Wien sehr weit um sich griff, sondern auch in vielen Zeitungen mit so eiliger Schadenfreude verbreitet wurde, daß ich es für nothwendig halte, auch hierüber einige Worte zu sagen.

Es entstand nämlich plötzlich das Gerücht: ich sei arretirt, auf einer Festung eingesperrt, oder über die Grenze transportirt worden. Warum? — das wußte man nicht; darum bekümmerte man sich auch nicht. Genug, es sollte so sein, und man behauptete es mit einer so unbegreiflichen Hartnäckigkeit, daß man sogar unter meinen Fenstern auf dem Michaelerplatz einem meiner Freunde, welcher versicherte, mich eben verlassen zu haben, lächelnd antwortete, das könne nicht sein, denn ich sei längst fort.

Dies sonderbare Gerücht hatte, wie sich bei einiger Nachforschung ergab, in den niedern Ständen angefangen, und war aus diesen zu den höheren übergegangen, welches sonst umgekehrt zu sein pflegt. Aber eben dieser Umstand verräth seinen Ursprung.

Es war überhaupt ein Kunstgriff einer gewissen Gattung von Menschen, wenn sie mir auf keine andere Weise beikommen konnte, meine politischen Grundsätze verdächtig zu machen, um mich mit dem ehrlosen Beinamen eines Jakobiners zu brandmarken. So wie man vor ein paar hundert Jahren nichts weiter bedurfte, um einen Mann von Kopf zu verschreien, und das: hic niger est ihm anzuheften, als die beweislose Beschuldigung, er sei ein

Ketzer, so ist jetzt an die Stelle des Ketzers der Jakobiner getreten. Der Begriff von diesem wie von jenem ist unbestimmt, dunkel, vieldeutig, und eben daher so außerordentlich bequem für kleine Menschen, die Lust haben, zu verleumden. Es ist bei diesem, so wie es bei jenem war, so leicht, Beweise dafür zu finden. Denn ein gescheiter Mann wird doch irgend einmal ein Wort gesagt haben, das sich, sei es auch noch so unschuldig, nach boshaftem Belieben deuten ließe. Wohl dem Menschen, der unter einer Regierung lebt, die auf solches Geschwätz nicht achtet, den Wandel ihrer Bürger prüft, und wenn sie den rechtlich findet, mütterlich die Flügel über sie ausbreitet.

Eine solche Regierung ist die österreichische, und mit empörtem Unwillen habe ich in den Staats-Anzeigen die unverschämtesten Lügen über die geheime Polizei in Wien gelesen. Ich war fünf Vierteljahre lang ein Einwohner Wiens; ich vermuthe sogar, daß man Anfangs nicht das größte Zutrauen in meine politischen Gesinnungen setzen mochte. Dem ungeachtet bin ich nie, auch nur auf die entfernteste Weise, beunruhigt worden, und ich kann es als die sicherste Wahrheit verbürgen, daß ein Jeder, der in Wien gesetzlich lebt, dort im Grunde weit freier ist, als unter dem eisernen Scepter der Pariser Pantarchen, die, wie man bei der neuesten Umwälzung des Direktoriums mit Schaudern gesehen hat, weit mehrere Opfer der Eigenmacht in finstere Kerker stürzten, als vormals in der Bastille schmachteten.

Man darf überhaupt nur wissen, welch ein humaner und aufgeklärter Mann an der Spitze der geheimen Polizei in Wien steht, man darf den Grafen Saurau nur kennen, um den Verfasser des zusammengerafften Artikels in den Staats-Anzeigen zu verachten.

Jene boshaften Winke über meinen vorgeblichen Jakobinismus haben daher auch nie meine Ruhe nur einen Augenblick getrübt. Die beste Art, sie zu widerlegen, war meine untadelhafte Lebensweise, meine gewohnte Häuslichkeit, meine Entfernung von Allem, was nur Geräusch macht.

Weil es aber leicht geschehen könnte, daß auch in Zukunft an diesem oder jenem Orte meines künftigen Aufenthalts, böse Buben sich abermals jenes abgedroschenen Kunstgriffs bedienen möchten, um mich den Machthabern verdächtig zu machen; so ergreife ich diese günstige Gelegenheit, um hier Ein- für Allemal zu erklären: »daß ich aus mir wichtig scheinenden Gründen die monarchische Regierungsform für die beste halte, und bis an meinen Tod fest an ihr hängen zu wollen, hiemit feierlich versichere! — daß dieser reiflich erwogene Entschluß durch die Zeitgeschichte der letzten zehn Jahre in mir noch mehr befestigt worden; — daß, so glänzend auch jede andere Theorie sein mag, ich doch überzeugt bin, daß bei dem Uebergang zur Praxis aus dem schimmernden Irrlicht eine verzehrende Flamme wird; — daß man bei solchen Theorien Alles kalkulirt, nur die Leidenschaften der Menschen nicht, welche doch gerade da den meisten Spielraum gewinnen; — daß ich

den Republiken ihre glänzenden Epochen nicht beneide, weil ihr Glanz gewöhnlich im umgekehrten Verhältnisse mit ihrer innern Glückseligkeit steht; es sind Schauspieler, die auf der Bühne Millionen verschenken, während sie zu Hause Salz und Brot essen; — daß ich glaube, auch die beste Revolution könne höchstens nur kommende Geschlechter beglücken, und daß ich denjenigen für einen bedauernswürdigen Schwärmer halte, der seine gegenwärtige Ruhe, sein Vermögen und Leben aufopfert, um seinen unbekannten Kindeskindern eine noch sehr problematische Glückseligkeit zu verschaffen; — daß ich aus allen diesen und mehreren für mich sehr überzeugenden Gründen mich nie, auch nur auf die entfernteste Weise in irgend eine Art von Revolution mischen würde, ohne vorher ein Narr oder ein Schurke geworden zu sein.“ —

Ich betheure dies Alles in einem Augenblicke, wo ich in der angenehmen Lage bin, mir einen selbst beliebigen Aufenthalt wählen zu dürfen, und ich eben so leicht meinen Wohnsitz in Frankreich, als in irgend einem monarchischen Staate fixiren könnte. Es ist daher mein freier, blos durch Vernunft und Erfahrung bestimmter Entschluß, daß ich leben und sterben will unter einem guten Fürsten, der mir, wenn ich gesetzlich vor ihm wandle, Ehre, Person und Eigenthum sichert; mehr verlange ich nicht, und eben das hat heutzutage in Frankreich noch Niemand gefunden.

Nach dieser Abschweifung komme ich nunmehr auf die Begebenheiten, welche in mir den Entschluß bewirkten, mein Amt niederzulegen.

Zuerst muß ich dem Leser deutlich machen, wodurch ich die Gunst eines Theils der Wiener Hof-Schauspieler verscherzte und verscherzen mußte. Es waren hauptsächlich folgende Ursachen:

Erstens: Den schon längst bestehenden Gesetzen gemäß, sollte zwar pünktlich alle drei Wochen ein neues großes Schauspiel geliefert werden, das war aber nun in einer Reihe von Jahren nie geschehen, sondern man begnügte sich, nach Bequemlichkeit, zehn bis zwölf Stücke das ganze Jahr hindurch aufzutischen. Da nun das Wiener Publikum, so gut wie jedes andere, Liebhaber von nouveautés ist, und da überdies die Hof-Schauspieler jährlich einen ganzen Sommermonat ihrem Vergnügen widmen dürfen, so wurde, auf meinen Vorschlag, beschlossen, dieser Bequemlichkeit nicht länger nachzusehen.

Der Vortheil, aus einer Gesellschaft von mehr als vierzig Personen wählen zu dürfen, gewährte mir die Möglichkeit, oft zwei Stücke zu gleicher Zeit gut besetzen zu können, ohne daß Eine Person deshalb zwei Rollen zu übernehmen genöthigt gewesen wäre.

Das Publikum war äußerst zufrieden mit dieser Auffrischung eines alten Gesetzes, nur ein Theil der Schauspieler, besonders der edle Briefsteller, war, aus leicht begreiflichen Ursachen, äußerst unzufrieden damit. Sie sagten: »Man müsse das Publikum nicht verwöhnen — man werde nicht so viele neue Stücke finden — man behandle sie wie Kühe, die man so lange melke, bis endlich

Blut komme" — und was dergleichen Schnickschnack mehr war. Ich verwies sie lachend auf Iffland's Direktion, unter welcher der Fleiß noch weit hervorstechender ist.

Zweitens: Da vormals der Ausschuß die Rollen besetzte, so war daraus eine Art von Oligarchie entstanden, welche die natürliche Folge hatte, daß größtentheils nur die Mitglieder des Ausschusses oder ihre Lieblinge gute Rollen bekamen. Ferner: daß oft von den wichtigsten Stücken, z. B. Hamlet, Klara von Hoheneichen u. s. w., nur ein paar Rollen gut besetzt wurden, theils, damit diese paar allein da stehen, und desto auffallender glänzen möchten; theils, damit keiner von den Matadors genöthigt werde, auch einmal eine untergeordnete Rolle zum Vortheil des Ganzen zu übernehmen.

Diesem höchst schädlichen Mißbrauch versuchte ich zu steuern. Ich verschaffte jedem Talent Gelegenheit, sich zu entwickeln, und stellte zugleich, wo der Vortheil des Ganzen es erheischte, auch die sogenannten ersten Schauspieler auf Plätze, die ihnen unbedeutend schienen, weil sie nicht wußten, oder nicht wissen wollten, daß Eine verzeichnete Nebenfigur oft dem ganzen Gemälde Schaden thut. Doch bewirkte ich das immer nur bittweise, und Mehrere unter ihnen (ich bekenne es hier dankbar), zum Beispiel Madame Adamberger, Herr Lange, Herr Koch, haben auf die gefälligste Weise meine Bitten erfüllt, und öfter bewiesen (was vielleicht Andere zu beweisen sich nicht getrauten), daß sie auch in kleinen Rollen groß bleiben konnten.

Drittens: Ein fürchterlicher Stein des Anstoßes waren die neuen durch meine Vermittelung engagirten Schauspieler. Ohne ihre Erscheinung wäre vielleicht nie die Flamme zum Ausbruch gekommen. Aber da gab es so Manche, die nur allein glänzen wollten, und die einen solchen Eingriff in ihre verjährten Rechte unmöglich verzeihen konnten. Jedes Beifallszeichen, welches die Neuen erhielten, zerriß ihr Herz — es blutete Gift — und, damit man mich nicht der Uebertreibung anklage, so werfe man nur einen flüchtigen Blick auf einige der gegen mich vorgebrachten Beschuldigungen, um sich zu überzeugen, wie ungeheuer bei Manchen die Eitelkeit war, die sich verwundet fühlte.

Hiezu kam nun endlich Viertens: der Verlust des Ansehens und der Macht, welche vor meiner Ankunft der Ausschuß behauptete. Freilich schon mehr als zu viel, um den Haß gegen mich zu nähren. Indessen glimmte das Feuer unter der Asche, und erst im Monat November — als ich durch eine Krankheit genöthigt wurde, eine Zeitlang das Bett zu hüten — benutzte man eilig den günstig scheinenden Zeitpunkt, um täglich neue Verleumdungen gegen mich auszuspeien; ja, — sollte man es wohl für möglich halten! — unter der Larve der Freundschaft und Ergebenheit war sogar ein Tagebuch gehalten worden, in welches man jedes verfänglich scheinende Wort, mit sorgfältiger Bemerkung des Datums aufgezeichnet hatte, um es vielleicht einst gegen mich brauchen zu können.

— Ich sollte freilich den Urheber dieses teuflischen Verfahrens hier deutlicher bezeichnen, und ihn seiner verdienten Strafe Preis geben; aber — ich will mich ja nur rechtfertigen, nicht rächen. Jenes muß ich um meiner Ehre willen; dieses würde mich herabwürdigen.

Die Hauptklagen, die von einem unberufenen Wortführer gegen mich vorgebracht wurden, waren: ich despotisire die Gesellschaft; ich behandle sie nicht als Künstler; ich sei parteiisch für die neuen Mitglieder u. dgl. m.

Sobald ich dies erfuhr, drang ich selbst auf die strengste Untersuchung, und — da behauptet worden war, es sei nur Eine Stimme gegen mich unter der Gesellschaft — beschloß der Baron von Braun, sämmtliche Mitglieder derselben vorrufen zu lassen, damit jedem etwa gekränkten Theile Gerechtigkeit widerfahre. Damit aber auch ein Jeder seine wahre und vorher unbestochene Meinung zu Protokoll geben möchte, ward, bei der Tages vorher geschehenen Einladung, Niemanden bekannt gemacht, wovon eigentlich die Rede sein werde.

Wie nothwendig diese Maßregel war, erhellt aus dem eigenen, naiven und klagenden Bekenntniß des Briefstellers: »daß die Kürze der Zeit und die Entfernung der Wohnungen in einer so großen Stadt, der Gesellschaft nicht erlaubt habe, sich ihre Vermuthungen mitzutheilen, oder wohl gar Verabredungen zu nehmen und Maßregeln zu ergreifen.«

Recht, mein Herr! eben das wollte Baron von Braun

vermeiden, weil es hier bloß darauf ankam, daß ein Jeder seine Herzensmeinung ohne vorhergegangene Verabredung sage. Denn wenn die Stimmung gegen mich so allgemein war, wozu war denn Verabredung nöthig?

Der Briefsteller führt dabei noch den höchst geringfügigen Umstand an:

»daß ich, als die Gesellschaft sich versammelt habe, Mehreren aus derselben auf der Treppe begegnet sei, als wolle ich keinen Antheil an der Verhandlung nehmen« —

und sucht darin etwas Arges.

Ich habe mich lange hin und her besonnen, ob ich denn, bevor die Untersuchung anhub, wirklich noch ein Mal die Treppe hinunter gegangen? und warum ich das gethan? — Die Sache selbst ist aber so sehr klein, daß ich mich nie darauf besonnen haben würde, wenn mich nicht glücklicherweise, nachdem dieser Aufsatz bereits zum Druck fertig war, ein Brief aus Wien daran erinnert hätte. Die Schauspieler nämlich sollten nach ihrer Ancienneté vorgerufen werden; die Anciennetéliste aber hatte mir der Baron von Braun einst geliehen, da ich, bei meiner Ankunft, den älteren Mitgliedern eine Visitenkarte zusenden wollte; jetzt war die Liste nöthig; ich hatte sie in meinem Pulte vergessen; meine Wohnung war nicht hundert Schritte entfernt; ich holte sie also. Das ist das große Geheimniß! — Ich wüßte auch gar nicht, warum ich gewünscht haben sollte, die Gesellschaft glauben zu machen, ich wolle keinen Antheil an einer Sache nehmen, die gerade mich allein anging?

Daß ich selbst bei der Untersuchung gegenwärtig war, sollte, statt der hämischen davon gemachten Auslegung, vielmehr dem Baron von Braun als ein Merkmal seiner feinen Schonung verdankt werden, da er Alles in der Stille abzuthun wünschte, und folglich keinen Fremden zur Aufnahme des Protokolls gebrauchen mochte. Es war ja noch kein Prozeß, es war gleichsam ein häuslicher Zwist, den ein Familienvater im Stillen abthut.

Ueberdieß konnte und durfte ich ja nichts Anders niederschreiben, als die wörtliche Aussage eines Jeden, die alsdann ein Jeder selbst wieder durchlas, und nur, nachdem er sie wörtlich eingetragen fand, eigenhändig unterzeichnete.

Mich selbst betreffend, bewies meine Gegenwart, nicht eisernen Muth, wie der Briefsteller meint, sondern nichts mehr und nichts weniger als ein gutes Gewissen. Ich hatte dem Baron von Braun versprochen, es möchte vorgehen was da wolle, mich auf keine Weise in die Untersuchung zu mischen, sondern blos zuzuhören und niederzuschreiben. Dies Wort habe ich redlich gehalten.

Die Anschuldigung, daß die Rechtsform bei dieser Untersuchung nicht beobachtet worden, ist daher nur ein elender Behelf. Denn, noch Einmal: wo war Prozeß? — Der Briefsteller nennt mich den Beklagten. Wer hatte mich denn verklagt? — Es sollte ja eben erst ausgemacht werden, ob ich verklagt werden würde? — Das geschah nun aber nicht, denn von etwa vierzig Per-

sonen hatten einunddreißig gar nichts gegen mich einzuwenden.

Die Freiheit, seine Meinung zu erklären, war so wenig gefährdet, daß Hr. St*** sie sogar schriftlich von sich geben durfte. Aber was half das? — Enthielt seine Schrift darum etwa wichtigere Beschuldigungen, als die mündliche Deposition der übrigen? — Keineswegs. Alles was er vorbrachte, waren eben so nichtswürdige Lappalien, nur in einem ungesittetern Tone vorgetragen. — Aber freilich, der Weg der Verabredung war damals schon abgeschnitten, und das ist es eigentlich, was dem Briefsteller quält.

Er spricht von den Gedanken, die ich bei dieser Gelegenheit gehabt haben soll. Drolliger Mensch! nun wähnt er sich gar ein Gott, der Herzen und Nieren prüft.

Er sagt, vota majora wären gegen mich gewesen, und — weil er doch noch selbst fühlte, daß diese Lüge gar zu ungeheuer sei — so setzt er gleich hinzu: »oder doch gewiß saniora.« Nun meinethalben möge er diesen aus seiner Eitelkeit gepreßten Balsam in seine blutende Wunde gießen.

Er sagt: »meine Hand habe beim Niederschreiben gezittert.« Kleiner Mensch, das ist ja wieder nicht wahr. Die unangenehmen Wahrheiten und Bitterkeiten, die mir in's Gesicht gesagt worden sein sollen, möge das Publikum selbst prüfen, und entscheiden, ob es wohl der Mühe werth gewesen wäre, dabei zu zittern.

Daß das Gesellschaftszimmer, in welches nach geschehener Untersuchung ein Jeder eintrat, verschlossen gewe-

sen sei, ist eine künstlich gestellte Lüge. Die Thür, durch welche man hinein ging, war und blieb unverschlossen, und ein Jeder, dem etwa eine plötzliche Ohnmacht, oder sonst ein Bedürfniß angewandelt hätte, konnte auf dem nämlichen Wege eben so leicht wieder heraus gehen, als er hinein gegangen war. Ohne einen solchen Zufall aber war es ohnehin die Pflicht eines Jeden, darin zu verweilen bis nach geendigter Untersuchung, da sein Chef es befahl.

Die künstliche Lüge bezieht sich eigentlich auf eine andere Thür des nämlichen Zimmers, welche in ein Vorzimmer führt, wirklich verschlossen war, und gewöhnlich immer verschlossen ist, wie Jeder weiß und bezeugen kann, der im Hause des Baron von Braun bekannt ist und wie der edle Briefsteller gewiß selbst wußte. — Ob diese Thür überhaupt existirte oder nicht, das konnte einem Jeden sehr gleichgiltig sein, er müßte denn Lust gehabt haben, durch dieselbe mit der noch rückständigen Gesellschaft verstohlen zu kommunizieren, und Verabredungen zu treffen; welches man fast vermuthen muß, da sonst wohl wahrscheinlich keiner auf den Einfall gekommen sein würde, einen Versuch zu machen, ob die Thür offen oder verschlossen sei?

Als ich den famösen Brief bis hieher gelesen hatte, war ich sehr begierig zu sehen, welche Wendung der ehrliche Briefsteller genommen haben würde, um das Resultat der Untersuchung zu verdrehen, oder gar dem Auge zu entrücken; denn dieses Resultat allein mußte, ohne

weitere Ueberlegung, seinen Lügengeist plötzlich entlarven. Aber wie erstaunte ich, als ich dasselbe, in einer Einzigen Zeile, folgendergestalt abgefertigt fand. »Indessen erschien das versprochene und so sehnlich gewünschte Resultat des Verhörs noch immer nicht; wohl aber erhielt Hr. v. Kotzebue mittlerweile per decretum die Entlassung von seinen Diensten.»

Ei! Ei! Herr Briefsteller! wo ist Ihr Gedächtniß? Ich sehe geschwind noch Einmal nach dem Datum Ihres ehrlichen Sendschreibens, ich finde den Ersten Januar, und Sie hätten damals noch immer nichts von dem so sehnlich gewünschten Resultate gewußt? — Haben Sie denn die guten, aber leider fruchtlosen Lehren schon vergessen, die Sie darin erhielten? — Haben Sie vergessen, daß Ihre ehrliche Anklage für gänzlich falsch und grundlos erklärt? — daß Sie bei angedrohter Strafe zur Ruhe verwiesen — daß Sie ermahnt wurden, in Zukunft mehr Achtung für die Ruhe Ihrer Mitbürger zu hegen, und das Gute, welches Sie auf der Bühne vortragen, auch im gemeinen Leben zu üben? —

Wirklich, Hr. Briefsteller, davon hätten Sie doch auch ein Wörtchen sagen müssen, denn nun hat ja die Geschichte eigentlich kein Ende.

Doch! — nach Ihrer Meinung hat sie Eines, nämlich meine mittlerweile geschehene Entlassung.

Dies mittlerweile ist Ihnen wieder so entschlüpft. Sie wissen recht gut, daß, im Gefühl der Erhabenheit über

Sie und Ihres gleichen, im Gefühl der niederträchtigsten erlittenen Kränkungen, und um solchen, meiner Gesundheit und Ruhe wegen, für die Zukunft auszuweichen, ich zugleich mit meiner Vertheidigung gegen Ihre einzigen Anklagen, auch die Bitte um meine Entlassung verband; daß mir diese von der Direktion, der meine Unschuld klar vor Augen lag, sehr ungern bewilligt wurde; daß Se. kaiserl. Majestät selbst, die gegen mich vorgebrachten Beschuldigungen für völlig nichtsbedeutend erklärten; daß Sie mir eine Pension von tausend Gulden bewilligten, mit der Erlaubniß sie zu verzehren wo ich wolle, und unter der Bedingung, meine Arbeiten an das Wiener Hoftheater zuerst, nicht aber allein zu senden. Sie, mein unwissender Freund, wissen ferner recht gut, daß im ganzen Publikum über Ihr edles Verfahren nur Eine Stimme war, und daß ich, durch die unzweideutigsten Merkmahle der Liebe und Achtung des Publikums entschädigt, von Wien geschieden bin.

Widersprechen Sie mir doch, wenn Sie können.

Und Sie allein harrten am Ersten Januar noch immer sehnsuchtsvoll auf das erwünschte Resultat? — Armer vergeßlicher Mann! — Ja wenn es nur erwünscht gewesen wäre, nicht wahr? dann hätten Sie schon auch ein Wörtchen davon zum Besten gegeben.

Am Schlusse des famösen Briefes sucht der Verfasser noch Einmal die wackern Einwohner Wiens zur Theilnahme an seinem Hasse zu bewegen, indem er die unverschämte

Lüge, daß sie von mir gering geachtet würden, noch Einmal mit beispielloser Frechheit wiederholt.

Er würde diese giftige Behauptung gewiß unterdrückt haben, wenn er vorausgesehen hätte, daß eben diese mir beim Schluß meiner abgenöthigten Beantwortung, beim Schluß meiner so höchst unangenehmen Arbeit, Ersatz für die verlorne Zeit und traurige Beschäftigung gewähren würde, indem sie mir Gelegenheit verschafft, meine Achtung und Liebe für einen großen Theil der Einwohner Wiens hier öffentlich an den Tag zu legen, und folglich aus den widerwärtigsten Empfindungen in die sanftesten überzugehen.

Ich werde vielleicht Wien nie wiedersehen; aber unvergeßlich bleibt mir die Aufnahme, die ich daselbst in den besten Häusern gefunden; unvergeßlich die zuvorkommende Gastfreiheit des Einen; die biedere Herzlichkeit des Andern; die feine Geselligkeit des Dritten; hier zwanglose Freude, dort ungesuchter Witz; hier die geschmackvollsten Lustbarkeiten, dort die feineren Vergnügungen der höheren Bildung; überall Sittlichkeit, in der zartesten Vereinigung mit Geradheit, diesem eigenthümlichen Charakter der Oesterreicher. — O! wenn es in Wien keinen Staub und keine Tagebücher gäbe, wo fände man einen reizenderen Aufenthalt!

Man halte mich nicht der Schmeichelei verdächtig. Ich habe nichts mehr von den Wienern zu hoffen oder zu erwarten. Ich sage auch nicht, daß sie Alle dem Bilde glei-

chen, das ich hier aufstellte; aber die, die ich näher kenne; die, in deren Umgang ich so oft Erholung fand, waren so, und wie undankbar müßte ich sein, wenn ich ihrem Andenken nicht die liebevollste Hochachtung in meinem Herzen bewahrte.

Ich weiß, daß sie auch meiner mit Liebe gedenken. Ich weiß es gewiß, weil ich mir bewußt bin, es verdient zu haben. Denn ich darf frei auftreten, und mit der innigsten Ueberzeugung behaupten: daß — wenn ich das verflossene Jahr zurück wünschen könnte, um die nämliche Laufbahn noch einmal zu beginnen — ich durchaus in keinem meiner Verhältnisse, weder als Beamter noch als Mensch, anders handeln könnte und würde, als ich gehandelt habe. — Nur Eines habe ich mir vorzuwerfen: das Vertrauen, welches ich, trotz aller Warnungen, dem wackeren Briefsteller schenkte. — Aber macht dies getäuschte Vertrauen meinem Herzen Schande?

Beilage A.

Sämmtliche, bei der Untersuchung gegen mich vorgebrachte, und wörtlich kopirte Klagen, sammt meiner Beantwortung, so wie solche der k. k. Obersten Hoftheater-Direktion eingereicht worden.

(Die meisten Noten rühren nicht von mir, sondern von einem meiner Freunde in Wien her, dem ich diese Bogen zum Durchlesen geliehen hatte.)

Die beiden wichtigsten, jedem Eintretenden vorgelegten Fragen waren (wie der Briefsteller ganz richtig angeführt hat):

1. Hat Ihnen Hr. v. Kotzebue jemals etwas Unbilliges, oder den Gesetzen Zuwiderlaufendes zugemuthet?

2. Hat er jemals die Schranken der Höflichkeit oder des Wohlstandes gegen Sie verletzt? — Beide wurden, sowohl per vota majora als saniora mit einem einstimmigen Nein beantwortet, und dadurch auf Einmal der Vorwurf der Despotie, oder der einem Künstler nicht geziemenden Behandlung gänzlich widerlegt.

Auf die Frage: ob sich irgend Einer persönlich von mir gekränkt fühle? — erfolgten die Klagen, die ich hier wörtlich mittheile.

1. Herr Müller Vater hat geklagt: daß er einige Rollen in Stücken von wenig ästhetischem Werth erhalten, die er bei seinem Alter für ein- oder zweimal einstudiren müssen."

Diese Klage ist zwar nicht ganz ungegründet, indem Hr. Müller wirklich in der Tochter der Natur und im Doktor Tonuccio Rollen übernommen, die er fast vergebens hat auswendig lernen müssen. Ich glaube aber, daß dies weniger mir, als dem Zufall, und dem vorher nicht zu berechnenden Schicksal eines Schauspiels zugeschrieben werden müsse. Denn was den ästhetischen Werth betrifft, so hat über Lafontaine's Tochter der Natur Kritik und Publikum überall vortheilhaft entschieden, und Wien ist der einzige Ort, wo dieses Produkt eines deutschen Lieblings-Schriftstellers mißfallen hat. Auch Doktor Tonuccio hat sein Schicksal gewiß nicht verdient. Der Verfasser des-

selben ist ein durch seinen Freemann, durch seinen Landprediger von Wakefield u. s. w., gewiß nicht unrühmlich bekannter Schriftsteller. Freilich ist es unangenehm, und gewiß selbst der Direktion verdrießlich, wenn ein Mann von Hrn. Müllers Alter und Verdiensten diese oder jene Rolle vergebens lernte. Aber ist denn etwa dieser Zufall Hrn. Müller zum Ersten Male, und nur unter meiner Regie widerfahren? Ich darf nur unter den neuesten Beispielen den Ritter Hans in den ausgezischten Liebhabern im Harnisch anführen *). Der vorige Ausschuß war also nicht glücklicher als ich.

2. **Madame Stephanie** hat, ihrem eigenen Ausdruck gemäß, blos über das Allgemeine und im Ganzen geklagt. Das soll also wohl mit andern Worten heißen: sie hat über das geklagt, worüber sie Alle klagen. Dabei ist nur von ihrer Seite ein kleiner Irrthum vorgefallen, denn sie scheint vorausgesetzt zu haben, daß sie Alle klagen würden. Da nun aber 23 Personen, und folglich Dreiviertel der ganzen Gesellschaft, nicht die geringste Beschwerde

---

*) Ein Ritterstück von Herrn Ziegler, in welchem ein Burgvogt bis an den Hals in die Erde gegraben wird, wo er einen ganzen Akt hindurch aushalten muß. Es erscheinen überdies eine Menge Türken-Köpfe auf der Bühne. — Auch in einem seiner neuesten Produkte, das Petschaft, spielt ein Kopf von Wachs die Hauptrolle. — Lessing hat wohl Recht: man spricht am liebsten von dem, was man nicht hat.

gegen mich vorgebracht haben *), so folgt daraus, daß im Allgemeinen und im Ganzen eigentlich gar nicht über mich geklagt worden, daß Madame Stephanie sich der Mehrheit der Stimmen anschließt, und daß ich folglich so glücklich bin, in ihren Augen gänzlich schuldlos zu erscheinen.

3. **Herr Brockmann** hat als erlittene Kränkung angeführt, daß, da ich ihm auf seine eigene Bitte die Rolle in den Unglücklichen abnahm, und sie Herrn Koch zutheilte, ich dabei geäußert, »es sei mir gleichgiltig, ob er oder Herr Koch sie spiele, und nur dann, wenn viel Anstand und Würde zu dieser Rolle nöthig sei, würde ich sie lieber von Herrn Brockmann spielen sehen.«

Diese Klage zeugt von so kindischer Eitelkeit, daß ich mich fast schäme, sie zu beantworten, und besonders, wenn

*) Zu diesen dreiundzwanzig Personen müssen auch noch ferner Herr Koch mit seiner Tochter, Herr und Madame Stollmers, die Herren Roose, Grohmann, Lippert und Weinmüller gerechnet werden, die sämmtlich nicht gegenwärtig waren, aber gleichfalls keine Klage hatten. Folglich waren in Allem auf Seiten des Hrn. v. Kotzebue Einunddreißig Personen; gegen ihn dreizehn, worunter noch fünf bis sechs sich nur über einzelne Kleinigkeiten beschwerten, im Ganzen aber mit seiner Verwaltung zufrieden waren.

Es waren also eigentlich kaum sieben oder acht Personen, die ihn fort wünschten, um aus ihrem Mittel den vormaligen bequemen Ausschuß wieder herzustellen.

mich die Erinnerung ergreift, wie sehr ich bei jeder Gelegenheit, als Kenner und als Freund, Herrn Brockmann's wahres und unbezweifeltes Verdienst ausgezeichnet habe, so glüht eine Schamröthe auf meinen Wangen, die wahrlich eigentlich auf den seinigen glühen sollte. Fügt man nun noch hinzu, daß ich selbst jene unbedeutenden Worte noch durch ein Kompliment würzte, welches ich vor dem Richterstuhle der Kritik, und vor dem Throne der Natur vielleicht nicht einmal verantworten könnte — in welchem Lichte erscheint dann Herr Brockmann! — ist es denn etwa eine Schande, in dieser oder jener Rolle nicht über, sondern nur neben Herrn Koch zu stehen, den ganz Deutschland unter seine ersten Künstler zählt? — Ich schweige von den freundschaftlichen Verhältnissen, in welchen ich mit Herrn Brockmann gestanden, denn in welchem Lichte erschiene er dann! —

4. **Herr Ziegler** hat geklagt: »Erstens, daß ich bei Gelegenheit seines »Lorbeerkranzes« gesagt habe: ich würde es nicht wagen, in meinen Schauspielen die Monarchen so in die Schule zu führen.«

Ich kann hierauf nichts anders erwiedern, als was ich ihm selbst schon vor einem halben Jahre geantwortet habe nämlich: ja es ist wahr, ich würde es nie wagen, denn duo si faciunt idem, non est idem, und es ist leider zur Genüge bekannt, wie oft mir in meinen Schauspielen jedes unschuldige Wort hämisch ausgelegt und verdreht wird.

Wie aber Herr Ziegler aus diesem Vortheil, den er über mich hat, einen Klagepunkt gegen mich hat machen, und wie er eine Beleidigung darin hat sehen können, das ist mir unbegreiflich. Für edler würde ich es gehalten haben, sich jenes Vorzuges im Stillen zu freuen.

Seine zweite Klage betrifft den Umstand: daß die Aufführung seines neuesten Stückes: das Petschaft, etwas weiter zurückgesetzt worden, als seine Autorliebe gewünscht hat, und daß es sogar dem Doktor Tonuccio nachgesetzt worden sei.

Hierauf erwiederte ich Erstens: Als Herr Ziegler sein Stück fertig einlieferte, da waren Lohn der Wahrheit und Doktor Tonuccio bereits ausgeschrieben und ausgetheilt. Zweitens: Doktor Tonuccio sollte einige Tage früher als Lohn der Wahrheit gegeben werden, wie solches die damalige Austheilung noch beweisen kann. Herr Schütz wurde aber krank, und ich berufe mich auf sein Zeugniß, wie auch auf das Zeugniß seiner Gattin, mit welcher ich im Theater darüber gesprochen, daß blos um dieser Krankheit willen die Aufführung bis nach dem Lohn der Wahrheit verschoben werden mußte. Drittens habe ich alles dieses zu seiner Zeit dem Herrn Ziegler selbst mehrmals gesagt und erklärt, ohne daß er eine Unzufriedenheit geäußert hätte. Endlich Viertens: wenn auch alles dieses nicht wäre, so frage ich, mit welchem Rechte ein Autor der Direktion die Zeit vorschreiben kann, wann dieselbe, mit Unterbrechung ihrer ganzen gewöhnlichen Ordnung, ein Stück aufführen

soll? und wie ein Autor eine solche, blos Eitelkeit verrathende Ungeduld zu einem Klagepunkt zu machen sich unterstehen darf?

Eine dritte der zweiten angehängte Klage betrifft folgende von mir gesagte Worte: »Glaubt Herr Ziegler etwa, daß ich sein Stück aus Autorneid zurückgesetzt? wenn ich dessen fähig wäre, so würde ich mir lieber eine Kugel vor den Kopf schießen.« Diese Worte habe ich wirklich gesagt, weil sie meines Herzens Meinung sind, und weil ich eine noch weit weniger edle Todesart verdienen würde, wenn ich so sehr tief gesunken wäre, Herrn Ziegler zu beneiden. Eine Beleidigung kann ich übrigens hierin auch nicht finden, denn seit wann ist es denn ein Verbrechen, zu sagen, daß man Niemand beneide? und es steht Herrn Ziegler ja vollkommen frei, das Nämliche von mir zu sagen.

Bei der vierten sogenannten Klage, muß man: Risum teneatis amici! ausrufen, denn sie betrifft nichts weniger als das große Verbrechen, daß ich mich unterstanden Frau v. W. zu fragen: ob sie die kleine Rolle im Petschaft annehmen müsse*), weil ich gesonnen sei, ihr eine schöne Rolle im rächenden Gewissen zuzutheilen**).

---

*) In Wien besetzen die Autoren, wenn sie wollen, ihre Stücke selbst; Frau v. W. hatte daher diese Rolle von Herrn Ziegler erhalten.

**) Das »rächende Gewissen« ist eine von Herrn v. Kotzebue herrührende Umarbeitung der Zauberin Sidonia von Zschokke. Bei der Strenge der hiesigen Censur mußte das Original noth-

Ich mag mich anstrengen wie ich will, so sehe ich nicht ab, wie man darin eine Beleidigung finden könne? wohl aber finde ich es mehr als dreist, die Direktion deshalb mit einer Klage zu behelligen.

Seine fünfte und letzte Klage endlich, betrifft die von mir geäußerte Vermuthung, daß Herr Ziegler wohl bei dem Hrn. Censor gegen das Schauspiel das rächende Gewissen gesprochen haben könne.

Auch hierin suche ich vergebens eine Beleidigung, denn wenn Herr Ziegler wirklich dagegen gesprochen hat, so hat er es vermuthlich aus wahrer Ueberzeugung gethan, und da er gar keine Pflicht auf sich hat, diese seine Ueberzeugung mir zu Gefallen zu unterdrücken; so konnte auch meine Vermuthung deshalb ihn keineswegs kränken, oder gar beschimpfen.

Ueberhaupt liegt in seinen sämmtlichen Klagen der redendste Beweis für meine Unschuld, da er, mit dem besten Willen mich anzugreifen, mir dennoch keine Blöße abgewinnen konnte, und daher gezwungen war, lauter Luftstreiche zu thun.

5. **Frau v. W.** hat geklagt: Erstens: »daß ich ihr in dem Trauerspiele »das rächende Gewissen" die zweite Rolle zugetheilt, indessen Dem. Koch die erste spiele."

Gesetzt, es wäre wahr — (welches ich doch geradezu

wendig viel verlieren. Hr. v. Kotzebue hat freilich durch diese Umarbeitung für die Casse gesorgt, aber auf Kosten des Verfassers.

läugnen muß, indem die Rolle der »Jolanda« ganz unwidersprechlich auch eine erste Rolle ist) — aber gesetzt, es wäre wahr: wo steht denn geschrieben, daß Frau v. W. immer nur die ersten Rollen spielen müsse? Glaubt denn Frau v. W. sie sei eine Katharine Jaquet? oder hegt sie auch nur den süßen Wahn, sie sei eine größere Schauspielerin als Dlle. Koch? — Es thut mir leid, ihr diesen schmeichelhaften Wahn benehmen zu müssen, indem ich zwar gern bekenne, daß Frau v. W. ihre Rollen mit Einsicht spielt, aber auch hinzu setzen muß, daß ihr kreischendes Organ, ihre weinerlich verzerrten Gesichtszüge, und einige andere üble Angewohnheiten — (zum Beispiel ein gewisses Absetzen in der Deklamation, welches man, um der Tonkunst einen Ausdruck abzuborgen, staccato nennen könnte) — ihr fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, sich bis zu dem Range einer großen Schauspielerin zu erheben *). Indessen läßt sich von ihrem Verstande, ihren Einsichten, und der Beihilfe einer empfehlenden Gestalt, noch vieles hoffen, wenn sie sich nur fleißig nach der Dlle. Koch bildet.

Uebrigens darf man nie vergessen, daß Dlle. Koch für die ersten tragischen Rollen hieher berufen worden, und

---

*) Mit Frau v. W. ist Hr. v. Kotzebue noch viel zu gelinde umgegangen. Sie fällt wirklich, besonders wenn man sie zum ersten Male sieht, sehr unangenehm auf, und nur die Gewohnheit kann sie erträglich machen. Indessen hat sie sich einen großen Anhang im Publikum zu erwerben gewußt. — Unter ihre üblen Angewohnheiten gehört auch noch, daß sie beständig mit dem Kopfe nickt.

folglich jederzeit den gerechtesten Anspruch darauf machen darf.

Ihre zweite Klage betrifft den Vorfall, daß ich, als sie einige Tage krank war, ihr die Rolle im leichten Sinn abgenommen, und selbige durch Dlle. Koch spielen lassen.

Hier hat Frau v. W. nicht allein Unrecht, sondern sie ist sogar straffällig, da in dem zweiten Punkt der Gesetze ausdrücklich enthalten ist: daß die Direktion das Recht hat, eine Rolle mehrfach zu besetzen, und Niemand dagegen Einwendungen machen darf. Das Stück stand auf der Austheilung; Dlle. Koch hatte die Rolle bereits vormals gespielt, und die Direktion hatte daher den Vortheil durch die Krankheit der Frau v. W. nicht genirt zu sein. Ueberdies konnte, bei der Ueberzeugung, die Frau v. W. von ihren größern Verdiensten hat, ihr dieser Rollenwechsel ja nur zum Triumph gereichen. Auch muß ich Frau v. W. an die Zeit erinnern, da sie es kühn wagte, bei einer Krankheit der Mad. Adamberger, ohne von der Direktion dazu aufgefordert zu sein, die Rolle der »Katinka« einzustudiren, und sich auf diese Art mit einer Schauspielerin zu messen, die so unendlich hoch über sie erhaben ist.

6. Herr Lange hat geurtheilt: »daß ich die Praxis mit der Theorie nicht gut zu verbinden wisse, weil ich bei einer neulichen Begebenheit ihm zugemuthet, zwei starke angreifende Rollen hinter einander zu spielen.«

Erstens hat Herr Lange sich hiebei eine irrige Voraussetzung zu Schulden kommen lassen, indem ich damals krank war, von jener ganzen Begebenheit nichts wußte, und der Herr Baron von Braun selbst das Stück, über welches er sich beklagt, angeordnet hatte.

Zweitens: wäre es aber auch wahr, daß ich behauptet hätte, man könne den Ethelwolt in der Elfriede und den Hellmuth im Lohn der Wahrheit, hinter einander spielen, zumal wenn man zwei Tage vorher und zwei Tage nachher frei war, so sehe ich doch noch nicht ein, wie man mir deshalb die Kenntniß der Praxis absprechen könne? die ich mir nunmehr schon seit siebzehn Jahren erworben zu haben glaube, da ich bereits in meinem zwanzigsten Jahre das damalige deutsche Hof-Theater in Petersburg eine Zeitlang zur allgemeinen Zufriedenheit dirigirt habe*).

7. **Herr Weidmann** und einige Andere haben mir Parteilichkeit gegen die neu engagirten Schauspieler vorgeworfen. Dieser Vorwurf ist für mich der schmerzhafteste; da ich mir innig bewußt bin, keine andere Parteilichkeit zu kennen, als die für das wahre Verdienst.

Es wird daher wohl nöthig sein, eine kurze Uebersicht von denjenigen neuen Rollen zu liefern, welche ich den Neuen zugetheilt habe.

---

*) Dies geschah während einer langwierigen Krankheit, und kurz nach dem Tode des Generals von Bawer, dem die Kaiserin eigentlich die Direktion übertragen hatte, im Jahre 1782 und 1783.

Herr Koch hat gespielt im Schreibpult den alten Hermann, eine kleine ganz subordinirte Rolle, indessen ich Herrn Brockmann die glänzende Rolle des Rath Erlen gab. Im Lohn der Wahrheit den Polizeikommissär Dankwart, abermals eine subordinirte Rolle, auf die gewiß Niemand Anspruch gemacht hätte. Im Gefangenen den Major, eine unbedeutende Rolle, der nur sein vortreffliches Spiel einige Bedeutung gab. In den Unglücklichen den Peter Falk, eine Rolle, die er blos aus Gefälligkeit gegen Herrn Brockmann übernahm.

Dlle. Koch hat gespielt: Im Lohn der Wahrheit die Julie. Als Autor habe ich das Recht meine Stücke zu besetzen, wie ich es für gut finde, und der laute, schon so oft wiederholte Beifall des Publikums, hat gezeigt, daß ich mich hier in meiner Wahl nicht irrte. Im Gefangenen die Louise, eine kleine Rolle ohne Bedeutung.

Hr. Roose hat gespielt: im Epigramm den Klinker, im Schreibpult den Dithelm, und im Gefangenen den jungen West; allerdings drei glänzende Rollen, von welchen aber hier nicht die Rede sein kann, weil ich sie ihm nicht als Regisseur, sondern als Autor zugetheilt habe.

Außerdem hat er noch gespielt: im Mann von Wort den Maring. Nach meiner Einsicht gebührt ihm diese Rolle, weil er für das muntere Liebhabersach engagirt worden. Ueberdies ist es auch damals Hrn. Klingmann freigestellt worden, mit Herrn Roose zu alterniren, worauf Herr Klingmann freiwillig Verzicht geleistet hat.

Die Rollen im Krug, und im Doktor Tonuccio wird ihm wohl Niemand beneidet haben, eben so wenig als die in der Margot, in den beiden Billets, dem Stammbaum und den Unglücklichen.

Mad. Stollmers hat gespielt: die Tochter der Natur; da es ihre einzige große Rolle war, das Stück auch noch obendrein mißfallen hat, so glaube ich nicht, daß sie dadurch sehr hervorgezogen worden. Die Rollen im Epigramm, im Schreibpult und im Lohn der Wahrheit sind lauter solche sehr untergeordnete Rollen, so wie auch die in den oben genannten kleinen Stücken *) wohl nicht geeignet sind, einer Schauspielerin großen Ruhm zu erwerben.

Aus dieser Uebersicht erhellt also: daß Herr Koch noch gar keine glänzende Rolle gespielt, wohl aber hie und da sich sehr gefällig hat einschieben lassen;

daß der Demoiselle Koch nur eine einzige gute Rolle, und zwar in meinem eigenen Stücke zu Theil wurde;

daß Herr Roose drei gute Rollen in meinen eigenen Stücken und nur eine einzige im Mann von Wort unter der Bedingung mit Herrn Klingmann zu alterniren erhalten hat;

und daß endlich Mad. Stollmers durch die einzige gute Rolle in der Tochter der Natur unmöglich hat hervorgezogen werden können.

*) Margot, Rösgen, Franziska Falk.

Wenn ich nun noch erinnere, daß Frau v. W. im Epigramm die Karolina; im Mann von Wort die Mad. Lestang;

daß Mad. Adamberger im Schreibpult die Sophie, daß Dem. Rößler im Mann von Wort die Julie;

daß Mad. Leifer in den Unglücklichen die Schauspielerin;

daß Herr Klingmann in der Tochter der Natur den Carl, im Schreibpult den Fähnrich, und im Lohn der Wahrheit den Wolgast;

daß Herr Lange im Mann von Wort den Lestang, und im Lohn der Wahrheit den Hellmuth;

daß endlich Herr Ziegler im Epigramm den Busch gespielt haben; so frage ich: wo ist, oder wo war Parteilichkeit? Sollten etwa durchaus die Neuen keine Gelegenheit erhalten, ihr Talent zu zeigen? Das kann ich unmöglich von Schauspielern voraussetzen, die sich doch wohl gewiß nicht fürchten verdunkelt zu werden? und ich muß also den Vorwurf der Parteilichkeit für eine gehässige Beschuldigung erklären, die durch gar nichts erwiesen ist, und um deren Willen ich also mit vollem Rechte die Direktion um Genugthuung bitte.

8. **Madame Nouseul** hat geklagt, »daß ich nicht Einsicht genug besäße, zu beurtheilen, wie viel Zeit dazu gehöre, eine alte Rolle zu repetiren.«

Ich überlasse es der Direktion, über den Grund oder Ungrund dieser Klage zu entscheiden. Habe ich vielleicht in

diesem Punkte eine irrige Meinung, so ist selbe sehr leicht zu berichtigen. Auf jeden Fall bin ich weit entfernt gewesen, einer so verdienstvollen Schauspielerin als Mad. Rousseul ist, etwas über ihre Kräfte zumuthen zu wollen *).

9. **Herr Klingmann, Herr Müller Sohn und Herr Sannens** haben geklagt, »daß sie in Rollen zurück gesetzt würden.«

Was Hr. Klingmann betrifft, so erhellt schon aus dem, was ich oben bei Gelegenheit des Vorwurfs der Parteilichkeit gesagt habe, daß seine Klage ungerecht ist. Er hat nicht allein wirklich drei gute Rollen gespielt, sondern die neuern Austheilungen vom rächenden Gewissen und Selbstbeherrschung beweisen zur Genüge, daß ich sein Talent nicht verkenne, sondern ihm überall diejenigen Rollen zutheile, die ich seinen Kräften und Verdiensten angemessen glaube.

Die übrigen beiden Herren muß ich bitten, sich an das

*) Unter mehreren, dem Publikum und der Direktion Nachtheil bringenden Gewohnheiten der hiesigen Hofschauspieler ist auch diese: daß, so bald ein Stück seit ein paar Monaten nicht gespielt worden, ein Jeder seine Rolle vergessen hat, gegen die Aufführung protestirt, oder wenigstens Eine Woche Zeit braucht, um sich wieder einzustudiren. Daher kommt es denn, daß so oft in der Noth Stephanie's Wirthschafterin, Brockmann's Witwe von Ketskemet und dergl. Abgeschmacktheiten gegeben werden müssen. Herr v. Kotzebue wollte auch dieser Faulheit steuern, aber vergebens.

Publikum zu halten, welches über ihren respektiven Werth, vielleicht sehr unbillig, aber laut entschieden hat.

Ich gehe jetzt zu der von einer kleinen Anzahl der Mitglieder geäußerten Behauptung über:

daß ich das Amt eines Regisseurs nicht zu verwalten verstehe.

Zwar ist die Widerlegung dieses Vorwurfs schon ganz im obigen enthalten, denn sobald man keine andere, als die nichtsbedeutendsten Klagen gegen mich aufbringen konnte; so bald man wider Willen zugestehen mußte, daß ich Niemanden etwas gegen die Gesetze zugemuthet, und Niemanden unhöflich begegnet habe; so bald stürzt jene Behauptung von selbst in ihr Nichts zusammen. Aber man erlaube mir demungeachtet die Grundlosigkeit derselben noch näher in's Licht zu setzen.

Um behaupten zu können, daß ich dem Geschäft der Regie nicht gewachsen sei, müßten wohl vorläufig erst folgende drei Punkte erwiesen werden:

1) die Wahl der Stücke war schlechter als vormals unter dem Ausschuß;

2) das Publikum war unzufriedener als vormals, und

3) die Einnahmen wurden geringer.

Sind diese drei Punkte erwiesen, so bin ich ein schlechter Regisseur. Kann ich aber gerade das Gegentheil beweisen, so bedarf es alsdann auch weiter keiner Vertheidigung.

Also zur Sache, und zwar Erstens, was die Wahl der Stücke betrifft: Ich werfe zu diesem Behuf einen Blick auf die Jahre 1793, 1794, 1795 und 1796, in welchen der Ausschuß die Regie führte, weil sich auf diese Weise am besten gegen einander vergleichen läßt, was Jener geleistet hat, und was ich geleistet habe.

1793 sind gegeben worden dreizehn neue Stücke, und drei kleinere. Unter diesen ist:

die Kriegslist, in 1 Akt, überhaupt zweimal gegeben,
der Kerkermeister von Norwich, in 4 Akten, überhaupt zweimal,
Prüfung und Frauengeduld, in 5 Akten, überhaupt dreimal,
der Maitag, in 4 Akten, überhaupt zweimal,
Taps, in 2 Akten, überhaupt zweimal,
das Liebesgeständniß, in 5 Akten, nur ein einziges Mal.

Also ist in diesem Jahre fast die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

1794 sind gegeben worden zwölf neue Stücke und drei kleinere. Unter diesen sind aufgeführt worden:

die Quälgeister, in 5 Akten, überhaupt zweimal,
Scheinverbrechen, in 5 Akten, überhaupt zweimal,
Alexander Menzikoff, in 5 Akten, nur ein einziges Mal.
Hr. Spul, in 5 Akten, überhaupt dreimal,

Wülfing von Stubenberg, in 5 Akten, überhaupt viermal,

Dahlbeck der verlorne Sohn, in 3 Akten, überhaupt zweimal,

das Ehrenwort, in 4 Akten, überhaupt viermal.

Also ist in diesem Jahre fast die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

1795 sind aufgeführt worden dreizehn neue Stücke und zwei kleinere, darunter

die unvermutheten Entdeckungen, in 5 Akten, nur zweimal,

Wer ist sie? in 3 Akten, nur zweimal,

die Rache, in 5 Akten, nur zweimal,

die Stiefmutter, in 5 Akten, nur viermal,

die Freundschaft auf der Probe, nur dreimal.

Also ist in diesem Jahre abermals fast die Hälfte verunglückt.

1796 sind aufgeführt worden zehn neue Stücke, und fünf kleinere, darunter

der Ehemann, in 4 Akten, nur zweimal,

die Irrthümer, in 1 Akt, nur zweimal,

das seltsame Testament, nur einmal,

der Eid, in fünf Akten, nur dreimal,

die minderjährige Verlobung, in 4 Akten, nur dreimal,

die Erbschaft, in 1 Akt, nur dreimal,

die Schachpartie, in 4 Akten, nur zweimal,

die Oesterreicher, nur dreimal,

Achmet und Zenide, in 5 Akten, nur dreimal.

Also sind in diesem Jahre weit über die Hälfte der gewählten Stücke verunglückt.

Das sind also die Proben, welche der vormalige Ausschuß von seinen höhern Einsichten abgelegt hat. Es sind unter seiner Regie in einer Zeit von 4 Jahren 61 Stücke aufgeführt worden. Unter diesen sind 28 nur Ein- und zwei-, höchstens drei Mal gespielt, und nur ein paar darunter zum vierten Male tolerirt worden *).

Die unter dem Ausschuß etablirte Mittel-Proportion war also noch nicht einmal: zwei gefallende Stücke gegen ein mißfallendes.

Ich komme nunmehr auf die kurze Zeit meiner Regie. Es sind während derselben, das heißt, in einem Zeitraum von etwas über 8 Monaten, — (denn die Stücke vor diesem Zeitraum gehören noch dem Ausschuß an) — 20 Stücke gegeben worden:

Darunter haben gänzlich mißfallen:

Doktor Tonuccio, in 5 Akten, der Stammbaum, in 1 Akt, der Komet, in 1 Akt;

und wenig gefallen:

die Tochter der Natur, der Krug, die Unglücklichen,

*) Da das Publikum hier so zahlreich ist, so gehört ein Stück, welches nur viermal gegeben werden kann, noch unter die Verunglückten.

folglich war die Mittel-Proportion drei bis vier gefallende Stücke gegen Ein mißfallendes *).

---

*) Die »Unglücklichen« kann Hr. v. Kotzebue nicht einmal darunter rechnen, denn sie sind seither noch oft, und immer mit Beifall gegeben worden.

Die übrigen, von ihm auf die Bühne gebrachten neuen oder ältern Stücke, sind (außer den Ziegler'schen): Leichter Sinn, der Mann von Wort, und Selbstbeherrschung von Iffland; die Tochter der Natur von Lafontaine; Elfriede von Bertuch; die Zauberin Sidonia von Zschokke; Gleiches mit Gleichem von Vogel; Doktor Tonuccio von Jester; der verliebte Briefwechsel von Huber; der seltene Fall und der Krug geht zu Wasser bis er bricht, von Jünger; der Edelknabe von Engel; die beiden Billets und der Stammbaum von Anton Wall; Margot von Rambach. Mich däucht, er habe sich der Auswahl nicht zu schämen. In der letzten Zeit seiner Regie hatte er auch noch die Mitschuldigen und Iphigenie in Tauris von Göthe, ausgetheilt. In den Erstern hatte er sorgfältig alle kleinen Anstößigkeiten ausgemerzt. Demungeachtet brachte es der neue Ausschuß dahin, daß es bei der letzten Probe verbothen wurde, als die Anschlagzettel schon herum getragen waren. Die Ursache weiß man nicht, denn nachdem Hr. v. Kotzebue, Hr. v. Ketzer, Hr. v. Eschrich und endlich der gewiß strenge Hr. Censor selbst erkärt hatten, daß durchaus nichts Anstößiges mehr in dem Stücke zu finden sei; so ist man fast berechtigt zu vermuthen, daß die Schauspieler sich vor den Versen gefürchtet haben, oder daß man sonst den Hr. v. Kotzebue nur noch so viel wie möglich necken wollte. — Mit der Aufführung der Iphigenie schmeichelt man uns noch immer, ich zweifle aber daran. Ist Hr. v. Kotzebue einmal fort, so wird auch das in Vergessenheit gerathen.

(Sollte etwa einer oder der andere mir übel wollende hier noch der „Charlatans“ *) erwähnen wollen, so erinnere ich, daß nicht ich dieses Stück gewählt, sondern daß es im versammelten Ausschuß zu Hrn. Pardini's Debut bestimmt worden. Ueberhaupt müssen wohl die Jünger'schen Stücke mir gar nicht zur Last fallen, da die Direktion Jünger's theatralischen Nachlaß theuer erkauft, und es mir beim Antritt meines Amtes zur Pflicht gemacht hat, denselben nach und nach auf die Bühne zu bringen.)

Man beliebe außer dem noch in Erwägung zu ziehen, daß durch meine Thätigkeit — (ohne jedoch die alten bestehenden Gesetze nicht im Geringsten zu verletzen) die Zahl der jährlich zu liefernden Stücke von fünfzehn bis auf dreißig vermehrt worden, und daß es daher der Direktion weit weniger Schaden bringt, wenn von dreißig Stücken ein Viertheil, als wenn von fünfzehn ein Drittel oder gar die Hälfte verunglückt.

Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß weder der Ausschuß noch ich, noch selbst Lessing, wenn er vom Orcus zurückkäme, das Schicksal eines Stückes vorher bestimmen könne, da die Produkte auch der beliebtesten Schriftsteller zuweilen mißfallen. Beispiele davon hat der Ausschuß am Eid von Engel, an Achmet und Zenide von Iffland, und ich selbst an der Tochter der Natur von Lafontaine, und am Komet von Iffland erfahren.

Ich glaube also so klar wie der Tag erwiesen zu haben,

---

*) Ein nachgelassenes sehr schlechtes Lustspiel von Jünger.

daß ich die Haupteigenschaft eines guten Regisseurs, nämlich die Kunst die Stücke zu wählen, wenigstens in einem eben so hohen Grade besitze als der vormalige Ausschuß *).

Die Kunst die Rollen zu vertheilen, wäre wohl die zweite Haupteigenschaft, und es läßt sich aus der Natur der Dinge schon a priori beweisen, daß ich caeteris paribus diese in einem höhern Grade besitzen muß als der Ausschuß. Denn man sage was man wolle, wer selbst Schauspieler ist; wer den mit diesem Stande unzertrennlichen Rollen-Ehrgeiz, auch wohl zuweilen Rollen-Neid besitzt; wer Freunde oder Freundinnen, Söhne oder Töchter, Feinde oder Feindinnen unter der Gesellschaft hat; wer endlich an die Direktion nur durch das nämliche lockere Band wie seine übrigen Mitbrüder gebunden ist; der kann unmöglich bei Vertheilung der Rollen eben so unparteiisch verfahren, als derjenige, der um seiner eigenen Ehre willen, einzig und allein den Vortheil des Ganzen vor Augen hat; der auf keine Rolle Anspruch macht; der den erworbenen Ruhm keines Schauspielers beneiden kann;

*) Wäre Hr. v. Kotzebue länger in Wien, und mit der ältern Geschichte unsers Theaters mehr bekannt gewesen, so würde er diesem Punkte noch manches hinzugefügt haben. So hatte z. B. der Ausschuß ein elendes Stück von Weidmann, der Jugendfehler, für fünfzig Dukaten wirklich gekauft, und fand erst bei der Probe, daß es doch wohl unmöglich sei, dem Publikum dergleichen aufzutischen. Das Nämliche war, wenn ich nicht irre, der Fall mit einem Stücke der Postmeister, und mit einem Nachspiel: So handeln Freunde.

auf dem im Gegentheil der Ruhm jeder wohlgelungenen Rolle mit zurückstrahlt; der übrigens mit keinem von der Gesellschaft in genauer Verbindung steht; und der endlich an die Direktion durch weit engere Bande als irgend ein anderer gefesselt ist.

Ein auffallendes Beispiel, daß bei der Regie des Ausschusses nicht allein die Personen, sondern sogar die besten Stücke zuweilen um der Rollen willen unterdrückt wurden, liefert Iffland's treffliches Schauspiel: Leichter Sinn. Dieses Stück brachte Hr. Klingmann im Sommer 1797 mit aus Berlin, und länger als ein halbes Jahr nachher fand ich es beim Antritt meines Amtes, im Staube des Archivs. Es war zurückgelegt worden, vermuthlich weil die nicht empfehlende Rolle des Ministers von Bargen nothwendig auf ein Mitglied des Ausschusses fallen mußte, und weil keiner Lust hatte sie zu spielen.

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich alles anführen wollte, was ich über diesen Punkt zu sagen weiß. Nur auf das Publikum will ich mich noch berufen, welches mir die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, laut zu bekennen, daß die Rollen jetzt besser als vormals besetzt sind.

Den zweiten und dritten Punkt brauche ich wohl nicht erst zu beweisen. Die Kasse hat gute Einnahmen und das Publikum strömt häufig in das Schauspielhaus, folglich ist es mit meiner Regie zufrieden, und folglich bin ich wenigstens ein eben so guter Regisseur als der Ausschuß, der, mit allen seinen gerühmten Kenntnissen von Lokalität und

herrschendem Geschmack, es doch in vielen Jahren nicht so weit hat bringen können, als ich in acht Monaten, und der, schon vermöge seiner Organisation, und der mit derselben nothwendig verbundenen Langsamkeit, unmöglich so gut als ein einzelner für öftere Abwechslung und Mannigfaltigkeit Sorge tragen kann.

Ich bin stolz darauf, daß bei weitem der größte Theil der Gesellschaft mit meiner Regie zufrieden gewesen, da hingegen fast die ganze Gesellschaft ohne Ausnahme mit dem vorigen Ausschuß unzufrieden war, und dieser sogar im Auslande einen sehr gehässigen Ruf hatte, einen Ruf, der sowohl Schriftsteller als Künstler von Verdienst abschreckte hieher zu kommen, oder ihre Arbeiten herzuschicken. Wenn ich, wie ich mir schmeichle, durch die Akquisition des Hrn. Koch mit seiner Dlle. Tochter und des Herrn Roose, dem Hoftheater keinen unbedeutenden Zuwachs verschafft habe; so frage man sie, ob sie gekommen sein würden, wenn die Macht des vorigen Ausschusses noch bestanden hätte. Was meine Behauptung in Ansehung der Schriftsteller betrifft, so kann ich solche durch das Geständniß eines unserer dramatischen Lieblings-Schriftsteller belegen, welcher sagt, daß es vormals die Gewohnheit des Ausschusses gewesen, ihm fast alle seine Stücke zurück zu schicken. Freilich muß man erstaunen, wenn man hört, daß Iffland's beide treffliche Forsetzungen von Verbrechen aus Ehrsucht, nämlich Bewußtsein und Reue versöhnt, von dem

Ausschuß ganz in der Stille zurückgelegt worden. Eben so ging es mit einem Lieblingsstück unseres Publikums mit der Schachmaschine, die der Ausschuß verworfen hatte.

Schließlich bitte ich nur noch in Erwägung zu ziehen, wer eigentlich diejenigen sind, die mir die Kenntniß der Regie zu führen abgesprochen haben? Lauter solche, die entweder jetzt oder vormals Mitglieder des Ausschusses waren, und einige wenige andere, die in sehr genauer Verbindung mit diesen stehen, oder auch wohl künftig hoffen, Mitglieder des Ausschusses zu werden.

Natürlicherweise muß jenen zuerst genannten Herren daran liegen, so bald es möglich, eine Regie zu untergraben, mit welcher Direktion, Publikum und über zwei Drittel der Schauspieler zufrieden sind, und durch welche ihre vormalige Regie etwas in Schatten gestellt wird. Schon dieser Umstand allein würde ihr Urtheil verdächtig machen, wenn auch nicht sonst schon die Evidenz überall für mich stritte.

Ob ich nun gleich überzeugt bin, mich über Alles hinlänglich gerechtfertigt zu haben; so kann und mag ich doch nicht verhehlen, daß die nichts bedeutenden, bei den Haaren herbeigezogenen, oft sogar auf eine unartige Weise ausgedrückten Klagen, meinem Herzen wehe gethan, und meinen Stolz empört haben. Ich trage das Bewußtsein in mir, daß die Regie eines Theaters, und sei es das erste in der Welt, meinem erworbenen Rufe nichts hinzusetzen

kann; daß folglich nicht mein Ehrgeiz, sondern nur der Enthusiasmus für die Kunst mir diesen Posten angenehm machen konnte. Da nun aber so manche Mitglieder der hiesigen Bühne diesen Enthusiasmus nicht mit mir theilen; da sie Egoismus an dessen Stelle setzen; alles was ich zum Besten des Ganzen unternehme, schief beurtheilen, und meine Ruhe auf so mancherlei Weise stören; so ergeht an eine k. k. Oberste Hoftheater-Direktion meine gehorsamste Bitte, mich von den Pflichten eines Regisseurs von nun an gänzlich zu entbinden.

Uebrigens lebe ich der gerechten Hoffnung, daß, wegen der gegen mich ausgestreuten und nunmehr als falsch erwiesenen Verleumdungen, die Direktion mir eine angemessene Genugthuung nicht versagen werde.

Nachtrag zu meiner Vertheidigung.

Herr Stephanie *) hat geklagt — doch nein, nicht geklagt, sondern blos Gift gegen mich ausgespien. Wenn ich es eben so machte, so würde ich mich ihm gleich stellen, und dafür behüte mich der Himmel! — Ich werde also nur ganz trocken diejenigen Dinge berühren, die er als von mir erlittene Kränkungen, oder als gesetzwidrige Zumuthungen anführt, und es übrigens ruhig der Gerechtigkeit der Direktion überlassen, mir wegen seiner elenden Impertinenzen und pöbelhaften Ausfälle Genugthuung zu geben.

*) Er war Krankheits halber nicht gegenwärtig, und sandte seine Klage schriftlich ein.

Er sagt erstens: »Ich hätte vermuthet, daß er Herrn Klingemanns Vertheidigungsschrift aufgesetzt habe« *).

Allerdings habe ich das vermuthet, denn es herrschte in jener Schrift ein gewisser hämischer Ton, den ich nicht Herrn Klingmann, wohl aber einem Manne zutrauen konnte, der eben von Leipzig kam, und daselbst sehr angelegentlich zwölf Exemplare eines gegen mich erschienenen Pasquills **) in der Kleefeldischen Buchhandlung gekauft hatte, vermuthlich um sie hier an zwölf Personen zu vertheilen***). Wer sich nicht schämt, auf diese Weise seinen Haß und seine Schadenfreude zu äußern, der ist wohl auch im Stande, eine solche Schrift zu verfertigen; wenigstens kann man ihn durch eine solche Vermuthung unmöglich beleidigen.

Zweitens: »Er habe in drei Wochen und vier Tagen zwei neue Rollen liefern müssen,«

---

*) Dies bezieht sich auf eine schon vor längerer Zeit vorgefallene tracasserie, zu welcher man Herrn Klingmann angehetzt hatte, und über die Herr v. Kotzebue sich beschweren zu müssen glaubte. Da aber Herr Klingmann, sich selbst überlassen, wirklich ein recht guter Mann sein soll, so hat er bald eingesehen, daß man ihn irre geleitet, und die Sache ist beigelegt worden.

**) Ritter Neidhards Reisen u. s. w.

***) Wegen dieser hier vom Herrn v. Kotzebue geäußerten Vermuthung hat Stephanie sich unterstanden, noch kurz vor der Abreise des Herrn v. Kotzebue einen Injurien-Prozeß anhängig machen zu wollen, ist aber, wie billig, abgewiesen worden.

nämlich vom 10. bis 16. August den »Ritter Cuno,« und vom 16. August bis 4. September den »General« in der Tochter der Natur.

Alles das ist wahr, aber verdreht. Zu seiner ersten Rolle nämlich, im Tag der Erlösung, welcher bekanntlich am 1. August gegeben werden sollte, hernach aber bis zum 10. auf Herrn Zieglers Bitte verschoben wurde, ist Herrn Stephanie vom 1. Juli an vier Wochen und drei Tage Zeit gelassen worden. Hat er diese Zeit selbst durch seine Lustreise abgekürzt, so ist das nicht meine Schuld.

Zu der zweiten Rolle des »Ritter Cuno,« die er noch überdies aus Gefälligkeit spielte, und zu deren Uebernahme ich ihn blos bittweise vermochte, hat er vierzehn Tage Zeit gehabt; auch bedung er sich noch überdem ausdrücklich aus, an mehreren Tagen vor der Aufführung frei zu bleiben, weil er nur unter dieser Bedingung die Rolle liefern werde. Alles dieses gestand man ihm zu, dankte ihm auf das höflichste, und nun beklagt er sich noch.

Zu seiner dritten Rolle, den »General« in der Tochter der Natur, hat er achtzehn Tage Zeit gehabt, das heißt: zehn Tage mehr, als er nach den Gesetzen fordern dürfte, denn der General erscheint zuerst im dritten Akt, hat nur einige Scenen, und gehört ganz unstreitig unter die kleinen Rollen, zu deren Einlernung die Gesetze acht Tage bestimmen.

Drittens: »Er habe sechs Tage hinter einander spielen müssen.«

Da nicht ich, sondern der Herr Baron von Braun solches befohlen hatte, so brauche ich mich auf diese Beschwerde nicht einzulassen.

Viertens: »Ich soll auf dem Theater am 7. August gesagt haben, die Strenge müsse helfen.«

Ich erinnere mich dessen zwar nicht; ist es aber geschehen, so sehe ich darin gar nichts unanständiges. Herr Stephanie wird sich noch aus seinem Militärstande wohl erinnern, daß die Strenge ein heilsames Mittel ist. Echte Künstler und ruhige Mitglieder kommen nie in den Fall, dieses Mittel auf sich angewendet zu sehen.

Fünftens: »Meine Parteilichkeit erhelle daraus, daß ich den Herrn Stephanie in der Zeitung getadelt; da doch seine Rolle in den Korsen ein von mir vergriffener Charakter sei.«

Hierauf weiß ich weiter nichts zu antworten, als: ich habe Herrn Stephanie getadelt, weil ich ihn für einen schlechten Schauspieler halte *).

Die Kritik über meine Korsen beantworte ich nicht.

*) Hier bin ich doch durch meine Wärme verleitet worden, etwas zu viel zu behaupten. Stephanie spielt manche polternde Rolle nicht schlecht, auch kommt ihm seine unglückliche Physiognomie dabei sehr zu statten. In allen übrigen Rollen kann man ihn auch nicht geradezu schlecht nennen. Er gehört in die Classe der mittelmäßigen Schauspieler.

Sechstens: »Ich sei parteiisch gewesen, weil ich ihm in der silbernen Hochzeit nicht gleich den Oberförster zugetheilt.«

Ach! leider habe ich ihm diese Rolle aus Noth zutheilen müssen, und das Herz hat mir dabei geblutet. Es war mein eigenes Stück, und schmerzlich genug für mich, diese Rolle, wegen Herrn Müllers Krankheit, so mittelmäßig besetzen zu müssen.

Höchst sonderbar ist es aber, mir daraus einen Vorwurf der Parteilichkeit machen zu wollen.

Siebentens: Den Beweis, daß ich das Regisseur-Amt nicht verstehe, habe ich bereits in einer ausführlicheren Schrift widerlegt, wo die gerühmten Kenntnisse des Ausschusses in Ansehung des Geschmackes des Publikums, ganz hell beleuchtet werden. Hierauf verweise ich den Ausfall gegen das angekündigte Journal, wie auch gegen das Dorf im Gebirge, und alle dabei vorgebrachten Impertinenzen verachte ich.

Daß er mir es zum Verbrechen macht, einen guten Schauspieler beklatscht zu haben, ist höchst lächerlich *).

Daß er meinen literarischen Charakter angreift, verzeihe ich ihm, denn er versteht es nicht besser.

Nachdem sowohl die Klagen der Schauspieler, als auch meine Vertheidigung von der Direktion geprüft

*) Herr Stephanie hatte nämlich gemeint, Herr v. Kotzebue dürfe als Zuschauer weder Beifall noch Mißfallen äußern, weil er ein Mitglied der Direktion sei.

worden, erschien nun von Seiten der Direktion folgendes Circulare:

An sämmtliche mit Dekreten angestellte Mitglieder der k. k. National-Hof-Schauspieler-Gesellschaft.

Sämmtlichen Mitgliedern der k. k. deutschen Hofschauspieler-Gesellschaft mache ich hiemit bekannt, daß Herr von Kotzebue um seine Entlassung dringendst gebeten, sie auch mit allerhöchster Bewilligung Sr. k. k. Majestät bereits erhalten habe, und daß in Folge dessen mit Eingang des nächstkommenden Jänners ein neuer Ausschuß errichtet werde.

Was für Ursachen Herrn von Kotzebue zu einer so baldigen Abtretung seines Amtes bewogen haben, ist Niemanden unbekannt. Schon seit geraumer Zeit bemerkte ich bei einigen Hofschauspielern eine auffallende Spannung, ihn betreffend, und zu meinem nicht geringen Verdrusse hörte ich endlich fast mit jedem Tage neue leidenschaftliche Ausstreuungen gegen ihn. Um nun auf ordentlichen Wegen der reinen Wahrheit nachzuforschen, und was immer für einem gekränkten Theile nach Recht und Billigkeit Genugthuung zu verschaffen, ließ ich sämmtliche Mitglieder der deutschen Hofschauspieler-Gesellschaft vorrufen, und jedes Einzelnen Klagen gegen Herrn von Kotzebue ordentlich zu Protokoll nehmen, das ich ihm hierauf zu seiner schriftlichen Vertheidigung gehörig mittheilte.

Zwar kann sich der Beklagte schon durch die erhabenste

Huldbezeigung unseres gerechtesten Monarchen, Höchstwelcher Talent und Verdienste schätzt und belohnt, auch ihm nun eine lebenslängliche Jahrespension von tausend Gulden gnädigst zuerkannt, und zu seinem fortdauernden Hoftheater-Dichter neuerdings dekretirt hat, vor aller Welt auf die ehrenvollste Art gerechtfertigt halten. Da man nun aber nach genauer unparteilicher Untersuchung aus den beiderseitigen Akten ersehen, daß die oben erwähnten Klagen gegen Herrn von Kotzebue gänzlich unstatthaft und grundlos sind, so wird den Urhebern und Theilnehmern dieses leidigen Herganges ihr leidenschaftliches Betragen, insbesondere aber Herrn Stephanie sein ungesitteter und unanständiger Ton, hiermit ernstgemessenst verwiesen, und sämmtlichen Mitgliedern der deutschen Hofschauspieler-Gesellschaft hiermit auch Herrn von Kotzebue's schriftliche Rechtfertigung mitgetheilt.

Möchten die mir bekannten Unverträglichen doch in Zukunft für die Ehre und Ruhe ihrer Mitmenschen mehr Achtung und Gewissenhaftigkeit bezeigen, meine ohnehin beschwerlichen Theater-Direktionsgeschäfte mir mit fortdauernden Verdrießlichkeiten nicht vollends unerträglich machen, und die schönen Pflichten und Tugenden des geselligen Lebens, welche sie durch ihre Schauspielerkunst den Zuschauern so oft berufsmäßig an's Herz legen, doch auch außer dem Theater und in ihrem eigenen Umgange gehörig befolgen!!

Freiherr von Braun,
k. k. Vice-Direktor.

So lautete das dem Vorgeben nach so sehnlich gewünschte Resultat, welches nicht erschienen sein soll.

Beilage B.

Ankündigung.

Die Direktion der k. k. Hoftheater hat mich aufgefordert, mein geringes Talent und meine nicht geringe Erfahrung im dramatischen Fache zu einem Journal zu benutzen, dessen Zweck die Verbesserung der Wiener Schaubühne im Allgemeinen, und die Beförderung eines festeren Geschmacks sein würde. Diesem ehrenvollen Zutrauen, so viel in meinen Kräften steht, zu entsprechen, wird mein Stolz sein. Aber auch das Wiener Publikum, welches Schauspiele so sehr liebt, so willig und kräftig unterstützt, muß — wenn jenes Unternehmen gelingen, und seiner würdig werden soll — mir freundlich die Hand dazu bieten. Ich verstehe darunter nicht blos eine Unterstützung durch Pränumeration, sondern den Wunsch, daß das ganze Publikum sich als Mit-Herausgeber dieses Journals betrachte; daß es seinen Beifall oder Tadel, seine Wünsche, Klagen, Vorschläge u. s. w. in den Schoos desselben niederlege; daß es mich, den Dolmetscher seiner Gesinnungen, nie mißdeute.

Unter dieser Bedingung, die aus dem reinsten Verlangen, das Gute zu befördern, entspringt, gebe ich nunmehr den Inhalt des Wiener Theater-Journals folgendergestalt an:

Erstens. Anzeige und Bemerkungen über die auf beiden Hoftheatern aufgeführten Stücke.

Zweitens. Bemerkungen über die Schauspieler.

Drittens. Anzeige und Zergliederung der, auf den Theatern der Vorstädte am meisten beliebten Stücke.

Viertens. Ueber die Schauspieler in den Vorstädten.

Fünftens. Die Stimme des Publikums. Nach dem, was ich oben erwähnt, setze ich nämlich voraus, daß man alles dasjenige, was das Publikum, in Betreff der Bühne, denkt, glaubt und wünscht, mir dem Herausgeber mittheilen werde. Ich rücke solches alsdann augenblicklich in das Journal ein, und zwar, wenn der beschränkte Raum es verstattet, mit den eignen Worten des Verfassers; wobei ich jedoch bitten müßte, daß derselbe sich so kurz als möglich faßte, oder aber mir die Erlaubniß ertheilte, seinen Aufsatz abzukürzen, so viel es ohne Verunstaltung des Sinnes geschehen könnte.

Das Publikum wird leicht einsehen, welch ein unermeßlicher Vortheil aus dieser Rubrik entspringen kann; es wird fühlen, daß die Direktion ihm dadurch einen unzweideutigen Beweis ihrer Achtung gibt. Auf diese Art wird die Letztere die Wünsche des Ersteren erfahren, und erfüllen, wenn sie kann; seinen etwaigen Klagen abhelfen, wenn sie kann; oder die Unmöglichkeit, beides zu thun, (wenigstens schnell zu thun) öffentlich und redlich zeigen. Auf diese Art wird jedem Mißverstande zwischen Publikum und Direktion vorgebeugt und beider Zufrieden heit augenscheinlich befördert werden.

Sechstens. Eingesandte Beiträge anderer Art, Gedichte, kleine Abhandlungen u. s. w. Es gibt so viele gute Köpfe in Wien, daß ich hoffen darf, diese Rubrik werde nie leer bleiben, doch muß ich dabei erinnern, daß 1. jeder Aufsatz Beziehung auf das Theater haben, 2. nicht zu lang, und 3. nicht trocken sein darf. Und endlich muß ich noch 4. hinzufügen, daß, ob ich mir gleich nie herausnehmen werde, über den ästhetischen Werth eines eingesandten Aufsatzes abzusprechen, es mir doch erlaubt sein muß zu beurtheilen, ob er gerade für das Publikum, welchem das Journal zunächst bestimmt ist, Interesse genug hat? und — im Fall ich dieses nicht finden sollte — ihn ungenutzt zurück zu legen, ohne mich weiter mit dem Verfasser in Erörterungen einzulassen.

Siebentens. Da das Wiener Theater-Journal vielleicht oft der Ankläger der Schauspieler, und das Publikum ihr Richter sein wird; so ist es billig, daß auch dem Beklagten verstattet werde, sich zu vertheidigen, damit man ihn nicht ungehört verdamme. Die siebente Rubrik ist daher einer Art von Antikritiken der in dem Journal beurtheilten Schauspieler bestimmt. Ich setze dabei voraus, daß die Vertheidigung eben so bescheiden sein werde, als mein Tadel, denn Angreifer und Vertheidiger sind dem Publikum gleiche Achtung schuldig. Kürze, und Vermeidung der Trockenheit muß ich auch dabei zur Bedingung machen. Wer zu seiner Vertheidigung der Feder selbst nicht mächtig genug zu sein glaubt, der darf nur dem Herausgeber seine

Gründe mündlich sagen, und überzeugt sein, daß man sie dem Publikum treulich mittheilen werde.

Achtens. Witzige, oder komische Anekdoten, die Bühne betreffend.

Neuntens. Nachrichten von auswärtigen Bühnen, doch nur in sofern solche allgemein, und folglich auch für Wien interessant sein können. Endlich

Zehntens. Eine Art von theatralischem Intelligenzblatt, in welchem die Veränderungen des Theater-Personals, Sterbefälle, Abgang von der Bühne u. s. w. angezeigt werden.

Dies also wird den Inhalt des Wiener Theater-Journals ausmachen. Da es zu einer Lektüre für alle Klassen bestimmt ist; so verspreche ich übrigens, den Stil und Vortrag mit so viel guter Laune zu würzen, als der oft trockene Stoff nur immer erlauben wird.

Jetzt noch ein Wort über die Form dieser Zeitschrift. Es werden von selber wöchentlich ein bis zwei Bogen in einem geschmackvollen Umschlag geheftet, erscheinen. Papier, Druck und Form wie gegenwärtige Ankündigung. Der Jahrgang wird ungefähr drei Bände betragen. Zu jedem Bande wird ein Haupttitel und Register geliefert. Der Preis des Jahrgangs ist Sechs Gulden hier in Wien; für Auswärtige übernimmt das k. k. Oberst-Hof-Postamt die Versendung wöchentlich, und dann ist der Preis acht Gulden.

Das erste Blatt erscheint den ersten Mai, und wird

bei dem Buchhändler Wallishausser am Kohlmarkt ausgetheilt. Man pränumerirt für ein halbes Jahr, entweder in eben benannter Handlung, oder in der Theater-Kasse, oder auch, um der Bequemlichkeit willen, bei den Kassieren der beiden Hoftheater, welche an Schauspieltagen bei der Kasse die Namen der Pränumeranten aufzeichnen, und das Geld, gegen Schein, in Empfang nehmen werden.

Die Namen der Pränumeranten werden gedruckt, und die Listen derselben gleich dem ersten Hefte beigefügt. Es werden überhaupt nicht mehr Exemplare gedruckt, als sich Pränumeranten finden, und das Journal wird im Buchhandel um keinen Preis zu haben sein.

Die Zeit, in welcher man pränumeriren kann, ist von heute an auf zwei Monat festgesetzt.

Wien, den 7. März 1798.

A. v. Kotzebue.

Beilage C.

Der Herausgeber glaubt, das Wiener Theater-Journal durch keinen schicklichern Aufsatz, als durch den hier folgenden, eröffnen zu können, der ihm vermittelst der kleinen Post zugesandt worden. Ob er gleich nicht alle in demselben enthaltenen Aeußerungen ohne Einschränkung unterschreiben möchte, so ist doch so viel Wahres und Gutes darin gesagt worden, und der Verfasser, er sei wer er wolle, besitzt so unläugbare Kenntnisse und Verdienste, daß der Herausgeber es dem Publikum und seiner eigenen Unparteilichkeit schuldig zu sein glaubte, die Bemerkungen des Unge-

nannten so schnell als möglich zum Druck zu befördern. Einige Noten zum Text schienen ihm jedoch hin und wieder erforderlich zu sein. Kotzebue.

Wien, den 26. März 1798.

Hochwohlgeborner Herr!

Mit der festen Ueberzeugung, daß es dem Denker zu zweifeln, und seine Zweifel mit Bescheidenheit vorzutragen erlaubt ist; nehme ich mir die Freiheit an Euer Hochwohlgeboren zu schreiben, und das, was mir über Ihre Ankündigung vom 7. März dieses Jahrs, in Rücksicht eines herauszugebenden Theater-Journals am Herzen liegt, mit deutscher Offenherzigkeit in Ihren Schoos zu legen. Es steht Ihnen frei, meine Gedanken in Ihrem Journale zu benutzen, zu rügen, zu zergliedern; mich, wenn ich mich geirrt haben sollte, zurechtzuweisen, oder sie unbenutzt in Ihrem Schreibpulte liegen zu lassen; je nachdem Sie es für gut finden. — Ich bin nicht entgegen, wenn diese meine Gedanken auch das Schicksal der Schiller'schen Xenien erfahren sollten *).

Ich, meines Theils, kann nicht begreifen, wie ein Mann von geringem Talent, das sagen Sie doch von sich selbst, eine nicht geringe Erfahrung im dramatischen Fache haben könne. Ein geringes Talent kann sich in einem wissenschaftlichen Fache gar keine Erfahrung erwerben; durch Erfahrung, denke ich, sammelt man sich jene praktischen Wahrheiten, die uns lehren, was in diesem

*) Das wäre ein höchst unverdientes Schicksal.

oder jenem Fache anwendbar und von Wirkung ist; mit einem Worte: die Erfahrung lehrt uns eine vernünftige Wahl treffen, daß wir nämlich von allem dem, was wir durch einen längeren Zeitraum gesehen und beobachtet haben, nur das wählen, was unmittelbar zu einem Zwecke führt; dieser Zweck mag nun moralisch oder physisch sein, wir können ihn mit einem geringen Talent gewiß nicht erreichen. Unmöglich kann ich den Begriff Erfahrung, von dem eines sehr vorzüglichen Talentes trennen; sie sind so eng mit einander verbunden, daß mir eine Trennung platterdings unmöglich scheint. Wollten Sie vielleicht bescheiden scheinen? denn das Selbstlob, vergeben Sie mir, leuchtet immer ein bischen hervor. Ein Mann, der sich fühlt, bedarf dieser Hülle nicht; er kann öffentlich und ohne Scheu zum Vortheile seines Talentes sprechen, ohne eben darum ein thrasonirender Prahler werden zu müssen. Ich denke, man soll von seinem Talente weder gar zu viel sagen, noch es so erniedrigen, als ob es beinahe gar nicht den Namen eines Talentes verdiene. Sie haben Verdienste um die deutsche Bühne, wer kann Sie Ihnen absprechen; Sie haben Kenntnisse, wer stellt dies in Abrede; und eben darum glaube ich, daß es Ihrer nicht würdig ist, wenn Sie sich in das Mäntelchen der scheinbaren Bescheidenheit hüllen *).

*) Daß mir der Verfasser aus der Bescheidenheit einen Vorwurf macht, war mir wirklich unerwartet. Mich dünkt: der Ausdruck, mein geringes Talent, sei immer weniger auffallend, als

Die Schaubühne im Allgemeinen zu verbessern, und einen festeren Geschmack zu gründen, ist ein Riesenwerk *). Der Gedanke selbst bleibt ein frommer Wunsch, den nur eine außerordentliche Begünstigung und Unterstützung des Landesfürsten und der Regierung zu realisiren vermag. Wer wird zu einem wirklich sehr großen Zweck die Hand bieten? das Publikum etwa? der größte Haufe dieses Publikums betrachtet die Schaubühne als einen Ort, der blos zur Unterhaltung dient, und denkt bei weitem nicht auf den Nutzen, den sie gewährt. Wie wenige fühlen es, daß das

---

wenn ich gesagt hätte: mein großes Talent, oder auch nur, mein Talent, schlechtweg. Nur ausgezeichnete Verdienste dürfen so von sich sprechen, und obgleich der Verfasser so gütig ist, mir Verdienste um die deutsche Bühne zuzugestehen; so halte ich sie doch selbst nicht für so ausgezeichnet — und es scheint, er sei darin mit mir einerlei Meinung — daß mein Selbstlob verzeihlich würde. Bei einer Schrift wie diese, glaube ich, durch Bescheidenheit die Leser gewinnen zu müssen, und es schien mir, als könnte ich darin nicht leicht zu weit gehen. Doch ich kann mich irren, und wohl mir! wenn man mir nie einen größern Irrthum vorzurücken im Stande ist.

Der Satz, daß Erfahrung immer mit einem sehr vorzüglichen Talente verbunden sein müsse, möchte, im vorliegenden Falle wenigstens, doch wohl noch zu bestreiten sein, da ja nicht allein von einem wissenschaftlichen Fache die Rede ist, sondern da auch die mechanische Einrichtung der Gesellschaft, der Bühne, u. s. w. der Beurtheilung des Wiener Theater-Journals unterworfen sein sollte.

*) Sehr wahr! aber in magnis voluisse sat est..

Theater die Schule des guten Geschmacks und der Sitten ist, wie wenig tragen selbst Dichter und Schauspieler zur Erreichung dieses großen Zweckes bei! Das Publikum ist ein verwöhntes Kind; nicht gern geht es von seinen Schoossünden ab, liebt Ueberspannung und Bombast, scheuet die Simplicität der Alten, will gepackt nicht gerührt sein. Sehr vortrefflich sagt Lessing, nachdem er den Alten das Wort sprach, in der Vorrede zu seinem »Laokoon«: Wir Neueren haben in mehreren Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzeren und sicheren Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen. Wären die Künste, wie bei den Griechen, den bürgerlichen Gesetzen unterworfen; so würden sich die Künstler, auf die Authorität dieser bürgerlichen Gesetze gestützt, nie von dem Geiste des Schönen entfernen dürfen; das Publikum müßte sich an dieses allgemeine Gesetz schmiegen, dürfte auch nie Abweichungen von demselben fordern. Man sagt jetzt: der Endzweck der schönen Künste ist Vergnügen; und dieses Vergnügen in einem Staate befördern, ist nicht so nothwendig, nicht so unentbehrlich, wie das, was unmittelbar zum Wohl und Nutzen des Staates beiträgt. Man fordert nur wirkende Theaterstücke, frägt nicht, ob diese Theaterstücke inneren ästhetischen Werth haben, ob sie den Geschmack und die Sitten verbessern; man ist zufrieden, wenn sie dem Hau-

sen gefallen, das ist: wenn sie überladen sind, von moralischen Tiraden und stark aufgetragenen Situationen strotzen; wenn sich der Knoten schwer schürzt und noch schwerer löst; kurz: je verwickelter das Schauspiel, desto schätzbarer ist es, desto mehr wird es beklatscht und bewundert. Oft erinnere ich mich bei unseren stark aufgetragenen, wirklich empörenden Schauspielen des Horazischen: quid dignum tanto feret hic promissor hiatu? — — — non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem cogitat. —

Sie wollen einen festeren Geschmack einführen; darf ich wohl fragen, was für einen Geschmack? denn wir Neueren haben jetzt vielerlei Geschmack, aber, leider, keinen wahren; den der Griechen, welcher die Schönheit zur Grundlage hat, den kennen wir theils nicht, oder wollen ihn nicht kennen. Wir sind ja alle klüger als die großen Muster der Kunst geworden; wir abstrahiren nicht mehr aus den Meisterwerken des Alterthums, wir folgen nicht ihrer Simplicität; schon Corneille, Crebillon und Racine haben sich weit über sie weggesetzt. Diese Dichter und Brumoy nebst andern französischen Kunstrichtern achteten sehr wenig den Geist der Alten; ihre Helden müssen durchaus französirte Griechen oder Römer sein; Maffei, Bettinelli, Dolce, Villi, Trissino und Metastasio gehen auch ihren eigenen Weg. Letzterer beweiset vorzüglich in seiner: Nota di alcune osservazioni sopra tutte le Tragedie e Comedie greche, wie wenig er die Werke des Alterthums zu fühlen und zu verstehen im Stande ist. Lopez de Vega,

der beste Tragiker der Spanier, wandelt auch einen Weg, den er sich selbst vorgezeichnet hat. Näher den Griechen kommen die Engländer, vorzüglich der große Shakespeare, seine Auswüchse abgerechnet *), und Thomson mit Young.

Wer würde von unseren Publikums ein Trauerspiel im Geiste eines Sophocles ertragen; wer seine Antigone, seinen Oedipus in Kolonos, zwei Werke der ersten tragischen Größe, nur bis zur Hälfte ausdauern können? Dazu gehören freilich atheniensische Zuschauer, oder Männer, die mit dem Geiste dieses Volkes bekannt sind. Wie viel rechnen wir wohl solcher Männer? Wir müssen uns an die Zeitumstände schmiegen und begnügen, wenn unsere Dichter sich nur dem Geiste der Alten nähern; und das könnten sie wohl, wenn sie anders die Alten mehr studirten und sich nicht durch unser verwöhntes Publikum noch mehr irre führen ließen; sie halten die Stimme des Volkes für Gottes Stimme, und setzen damit den weisen Schöpfer herab, der gewiß nicht, wie das Volk, das nicht immer richtig denken kann, urtheilen würde. Wir dürfen eben nicht einen Stoff aus der Geschichte des Alterthums wählen; wir haben so manches lehrreiches Sujet aus den Scenen des gemeinen Lebens; warum behandeln wir es nicht mit der Simplicität der Griechen, mit der Leichtigkeit, die den

*) Da der große Shakespeare großentheils nur aus solchen Auswüchsen besteht, so können diese nicht abgerechnet werden, und ich glaube daher, daß es sehr gewagt sei, wenn man behauptet, er nähere sich der Simplicität der Griechen.

Alten eigen war? die, so sehr die Kunst daran Antheil nimmt, keine Kunst verräth. Simplicität mißfällt; und der reine Geschmack empfiehlt doch diese Simplicität. Wie macht man das Publikum für diese empfänglich? wie für die ästhetische Schönheit? die nach Aristoteles in der Mannigfaltigkeit und Einheit besteht: Το καλον εν μεγεθει και ταξει εστι. Der griechischen Simplicität nähern sich am meisten, unter den Franzosen: Diderot, und unter den Deutschen: Lessing, Göthe, Gotter, Iffland und Schiller in seinem Don Carlos. Wie die Werke dieser Männer behagen, haben wir tägliche Beispiele. Das Publikum findet die meisten derselben langweilig, schleppend, matt, so wie die feineren Lustspiele der Franzosen, und die unseres verdienstvollen Züngers. Man will durchaus starke Kost, Raketenfeuer; im Trauerspiele Tirannen, ritterliche Katzbalgerei; im Schauspiele überspannte unnatürliche Situationen; im Lustspiele Zweideutigkeiten und niedrige Scherze. Selbst feinere Plaisanterien werden zum Ekel. Ich weiß eine Zeit, wo in Wien alle feineren Stücke unserer dramatischen Dichter goutirten; sie ist vorüber diese Zeit, wir sind wieder viele Jahre zurück. Die Ursache dieses Krebsganges ist dem Beobachter einleuchtend.

Die Gründung des wahren Geschmacks halte ich jetzt für ganz unmöglich *); denn ich kenne das hiesige Pu-

*) Demungeachtet bleibt es doch immer verdienstlich, wenigstens einen Versuch zu wagen, und wenn Männer, wie der Verfasser dieses Aufsatzes gewiß einer ist, die Hand dazu bieten wollen; so möchte es doch auch so unmöglich nicht sein.

blikum sehr genau, und hatte die Gelegenheit, es durch mehrere Jahre zu studiren. Es ist zu bedauern, daß dieses Publikum unsere Dichter, Schauspieler und Romanenschreiber, vorzüglich letztere durch schaale Ritterromane, Geistermärchen und empfindsame Pinseleien ganz verdorben haben. Nur nach und nach könnte allenfalls eine Reformation in dem herrschenden Geschmack vorgenommen werden; aber hoc opus, hic labor est. Vor Allem müßten die seelenlosen Ballete, die noch seelenloseren Opern der Italiener aufhören, und die Bühnen der Vorstädte aufgehoben werden. Der Fürst und die Regierung müßten durch geschmackvolle Schauspiele nach und nach das Publikum zur Empfänglichkeit des bessern Geschmackes gewöhnen. Dazu ist jetzt nicht die Zeit *), und unser bester Monarch kann nicht mehr für die Kunst aufopfern, als er wirklich schon in dem kritischesten Zeitpunkte aufgeopfert hat. Je mehr Störung das Publikum in dem herrschenden und liebgewonnenen Geschmack fände, desto ungeduldiger würde es; desto heftiger würde es diesen Liebling wünschen. All impediments in fancy's course, are motives of more fancy, bemerkt Shakespeare sehr richtig.

Es ist fast keiner unter unsern Zuschauern, der nicht ein competenter Kunstrichter zu sein glaubte. Was für Urtheile höre ich seit vielen Jahren in den hiesigen Hoftheatern! Jeder urtheilt anders, jeder nach seinem Geschmack, jeder

*) Warum nicht?

betrachtet das Schauspiel, was er sieht, nach einem andern Gesichtspuncte. Wie viel Mühe kostet es, solch ein Publikum zu reformiren! Unsere guten Köpfe beschäftigen sich hier zu wenig mit dem Theater *) und unsere Gelehrten vom ersten Range sind meist Philologen, denen keine Zeit übrig bleibt, sich auf das Studium der Dramaturgie zu verlegen. Man wird Ihr Journal lesen, vielleicht auch nur durchblättern und weglegen; man wird manchen schaalen Tadel, manche wunderliche auch lächerliche Wünsche, manche ungegründete Klagen und possierliche Vorschläge in Ihren Schoos legen; man wird Ihre Gesinnungen mißdeuten, Sie nicht verstehen, einer Parteilichkeit beschuldigen, und da, wo man keinen Ausweg finden wird, wacker schimpfen **); vorzüglich, wenn Sie nicht alle Aufsätze, die Ihnen eingeschickt werden, einrücken. Hier erhält sich keine periodische Schrift, am wenigsten eine über das Theater; denn sie findet keine längere Unterstützung. Ich wünschte daß ich mich für dies Mal in meiner Meinung getäuscht hätte; Ihrer Kenntnisse wegen wünsche ich es, die in einem kritischen Journal hervorleuchten müssen.

---

*) Vielleicht nur, weil sie keinen Vereinigungspunkt hatten. Die Direktion schmeichelt sich, durch das Wiener Theater-Journal diesen Anstoß aus dem Wege geräumt zu haben.

**) Weh mir! wenn der Geist des Verfassers richtig prophezeit! Dann bliebe dem Herausgeber freilich nichts anders übrig, als die Feder so bald als möglich wieder nieder zu legen, und die Direktion müßte sich mit dem Bewußtsein ihrer guten Absicht trösten.

Sie wollen in Ihrem Journal, die auf beiden Hof-Theatern aufgeführten Stücke recensiren; das ist ganz gut: wie benehmen Sie sich aber, wenn Sie Ihre eigenen Schauspiele beurtheilen? Sie sollen gegen sich selbst strenge sein, können Sie das mit Freimüthigkeit, entfernt von aller Selbstliebe thun? Sie werden Fehler rügen müssen, von denen selbst Meisterstücke nicht frei sind. Ein kalter Beobachter und Beurtheiler Ihrer Stücke sollen sie sein — werden Sie das auch immer sein? wird nie Eigenliebe für Sie sprechen? und gesetzt, Sie schonten sich selbst nicht, und geständen frei, wo Ihnen was Menschliches begegnet ist — wird man nicht dann sagen können: warum vermeidet der Verfasser die Fehler nicht, die er selbst zu entdecken vermag *)?

*) Ich habe geglaubt, es verstünde sich von selbst, daß ich nie meine eigenen Stücke beurtheilen würde. Homo sum, nihil humani a me alienum puto, und ich bin sehr überzeugt, daß der Vater unmöglich alle Parteilichkeit für sein Kind unterdrücken kann. Aber ganz unbeurtheilt werden deshalb meine Stücke auch nicht bleiben. Ich zähle bereits einige sehr würdige Männer unter meinen Mitarbeitern, die das Richteramt über dieselben gründlich und unparteiisch verwalten werden. Am liebsten wäre es mir, wenn der Verfasser dieses Aufsatzes selbst zuweilen eine kritische Anzeige meiner Stücke übernehmen wollte. Er scheint mir mit allen dazu erforderlichen Eigenschaften ausgerüstet zu sein. Das Publikum, die Kunst und ich selbst würden unendlich dabei gewinnen, und ich wage es daher, ihn herzlich dazu aufzufordern, wenn seine Zeit es nur irgend erlaubt.

Nützlich sind die Bemerkungen über die Schauspieler, aber Sie stechen in ein Wespennest; selbst die bescheidenste Kritik können diese Herren kaum ertragen. Der Geringste unter ihnen dünkt sich oft ein vollendeter Künstler zu sein. Werden Sie wohl immer, in jedem Verhältnisse, bei jeden Umständen ganz unparteiisch sein können? Wird das wohl immer, auch mit Aufopferung Ihrer Ruhe möglich sein? Der größte Mann ist doch nur ein Mensch. — Sind Sie ganz frei von Vorurtheilen, sind Sie immer fest und unerschütterlich in Ihrer Denkungsart? Sie, der Sie ein Mitglied der Direktion sind und mit dem Theaterausschusse in so enger Verbindung stehen? Die Hand auf's Herz — — Auch unsern ersten Schauspielern am Hoftheater begegnet oft was sehr Menschliches — — quandoque bonus dormitat Homerus — Sollen Sie diese nicht rügen dürfen? und werden diese Künstler immer auch mit der bescheidensten Kritik zufrieden sein? Beleidigte Eigenliebe gebiert nicht selten wunderliche Dinge — sie gebiert auch die Kabale, das Schooskind des Theaters. Ein, bis zwei sich beleidigt geglaubte Schauspieler können oft ein ganzes Publikum stimmen, vorzüglich, wenn sie dessen Lieblinge sind *). Ich

*) Alles was der Verfasser hier anführt, ist freilich größtentheils sehr wahr. Die Wespen werden stechen, ich muß es dulden. Wie viel Gutes würde denn wohl in der Welt geschehen, wenn man sich immer vor den Wespen fürchten wollte? — Unparteiisch werde ich sein, so viel ein Mensch es nur immer sein kann. Mit dem Theater-Ausschusse stehe ich in gar keiner engen Verbindung.

könnte Ihnen eine Menge redender Beispiele anführen, wenn ich ohnehin nicht zu weit ausgeholt hätte. Inzwischen gehört dieser Brief nicht in Ihr Journal, ist auch nicht für dasselbe geschrieben *).

Die Zergliederungen der beliebten Stücke auf den Theatern der Vorstädte und die Bemerkungen über die Schauspieler dieser Schaubühnen, könnten von großem Nutzen sein, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß man tauben Ohren predigt. Da geht die Kunst wirklich nach Brot. Man will nichts Besseres sehen, als man gegenwärtig sieht, dahin läuft man sich die Füße lahm und selbst unsere sogenannten süßen Herrchen, die gleich Alles, was ihnen nicht behagt, fad finden, sind meistens in den Schauspielhäusern der Vorstädte zu treffen. Die Vorsteher dieser Theater sagen, sie müßten sich, um nicht zu verhungern, oder die Schauspielhäuser auf

---

Ich werde die Fehler des ersten Schauspielers wie die des letzten rügen. Die Kabale wird freilich gegen mich zischen; aber unmöglich kann ich mir einen so kleinen Begriff von unserm Publikum machen, daß ich fürchten sollte, die beleidigte Eitelkeit Eines Schauspielers werde im Stande sein, ein ganzes Publikum gegen mich zu stimmen.

*) Um Verzeihung! das widerspricht Ihrer gütigen Aeußerung im Eingang Ihres Briefes, wo Sie ausdrücklich sagen: »Daß es mir frei stehe, Ihre Gedanken in meinem Journal zu benutzen u. s. w.« Das konnte ich aber nicht besser, als wenn ich sie ungetheilt dem Publikum vorlegte. Mich dünkt, das war meine Pflicht, und — ich darf mit Wahrheit hinzusetzen — eine angenehme Pflicht.

immer zu versperren, nach dem Geschmacke des Publikums richten.

Ueberhaupt, glaube ich, sollte die Anzahl der Schauspieler in allen österreichischen Erblanden vermindert werden; auch sollte man nicht jeden Ungeweihten in Thaliens Tempel treten lassen. Der Troß schändet die Kunst und verwürzt und verwässert den Geschmack des Publikums. So lange jeder liederliche Bube, jede feile Dirne Schutz beim Theater findet; so lange in einem jeden unbedeutenden Städtchen oder Fleckchen eine Fratzenbude errichtet werden darf; so lange man nicht alle herumirrenden Horden von Histrionen und Parasiten aufhebt; verspreche ich mir von der großen Kunst des Schauspielers, für die ich so viel Ehrfurcht hege, keine bessere Epoche, und nie die Gründung eines besseren Geschmackes. Bei genauer und unparteiischer Prüfung eines Schauspielers, der auch ein scientifischer Kopf sein müßte, würde ich vorzüglich auf die Sittlichkeit eines jeden Individuums sehen und keinen von bescholtenen Sitten in die Zahl der Schauspielergesellschaft aufnehmen *).

Ich halte es nicht für gut, daß Sie sich in keine Erörterungen einlassen wollen, wenn Sie einen der eingesandten Aufsätze ungenutzt zurücklegen. Es kann oft mancher Aufsatz zurückgelegt werden, der von Nutzen wäre und ästhetischen Werth hat; es können Sie manchmal bloße Privatursachen zwingen, diesen oder jenen Aufsatz zu unterdrücken. Ich be-

*) **Pia desideria**, denen ich herzlich beistimme.

rufe mich hier wieder auf unsere Menschlichkeit, die uns nur zu oft parteiisch macht *).

Da Sie wöchentlich nur einen bis zwei Bogen zu liefern gedenken; so kann ich nicht begreifen, wie Sie alle die Gegenstände erschöpfen können, die Sie in Ihrer Ankündigung berühren. Es ist ein zu weites Feld, das Sie eröffnen, und der enge Raum Ihrer Hefte verbietet Ihnen eine jede Materie so auszuführen, als sie ausgeführt werden müßte.

*) Nie werden mich Privatursachen zwingen, einen Aufsatz zu unterdrücken. Man sende mir immerhin Angriffe auf mich selbst; sie mögen so hart sein, als sie wollen, wenn sie nur mit Bescheidenheit vorgetragen sind, so wird man sie immer wörtlich eingerückt finden. Das sind auch die Gesinnungen der Direktion, die zwar wohl weiß, daß sie irren kann, die aber, bei der Ueberzeugung von der Lauterkeit ihrer Gesinnungen, keinen Angriff scheuen darf.

Hingegen glaube ich, es sei zu viel von mir gefordert, mich in Erörterungen über schlechte Verse, oder ungesalzene, langweilge Prose einzulassen, die beide gewiß nicht ausbleiben werden. Gewiß würden solche Erörterungen dem Publikum am Ersten lästig werden, und überdies den ohnehin knapp zugeschnittenen Raum noch mehr verengen. Indessen verspreche ich, wenigstens den Empfang jedes Aufsatzes in diesen Blättern zu bescheinigen, damit das Publikum erfahre, was ich erhalten habe. Ich mache sogleich den Anfang, und zeige hiermit an, daß mir ein sehr langes Gedicht in ungereimten Versen, auf Frau v. Weissenthurn als Natalie in den Corsen, zugeschickt worden, welches mir für das Publikum nicht Interesse genug zu haben schien.

Wollen Sie Alles nur oberflächlich berühren? Das glaube ich nicht; denn da wäre das ganze Journal ohne Nutzen. Die Analysirung der Stücke und des Spiels der Schauspieler nimmt keinen geringen Raum ein, was bleibt für die übrigen Materien? Für Gedichte, kleine Abhandlungen, Klagen, Vorschläge rc. für die sogenannten Antikritiken und das theatralische Intelligenzblatt selbst? Mehrere Stücke werden die Woche hindurch aufgeführt; wollen Sie von allen Stücken als Recensent sprechen, oder nur von einem jedem etwas? In Fortsetzungen vielleicht in den späteren Heften? Auch dann würden Sie nicht alles ausführen können *). Ich kenne beinahe alle Theater-Journale, aber nur wenige, aus denen man was lernen könnte. Außer »Lessing's Dramaturgie,« den »Schinkischen Schriften« und der vor fünf Jahren anonym herausgekommenen »Wiener Theaterkritik,« ist mir keine dramaturgische Schrift bekannt, die von Nutzen sein könnte **). Ich betrachte unsere übrigen Theater-Journale, als bloße Theateranzeigen.

*) Ich will weder erschöpfen — denn le secret d'ennuyer est celui de tout dire — noch blos oberflächlich berühren. Freilich ist der Raum sehr beschränkt, doch die Direktion wird sich im Nothfall nicht an die vorgeschriebene Bogenzahl binden, sondern mehr leisten als sie versprach. — Nicht von allen Stücken werde ich als Recensent sprechen, sondern nur von denen, welche zum ersten Male aufgeführt werden.

**) Ich erstaune, hier nicht auch die Schriften eines Sonnenfels angeführt zu finden, die Gedankenfülle mit der edelsten Sprache verbinden.

Was kann der angehende Dichter, der Schauspieler und unser Publikum daraus lernen? Daß Ihr Journal belehrender als unsere gewöhnlichen Theater-Journale sein wird, versprechen wir uns hier alle von Ihrem Talente; aber noch mehr würden wir uns zu versprechen haben, wenn Sie eine ganz freie Hand hätten, und nicht in so enger Verbindung mit dem Hoftheater ständen *).

Dieser, obschon sehr lange Brief, ist in reiner Absicht, auf Einrathen meiner Freunde mit deutscher Freimüthigkeit geschrieben und vielleicht des ferneren Nachdenkens werth. So wie ich gewohnt bin, freimüthig beurtheilt zu werden; so pflege ich auch meine Meinungen freimüthig zu äußern. Uebrigens kann ich Sie versichern, daß Sie in Zukunft durch mich mit keinem Aufsatz mehr belästiget werden **), weil ich

*) Noch Einmal — ich werde nie in die Klasse feiler, gedungener Schriftsteller herabsinken. Meine Verbindung mit dem Hoftheater wird dieses Journal auf keine Weise beeinträchtigen. Die Direktion wünscht Wahrheit zu hören, ein Beweis, daß sie das Zutrauen des Publikums verdient.

**) Ich hoffe, der Verfasser werde dieses harte Wort zurück nehmen, denn nichts könnte dem Publikum und dem Herausgeber willkommener sein, als die thätige Theilnahme eines Mannes, der mit so gründlicher Gelehrsamkeit, einem so gebildeten Geschmack und einer durchaus korrekten, körnigen Sprache, den echten Ton der Bescheidenheit verbindet. Möchte er sich durch die herzliche Anerkennung seines Verdienstes bewegen lassen, auch in Zukunft die Stunden seiner Muse diesen Blättern zu weihen! S e i n e Streiche werden gewiß nie Luftstreiche sein.

dazu weder Zeit noch Muse habe, und weil ich weiß, daß in unsern Zeiten der beste dramaturgische Kopf nur Streiche in die Luft thut.

Ich bin mit wahrer Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster Diener N. N.

Beilage D.

K. K. National-Hofschaubühne.

(Unter dieser Aufschrift wird künftig in jeder Zeitung von den täglich in den beiden Hoftheatern aufgeführten Stücken, und den darauf sich beziehenden Theater-Vorfällen eine beurtheilende Nachricht gegeben werden.)

Am 31. August haben die National-Hofschauspieler ihre Vorstellungen nach den Ferien, mit dem Schauspiele von Iffland: »der Hausfriede« betitelt, wieder eröffnet. Das Publikum hatte das Vergnügen, Herrn Müller, Vater, und Madame Schütz, welche beide seit langer Zeit krank waren, zum ersten Male wieder zu erblicken. Es ist schon bekannt, daß Herr Müller sich in dem genannten Schauspiele besonders auszeichnet. Das Publikum bezeigte lebhaften Beifall; der größte Theil hätte jedoch der Vorstellung einen etwas raschern Gang gewünscht.

Im Kärntnerthor-Theater ward die Oper „Pirrho" gegeben, und zum Beschluß »das Lager der Panduren," ein artiges Divertissement von Herrn Trafieri, in welchem am 24. des verflossenen Monats, ein neu angenommener Gro-

tesk-Tänzer, Herr Angiolini der Jüngere, zum ersten Male mit verdientem Beifalle auftrat.

Am 2. August sang Herr Marchesi zum letzten Male, in der Oper Lodoiska, und hinterließ uns, nach so manchen Beweisen seiner vollendeten Kunst auch noch einen schönen Beweis seiner Menschenliebe, indem er die von der Direktion für ihn bestimmte Einnahme den Armen überließ.

Am 3. August ward auf dem Theater nächst der Burg ein neues Lustspiel in vier (eigentlich in fünf Akten) gegeben, betitelt: »Der verliebte Briefwechsel," von C. F. Huber, Verfasser des heimlichen Gerichts, nach dem Französischen der Intrigue épistolaire des Fabre d'Eglantine frei bearbeitet. Zwar nur ein bloßes Intriguenstück; aber doch ein unterhaltendes Produkt der jetzt so unfruchtbaren französischen dramatischen Muse. Es hat viele Aehnlichkeit mit Beaumarchais beliebtem Barbier von Sevilla, und erreicht dasselbe zwar nicht in der Feinheit des Witzes, aber doch in der feinen und verwickelten Anlage mancher wahrhaft komischen Situationen. Durch Weglassung einiger müßigen Scenen, und durch das Zusammenziehen des vierten und fünften Akts hat es allerdings gewonnen, und vielleicht wäre es gut gewesen, das Ganze noch mehr abzukürzen. Auch die gute Besetzung der Rollen und das rasche Spiel trugen das ihrige dazu bei, das Stück unterhaltend zu machen. Besonders hat unsere vortreffliche Madame Adamberger, durch Uebernahme einer kleinen, minder bedeutenden Rolle, sich neuen Anspruch auf den Dank des

Publikums erworben, indem sie gezeigt hat, daß eine große Künstlerin auch in kleinen Rollen zu glänzen weiß, und das Ganze, durch eine solche nachahmungswürdige Gefälligkeit gegen das Publikum, sehr gewinnt. Herr Ziegler stellte den excentrischen, nur für seine Kunst lebenden Maler vortrefflich dar. Die Rolle des Doktors Wolf scheint jedoch etwas mehr Lebhaftigkeit des Spiels zu erfordern. Am 4ten wurde dasselbe Stück im Kärntnerthor-Theater wiederholt.

Am 5. gab man im Burgtheater den »Lorbeerkranz« oder die »Macht der Gesetze,« ein Schauspiel in fünf Akten, von Herrn Ziegler. Das Publikum hat über den Werth dieses Stücks schon längst entschieden. Es ist unstreitig Herrn Zieglers vorzüglichste Arbeit. Die Rollen sind größtentheils gut besetzt. Der Vaterschmerz, zu Ende des Akts, durch Herrn Brockmann dargestellt, ist ein Triumph der Kunst. Auch Frau v. Weissenthurn spielt mit Wahrheit, Feinheit und Empfindung. Hr. Schütz und Madame Baumann hingegen scheinen mehr Talent für eine andere Gattung von Rollen zu haben.

Am 6. ward das beliebte Lustspiel, die Schachmaschine, aufgeführt, in welchem Hr. Roose, ein neu angenommenes Mitglied, zum ersten Male in der Rolle des »jungen Ruf« auftrat. Er ist aus Königsberg hieher berufen worden, und verdient ohne Zweifel den Namen eines Künstlers. Seine Deklamation ist durchaus richtig, sein Geberdenspiel fein und leicht; er weiß seine Rolle zu nüanziren, ohne jemals in den Fehler der Uebertreibung zu fallen, welches, beson-

ders in dieser Rolle, so leicht ist. Er hat den hier so seltenen Conversationston vollkommen in seiner Gewalt; und mit allen diesen Vorzügen verbindet er eine einnehmende Gestalt und ein reines Sprach-Organ. Es konnte daher nicht fehlen, daß ihm lauter Beifall zu Theil wurde. Im ersten Akt sprach er jedoch zu leise, und die Furcht, mit welcher er die Bühne zu betreten schien, erzeugte Anfangs einen gewissen Mangel an Lebhaftigkeit, der aber nach und nach abnahm, und endlich im fünften Akt ganz verschwunden war. Nach Endigung der Darstellung wurde er unter lautem Beifall hervorgerufen, und dankte dem Publikum mit Bescheidenheit und Anstand.

Am 7. d. M. trat Herr Roose zum zweiten Male in Schröder's Portrait der Mutter, als „Reckau" auf, und erfüllte ganz die Erwartungen, die er schon durch sein Spiel vom vorigen Tage bei jedem Zuschauer erregt hatte. Die letzte Scene des dritten Akts ausgenommen, wo das Französische ihm nicht geläufig schien, spielte er die Rolle zur Zufriedenheit jedes Kenners. Nur vermißte man einen gewissen Grad von Lebhaftigkeit, der zu dieser Rolle unentbehrlich ist.

Außer Herrn Roose zeichnete sich noch vorzüglich Herr Müller, Vater, aus, der in der Rolle des „alten Wacker" nichts zu wünschen übrig läßt. Nach geendigter Vorstellung riefen viele Stimmen Herrn Roose, die meisten jedoch Herrn Müller hervor, und der verdienstvolle Greis erschien, mit Herrn Roose an der Hand, den er durch eine be-

scheidne Pantomime dem Publikum zu empfehlen schien. Der lauteste Beifall belohnte beide.

Den 8. erschien zum ersten Male, als »Magaretha,« in Iffland's Hagestolzen, Madame Stollmers auf unserer Bühne. Diese junge Schauspielerin ist von einem kleinen Theater in Reval hieher berufen worden. Sie ist noch nicht achtzehn Jahr alt, und da sie schon jetzt so viel leistet, so darf man sich in der Zukunft noch weit mehr von ihr versprechen.

Die Naivetät der meisten Schauspielerinnen auf der Bühne ist blos Muthwille oder Schalkhaftigkeit. Die ihrige ist mit Unschuld gepaart. Ihr Ton ist innig und wahr, und die wenigen Stellen, wo sie Herzlichkeit auszudrücken hatte, gelangen ihr eben so vortrefflich, als die muntern Darstellungen. Ihre Gestalt ist artig, und würde bei einer etwas vortheilhafteren Art, sich zu kleiden, noch mehr gewonnen haben; ihre Aussprache ist so verständlich, daß der Zuhörer auch nicht eine einzige Silbe verliert.

Der Beifall, den Madame Stollmers erhielt, war von der ersten Scene bis zur letzten laut und ungetheilt. Sie wurde hervorgerufen, und dankte dem Publikum, im Charakter der Margaretha, mit Bescheidenheit.

Der Reiz der Neuheit soll jedoch nicht den Dank vergessen machen, welchen man Herrn Brockmann schuldig ist, der durch die Wahrheit seines Spiels den Zuschauer unwiderstehlich an sich zog.

Am 9. wurde das Schauspiel des Herrn v. Kotzebue,

die »Korsen in Ungarn,“ gegeben, in welchem Madame Stollmers zum zweiten Male in der naiven Rolle der »Gärtnertochter“ auftrat. Mit Widerwillen erinnerte man sich der Karrikatur, zu welcher vormals die kleine Brückl diesen Charakter umgeschaffen hatte; um so mehr gefiel Madame Stollmers, die auch heute ganz Wahrheit und Natur war.

Was übrigens die Vorstellung im Ganzen betrifft, so war sie, Frau v. Weissenthurn ausgenommen, eben keine der vorzüglichen. Die Rollen waren nicht gut memorirt, und es herrschte eine gewisse Kälte im Vortrage. Herr Stephanie ist dieser Rolle zwar nie ganz gewachsen, doch heute schien er mehr als gewöhnlich die Schwierigkeiten derselben zu fühlen. Die letzte Scene des ersten Aktes wo er den Brief öffnet, mißlang ihm ganz, und konnte, so gespielt, unmöglich Wirkung thun. In Herrn Klingmann's Spiele war viel Pathos, aber wenig Natur. Madame Stephanie (Ottilie) legte in die erste Scene mit Natalien eine Neckerei, welche fast in Schalkheit ausartete, und welche mit der Angst, die sie kurz vorher und kurz nachher äußerte, seltsam kontrastirte. Kurz, der Darstellung mangelte die Kraft zu täuschen, ein Zauber, den ihr nur der immer rege, nie schlummernde Enthusiasmus des Künstlers verleihen kann.

Am 10. wurde zum ersten Male aufgeführt: »Der Tag der Erlösung,“ ein Schauspiel in vier Akten, von Herrn Ziegler. Der außerordentliche Beifall, mit welchem das

Publikum dieses Stück aufnahm, beweiset hinlänglich, daß Hr. Ziegler die erste unter allen schönen Künsten, die Kunst zu gefallen besitzt. In diesem jüngsten Kinde seiner Muse findet man vortreffliche herzerschütternde Situationen, eine kraftvolle Sprache, einen leichten raschen Dialog, und manche treffende Sentenz. Die liebenswürdige Agnes, welche der Griechin Chelonis nachgebildet zu sein scheint, und der Greis in Ketten, der seinem Staar ein Liedchen vorpfeift, erregen das lebhafteste Interesse. Die kältere Kritik möchte freilich erinnern: daß dieses Eine Schauspiel eigentlich in zwei verschiedene Schauspiele zerfällt, deren eines mit der Befreiung des Vaters zu Ende geht, und das andere in dem Augenblicke anhebt, in welchem der Greis das Bild seines Schwiegersohnes erkennt; daß die Erscheinung des Fürsten am Ende den Knoten nicht löset, sondern zerhaut; daß der Zuschauer, ungeachtet der Vergebung des Fürsten, dennoch eine unbefriedigte Empfindung mit nach Hause nimmt, indem man wohl fühlt, daß Agnes den begnadigten, aber nur schwach gerechtfertigten Verbrecher doch nicht mehr hochachten, und folglich diese Ehe nie wieder ganz glücklich werden kann: daß manche Sentenzen schwer zu erweisende Behauptungen enthalten, z. B. die: »Es gibt nur undankbare Männer, aber kein undankbares Frauenzimmer;« daß manche Bilder nicht glücklich gewählt scheinen, z. B. das: »Die Thränen rollen in den Wein, wie eure Liebe in mein Herz rollt« u. s. w. Aber zu allen solchen Kritteleien hat man wäh-

rend der Vorstellung keine Zeit. Man wird hingerissen, man überläßt sich gern einer angenehmen Täuschung, und vergießt sanfte Thränen.

Herr Brockmann stellte den Gefangenen vortrefflich dar. Schon seine Gestalt flößte Mitleid und Ehrfurcht ein. Sein Spiel, den zweiten ganzen Akt hindurch, war einzig aus der Natur gegriffen. Auch die Scene, wo er das Bild seines Verfolgers erkennt, gelang ihm vortrefflich. Frau von Weissenthurn spielte ihre Rolle mit Einsicht und warmen Gefühl. Nur Schade, daß sie bei leidenschaftlichen Stellen gleich Anfangs den Ton zu hoch nimmt, und dann bei dem Steigen der Empfindung, ihre Stimme unangenehm wird. Die rühmlichen Fortschritte, welche sie bisher in ihrer Kunst gemacht hat, lassen hoffen, daß sie auch diese Klippe in Zukunft vermeiden werde. Herr Lange hatte eine wenig dankbare Rolle übernommen, indem man sich für den Charakter des »Armenhold« unmöglich mit Wärme interessiren kann; er that indessen alles, was sich von einem solchen Künstler erwarten läßt, um die peinliche Empfindung zu mildern, welche der Urheber der neunjährigen Leiden eines unschuldigen Greises nothwendig erzeugen mußte. Die Feierlichkeit in Herrn Klingmann's Deklamation fängt sogar an sich bis auf seinen Gang zu erstrecken. Mit herzlichem Vergnügen erinnert man sich noch der Natur und Wahrheit, die er sich vor einigen Jahren so glücklich eigen gemacht hatte, und man ist überzeugt, daß wenn er nur will, es ihm leicht werden wird, diese alten

Freundinnen wieder an sich zu fesseln. Hier bietet sich eine Gelegenheit dar, ein für allemal einen Einwurf zu widerlegen, durch welchen man den Wunsch zu bestreiten sucht, den Conversationston, als den einzig wahren, mehr als bisher auf unserer Bühne eingeführt zu sehen. Man sagt: das Theater sei zu groß: man müsse die Stimme zu sehr anstrengen, und darüber müsse der Conversationston verloren gehen. Beispiele widerlegen diesen Vorwand am kräftigsten. Madame Adamberger, unsere, und vielleicht Deutschlands erste Schauspielerin, besitzt den Conversationston vollkommen, und doch redet sie eben so laut, als jeder andere. Eben das ist der Fall mit Herrn Weidmann, und noch einigen Andern; und gerade der Umstand, daß alle die, welche diesen Ton inne haben, Lieblinge des Publikums sind, beweiset hinlänglich, daß man die Vorzüge des Conversationstons fühlt. Man kann also recht gut, wenn man nur will, die vereinten Wünsche aller Kenner befriedigen. An Talent, dazu fehlt es gewiß keinem unserer bessern Schauspieler. Man höre nur auf, durch prunkvolle Deklamation nach lärmendem Beifall zu haschen; man folge unsern vorzüglichsten Mitgliedern auf dem Pfade der Natur, und unsere Bühne wird dann bald auf den ersten Rang Anspruch machen dürfen.

Zu Ende der heutigen Vorstellung wurden die Herren Ziegler, Brockmann, Lange, Klingmann und Frau v. Weissenthurn herausgerufen.

Am 11. ward das gestrige Stück mit großem Beifall

wiederholt, und die Herren Brockmann, Lange, und Frau v. Weissenthurn wurden abermals herausgerufen.

Am 12. traten Madame Stollmers und Herr Roose zum dritten Male als „Gretchen" und „Anton" in dem Lustspiele, die Verwandtschaften, auf. Das Talent des Herrn Roose ist noch fast größer in dieser Gattung von Rollen, als in der vorhergehenden, da eine gewisse Leichtigkeit, welche man dort vermißte, hier nicht wesentlich nothwendig war. Herr Roose sowohl als Madame Stollmers blieben der Natur durchgehends treu, und unterhielten das Publikum sehr angenehm durch ihr wahres, naives Spiel. Sie wurden zu Ende der Vorstellung beide herausgerufen, und mit lautem Beifall empfangen. Madame Rivolla zeichnete sich in der Rolle der „Bäuerin" vortheilhaft aus, aber die des „Peter Vollmuth" wurde sehr kalt vorgetragen.

Am 13., in Gegenwart Ihrer kaiserlichen Majestäten, Wiederholung des neuen Ziegler'schen Schauspiels: „der Tag der Erlösung."

Wegen plötzlicher Krankheit des Herrn Baumann konnten die für die nächsten Vorstellungen bestimmten Stücke nicht gegeben werden. Anstatt derselben wurde am 14. das Lustspiel des Herrn Ziegler: „Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person," aufgeführt. Madame Adamberger entzückte jeden Zuschauer durch ihr reizendes natürliches Spiel und Herr Weidmann gab abermals einen Beweis, daß man auch ohne zu übertreiben ein großer komischer Schau-

spieler sein kann. Herr Brockmann spielte den »Hans Stadinger« ganz im Geiste des Ritterzeitalters, welches schon allenfalls verstattet, die Farben ein wenig stark aufzutragen; jedoch aber nicht so stark; als Georg der Knappe, zu thun sich erlaubte.

Am 15. ward die »Schachmaschine« wiederholt. Am 16. der »Graf von Burgund,« worin ein neu aufgenommenes Mitglied, Herr Stollmers, zum ersten Male als »Ritter Blonai« auftrat. Die Wahl dieser zwar nicht ganz unbedeutenden, aber doch kleinen Rolle bewies schon hinreichend, daß Herr Stollmers ein bescheidener, anspruchloser Mann ist. Er hatte den Charakter des ehrlichen Ritters richtig gefaßt, und wenn man sich erst an seine etwas fremde Aussprache gewöhnt haben wird, so ist zu hoffen, daß er für dergleichen Rollen, die oft so viel zum Gelingen des Ganzen beitragen, kein unbrauchbares Subjekt sein werde.

Aus

August's von Kotzebue

hinterlassenen Papieren.

Betrachtungen über mich selbst bei Gelegenheit zweier Recensionen in der jenaischen Literaturzeitung.

Man glaubt gewöhnlich, die Eigenliebe sei jederzeit der Maaßstab, nach welchem ein Mensch sich selbst beurtheile, und daher das allgemeine Mißtrauen des Publikums gegen Selbstbiographien. Ich meine in reifern Jahren, wo so manche Täuschung schwindet, könne man es schon über sich gewinnen, gleichsam aus sich heraus zu treten, und, wie vor einem Spiegel, mit scharfem Auge sein eigenes Bild zu mustern, wenn man nur ernstlich will. Wohlan, es gelte einen Versuch. Es wird bei dieser Gelegenheit noch manches andere zur Sprache kommen, was, ohne Rücksicht auf mich, den Leser interessiren könnte, und so verzeiht er mir auch wohl um deswillen das übrige, was er vielleicht ohne Theilnahme liest. Im voraus darf ich ihn versichern, daß das Sprichwort: „wie man in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus!" hier nicht in Anwendung gebracht werden soll. Doch sehe ich mich gezwungen, ehe ich auf die Recensionen komme, welche diesen Aufsatz veranlaßt haben, etwas weiter auszuholen.

Viele halten mich für *eitel*. Es wäre kein Wunder, wenn ich's geworden wäre, durch all den Weihrauch, den man vormals mir gestreut hat, und oft noch jetzt streut;

aber — die Hand auf's Herz — ich habe mir nie auf mein Talent etwas eingebildet, ich habe es immer für eine bloße Naturgabe gehalten, die zufällig durch die Lage, in der ich mich als Knabe befand, entwickelt worden. Am meisten pflegen die Menschen sich auf dasjenige einzubilden, was zu erlangen sie Mühe gekostet hat, und je größer diese Mühe war, je größer ist in der Regel die Einbildung des Besitzers. Daher kömmt es zum Beispiel, daß gelehrte Sprachforscher gewöhnlich auf alle übrigen Künste und Wissenschaften mit einiger Geringschätzung herabsehen, denn sie haben nichts von der Natur, sie haben alles mühsam erwerben müssen.

Ein Gleichniß möchte passen, wenn es auch ein wenig hinkt. Der reiche Mann, der sein Vermögen bei Groschen hat sammeln müssen, legt höhern Werth auf den Reichthum, als der, der ihn geerbt hat. Jener hält zu Rathe, dieser verschwendet. Wie? wenn ich auch nur geerbt und bisweilen verschwendet hätte? —

Mein kleines Erbtheil habe ich von der Natur und daher kam es, daß, als ich meine dramatische Laufbahn begann, ich selbst am meisten überrascht wurde durch das Lobpreisen, welches mir von allen Seiten entgegen hallte; und daher kommt es, daß ich noch jetzt (vermuthlich mit Unrecht) weit höhern Werth auf meine historischen Arbeiten lege, als auf meine dramatischen Schöpfungen; eben weil jenes Arbeiten und dieses Schöpfungen sind; weil jenes mir viele und dieses keine Mühe verursacht hat.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft des sonderbaren Eindrucks, den es auf mich machte, als ich 1788 „Menschenhaß und Reue" geschrieben, bald darauf 1789 eine Reise nach Deutschland unternahm, als in Berlin Engel, Rammler, Nicolai und so manche andere, damals lebende Gelehrte, auch die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie, mich mit einer Art von Enthusiasmus aufnahmen, als in Pyrmont J. G. Jacobi, Zimmermann und mehrere von den anwesenden Fürsten mich mit Lobsprüchen überhäuften; was empfand ich damals? eine fröhliche Verwunderung, durchaus nicht Eitelkeit. So ungefähr mag einem hübschen Mädchen zu Muthe sein, das in ländlicher Stille erzogen, zum ersten Male in die Welt tritt, und zum ersten Male hört, daß sie hübsch ist. Freilich wird sie nun sich lieber als zuvor im Spiegel beschauen, sie wird vermuthlich etwas eitel werden, das kann kaum fehlen; aber, wenn sie vernünftig ist, doch nicht eitler, als man einem hübschen Mädchen wohl vergibt. Auch mich haben Vernunft und Feinde vor Eitelkeit bewahrt. Wohl verstanden, ich war nie auf meine Schriften eitel, wohl aber — sonderbar genug — nicht selten auf die Auszeichnungen, die mir widerfuhren, obgleich sie nur eine Wirkung meiner Schriften waren. Ich hatte es gern, daß sie bekannt wurden, trug gern dazu bei, und muß noch jetzt über manche Schwachheit lächeln, die ich in dieser Rücksicht begangen habe. Daher mag mir auch wohl der Ruf der Eitelkeit gekommen sein. Nun ja, es war eine persönliche, aber

keine schriftstellerische Eitelkeit. Habe ich die letztere jemals besessen, so sind es doch schon viele Jahre her, daß keine Spur davon in mir sich regt, wie alle meine Freunde, alle, die mit mir umgehen, gewiß bezeugen werden.

Außer diesen Zeugnissen habe ich auch noch andere Beweise. Wenn ich ein eitler Dichter wäre, woher käme es denn, daß ich meine Nebenbuhler wahrhaft hochschätze, und sogar meinen bittersten Feinden gern Gerechtigkeit widerfahren lasse, wo sie es verdienen? — Eitelkeit wird verwundet durch fremde Vorzüge. Allein ich habe mich aufrichtig gefreut, als Müllner auftrat, ich lese sogar mit Vergnügen, was Schlegel und Merkel Gutes geschrieben haben; und diese Freude, dieses Vergnügen sind durchaus mit keiner unangenehmen Empfindung gemischt. Selbst die giftigen Beurtheilungen von Allem, was ich schrieb (besonders in der jenaischen Literaturzeitung) verbittern mir schon lange keine Viertelstunde mehr. Ich kann nicht sagen, daß ich sie gern lese (denn wie könnte es mir gleichgültig sein, daß Männer, die vielleicht übrigens recht brave Männer sind, sich so gehässig und so leidenschaftlich gegen mich beweisen?); aber es verwundet meine Eitelkeit nicht, und ich besitze Kraft genug, mir das Wahre in ihren Beurtheilungen zu gestehen. Uebrigens führen sie ja seit zwanzig Jahren immer dieselbe Sprache und Niemand hört darauf, was sie freilich wohl immer verdrießlicher machen muß.

Der einzige Vorwurf, der mich wirklich schmerzt, den jeder Lump zu Markte bringt und bis zum Ekel wiederholt,

wenn er mir nicht auf andere Weise schaden zu können vermeint, ist der: daß meine Schriften unsittlich seien. Gott sei Dank! ich nähre die innigste Ueberzeugung, die keine Recension mir jemals erschüttern wird, daß Niemand auf der Welt aus irgend einem meiner Schauspiele die Vertheidigung einer unsittlichen Handlung schöpfen kann; daß vielmehr die meisten derselben darauf abzwecken, irgend eine Tugend einzuprägen.

Auch haben meine Anschwärzer noch nie versucht, mir den Vorwurf zu beweisen, sondern sie begnügen sich immer mit der allgemeinen Behauptung: so sei es. Könnten sie es beweisen, fürwahr, sie hätten es längst gethan. So wie man während der Revolution manchem braven Manne dadurch zu schaden suchte, daß man ihn einen Jacobiner schalt, ohne Beweise für seinen Jacobinismus aufstellen zu können, so machen es die Herren mit mir; und gleich wie damals eine solche unerwiesene Anschuldigung hinreichend war, Leute, die nicht selbst prüfen, gegen einen ehrlichen Mann einzunehmen, so geht es auch mir.

Was mag wohl zuerst die Scheingründe geliehen haben, auf welche jene Schreier, die oft selbst die unsittlichsten Menschen sind, sich stützen? —

Ich habe in Menschenhaß und Reue eine Ehebrecherin liebenswürdig dargestellt; aber sie wird von den Qualen der bittersten Reue gefoltert — sie ist höchst unglücklich! sie bekennt sogar in der edlen Lüge, daß auch die Verzeihung ihres Gatten ihr die Ruhe nicht wiedergeben kann. Ist das

unsittlich? ist es nicht vielmehr eine drohende Warnungs-tafel? Und haben Eulaliens Gewissensbisse nicht wirklich mehr als eine Frau zu ihrer Pflicht zurückgeführt? — Mir selbst sind drei solche Beispiele bekannt, wie viele mögen mir unbekannt geblieben sein. Man stelle mir hingegen nur ein Beispiel auf, daß eine Frau durch Eulaliens Leiden auf Irrwege verlockt worden, und ich will zusehen, wie mein Schauspiel durch Henkers Hand verbrannt wird.

Göthe hat in seiner Stella die Ehe mit zwei Frauen, im Götz eine grelle Buhlschaft aufgestellt; er hat in seinem Werther einen Selbstmörder liebenswürdig geschildert, er läßt in seinen Mitschuldigen eine Frau ihren Liebhaber in der Nacht besuchen; er hat in den Hexen-Scenen seines »Faust" manches derbe Wort ausgesprochen; und Niemand schilt ihn unsittlich. Schlegel hat irgend wo eine Ehe en quatre proponirt, und Niemand schilt ihn unsittlich. Müllner läßt in seiner »Zweiflerin" eine Dame ihrem Liebhaber den Antrag thun, daß sie zwar einen Andern heirathen, aber nebenher mit ihm leben wolle, und sein angolischer Kater ist auf eine Zweideutigkeit gebaut; dennoch schilt Niemand ihn unsittlich. Muß ich denn nun nicht glauben, daß man blos, um mir persönlich weh zu thun, nur aus meinen Schriften jedes verfängliche Wort heraushebt?

Hie und da enthalten meine Schauspiele scherzhafte Anspielungen auf Geschlechtsliebe, und diese werden mir (gewöhnlich von solchen, die sie am liebsten hören) zum

Verbrechen gemacht. Molière ist in dieser Hinsicht sehr viel derber, und nie hat man ihm Unsittlichkeit vorgeworfen. Wenn in Schiller's »Kabale und Liebe" der Präsident fragt: ob sein Sohn auch seine H — jedesmal richtig bezahlt habe? so ist, nach meinem Bedünken das weit stärker, als alle Scherze, die ich mir jemals erlaubte, dennoch gilt er für den keuschesten Dichter. Meine Anspielungen sind alle von der Art, daß ein unschuldiges Mädchen sie nicht verstehen wird, und auch eine sittsame Frau dabei nur lächeln kann. Selbst das verschrienste, und zugleich das beste meiner Lustspiele, der Rehbock, ist blos ein heiterer Scherz, der durchaus keine Veranlassung geben kann, sittsame Frauen und Mädchen auf Irrwege zu führen. Gleich von der ersten Scene an ist der Zuschauer völlig von der Unschuld der Situation unterrichtet, und das Komische, oder, wenn man will, das Zweideutige, liegt blos in der Unwissenheit der spielenden Personen. Ich freue mich, gehört zu haben, daß selbst Göthe dieses Lustspiel mit Wärme in Schutz genommen hat.

Aber gesetzt, es kämen in einigen meiner Stücke Stellen oder Situationen vor, welche eine allzuschüchterne Sittsamkeit beleidigten, warum wird denn immer nur von diesen seltenen Auswüchsen gesprochen? warum denn nie von den vielen meiner Werke, in welchen ich die Tugend im Allgemeinen, oder auch einzelne Tugenden auf das Wärmste empfohlen habe? — Ich nenne unter Andern die Versöhnung (die wirklich alte Feinde in Freunde

verwandelt hat), das Kind der Liebe (das wirklich einem hilflosen Unglücklichen seinen Vater wieder gab), Ubaldo, falsche Scham, die Verleumder, Lohn der Wahrheit, die Stricknadeln, die deutsche Hausfrau, den Brief aus Cadix, den Opfertod, das Epigramm, den Ruf, das Schreibepult rc. rc. Athmen sie nicht Alle die reinsten Grundsätze der Moral? Wer hat sie spielen sehen ohne Erregung sittlicher Gefühle? und warum erwähnt man ihrer nicht? — Weil Haß und Neid nur das Böse hervorklauben, das Gute verkleinern, am liebsten mit Stillschweigen übergehen. Sie fühlen nicht, daß sie auf diesem Wege doch nichts gegen mich ausrichten, und nun seit einem Menschen-Alter nichts ausgerichtet haben. Sie schämen sich auch nicht, denn sie schleichen verkappt in den Tagesblättern herum. Litera non erubescit. Wenn sie aber einmal genöthigt würden, statt eines Buchstabens ihren Namen hinzuschreiben, wie dann? —

Bisweilen hat mich auch wohl eine Art von Verdruß angewandelt, wenn ich las, und immer wieder lesen mußte, daß man mich mit Iffland zusammenstellte. Nicht als ob ich Iffland's Verdienste nicht erkennte und schätzte, oder als ob es mich unrühmlich dünkte, meinen Namen neben dem seinigen genannt zu hören; sondern weil die Zusammenstellung durchaus falsch, der Charakter meiner Stücke und der seinigen durchaus verschieden ist. Iffland beschränkte sich allein auf Darstellung häuslicher Verhält-

nisse, und drehte sich dabei in einem engen Kreise herum. Ich habe freilich auch mitunter häusliche Verhältnisse geschildert, aber in den wenigsten meiner Stücke, die bei Weitem größere Zahl hat ganz andere Zwecke. Ich nenne zum Beispiel Octavia, den Schutzgeist, Rudolph von Habsburg, Gustav Wasa, Bayard, Hugo Grotius, die Hussiten vor Naumburg, Johanna von Montfaucon, die Kreuzfahrer, den Grafen von Burgund, Ubaldo, die Sonnenjungfrau, Rolla's Tod rc. rc. eine Gattung von Schauspielen, welche Iffland hervorzubringen sich nie geneigt fühlte. Eben so wenig hatte, oder zeigte er Talent für das eigentliche Lustspiel, und Stücke wie die deutschen Kleinstädter, die beiden Klingsberge, den Rehbock, den Wirrwarr, die Pagenstreiche u. s. w., hat er nie geschrieben. Woher kommt es denn, daß man, um Dichter einer gewissen, sehr beschränkten Gattung anzudeuten, immer Kotzebue und Iffland zusammenstellt? — Das kommt daher, weil man eben diese Gattung gern als untergeordnet bezeichnet, und weil man eben so gern die Gelegenheit ergreift, alle meine Stücke in Bausch und Bogen in eine untergeordnete Klasse zu setzen.

In Nr. 228 der jenaischen Literatur-Zeitung vom Jahre 1816 hat ein gewisser Herr T—a die Backen sehr vollgenommen, also sprechend:

»Herr v. Kotzebue hat durch seine dramatischen Arbeiten überhaupt und durch seine dramatischen Almanache ins-

besondere, allbekanntlich, den Verfall der Darstellungskunst und der Bühne in Deutschland herbeigeführt. Er ist es, der durch seine Frivolitäten, durch glänzende, aber gehaltlose Witzspiele, durch Concetti's und Trivialitäten, ja nicht selten durch unanständige Zweideutigkeiten seinen besonders kleineren Stücken für ein ungebildetes, oder zum Theil unsittliches Publikum einen ephemeren Reiz verlieh, der zwar die Theater-Kassen augenblicklich füllte, aber den reinen Geschmack, das wahre ästhetische Gefühl gänzlich ertödtete, und diesen, so wie zugleich der dramatischen Kunst und den Sitten, unheilbare Wunden schlug."

Das heißt doch wohl das Kind mit dem Bade verschütten? — Ich will den geehrten Verfasser nicht daran erinnern, daß vier fremde Worte in einer einzigen Periode dem guten Geschmacke eben nicht zusagen, denn er könnte mir antworten: es sei sein Geschmack und sein Geschmack sei der einzig gute; ich will ihn blos versichern, daß seine komische Tirade mir ein Lächeln entlockt hat. Wir wollen sie doch ein wenig näher beleuchten.

Er setzt voraus, daß in Deutschland die Darstellungskunst und die Bühne in Verfall gerathen seien. Diese Voraussetzung muß vor allen Dingen bewiesen werden; denn wenn etwa der Verfall garnicht da wäre, so konnte ich auch nicht Schuld daran sein. Dieser Verfall ist nach seiner Meinung vorhanden, seitdem ich für die Bühne schreibe, also seit 1788. Worin besteht er denn? hat es

etwa seit den letzten fünfundzwanzig Jahren weniger gute Schauspieler gegeben als vorher? — Das ich nicht wüßte. Schröder, Iffland, Fleck, Brockmann, eine Bethmann u. s. w. haben während dieser Zeit geglänzt, und sich vielfältig, besonders in meinen Stücken ausgezeichnet. Auch jetzt noch glänzen Devrient, Wolf, Eßlair, Koch und viele mir unbekannte. Was will denn also der Kläger mit seinem Verfall der Darstellungskunst? — In großer Menge haben die trefflichen Schauspieler nie existirt, am wenigsten vor meiner Zeit. Also muß ich den Kläger bitten, mit seinen Beweisen hervorzurücken, und wenn es ihm zu beweisen gelingt, dann erst stehen wir an der Frage: in wie weit ich es verschuldet habe?

Eben so wenig, scheint es mir, habe die deutsche Bühne Rückschritte gemacht, wenn von den Werken die Rede ist, die für dieselbe geschrieben worden. Schiller, Collin, Iffland, Müllner, und noch so manche Andere, haben sie zu meiner Zeit bereichert. Sie ist vor meiner Zeit nie mehr bereichert worden, denn auch die guten Dichter sind zu allen Zeiten selten. Wo ist denn da Verfall? — Man hat das Wort jetzt sehr oft im Munde, aber ich möchte kühn behaupten: man weiß gewöhnlich selbst nicht, was man dabei denkt. Unsere Recensenten loben immer das Vergangene, damit sie nicht nöthig haben, das Gegenwärtige zu loben.

Das Einzige, was seit fünfundzwanzig oder dreißig Jahren der deutschen Bühne großen Schaden thut, das

Einzige, was ihren Verfall wirklich herbeiführt, sind die Spektakel-Opern und Spektakel-Stücke. Diese verderben den reinen Geschmack, verwöhnen das Publikum an sinnliche Genüsse; nöthigen die Direktionen zu ungeheuren Ausgaben; zwingen sie, das eigentliche Schau- und Lustspiel zu vernachlässigen und das Geld, womit sie einen ausgezeichneten Schauspieler hätten besolden können, lieber an einen Menschen zu wenden, der singen, aber nicht sprechen und gewöhnlich auch nicht stehen und gehen kann. Ferner rauben die Opern und Spektakelstücke so viele Zeit zum Einstudiren und Einüben des Mechanischen, daß für die Kunst-Proben zu wenig Zeit übrig bleibt. Man muß selbst eine Bühne verwaltet haben, auf welcher fünf- oder auch nur drei- und vier Mal wöchentlich gespielt wurde, um zu wissen, wie oft man mit den Proben in's Gedränge kommt. Zum Einstudiren einer neuen heutigen Oper heischt der Musik-Direktor deren zwanzig bis dreißig, wobei nicht allein die eigentlichen Sänger gegenwärtig sein müssen, sondern (wenn ich ein paar der größten Bühnen ausnehme) fast immer das ganze Personal nothwendig ist. Die Märsche der Statisten, ihre Gefechte u. s. w. müssen abermals häufig probirt werden, und nicht selten wird auch durch das Aufstellen der Dekorationen ein ganzer Morgen geraubt.

Um den Impressario vollends in angustia zu versetzen, begehrt das Publikum jetzt fast täglich etwas Neues, und besucht auch gute Stücke, die aber ohne Spektakel

sind, höchstens zwei- oder drei Mal. Wo soll da die Zeit herkommen, um der Kunst zu geben, was ihr gehört? Auf solche Weise müssen die Bühnen oft Fabrik-Arbeit liefern.

Mit dem innigsten Vergnügen erinnere ich mich der trefflichen Bühne zu Weimar in den Jahren 1771 und 1772, unter Eckhof's Leitung. Die Zahl ihrer Mitglieder war kaum ein Dutzend; aber sie gab vollendet Lessing's Meisterwerke, und Alles, was zu jener Zeit an Originalen oder Uebersetzungen Gutes vorhanden war. Sie gab auch die Weiß'schen Operetten, die jeder Zuschauer mitsingen konnte, und die, wenn sie auch den wenigen Musik-Kennern keinen so hohen Genuß gewährten, als unsere heutigen Opern, doch im Ganzen dem Publikum mehr Vergnügen machten. Sogar ein recht artiges Ballet war mit dieser Gesellschaft verbunden, und Alles das unterhielt die treffliche Herzogin Amalie blos auf eigene Kosten, das Publikum gab nichts dazu, die Billete wurden gratis vertheilt. Welcher Fürst könnte jetzt diese edle Freigebigkeit nachahmen? — Was die Herzogin damals mit zwölf- oder fünfzehntausend Reichsthalern bestritt, würde jetzt, Dank sei es den Opern und Spektakel-Stücken, fünf- oder sechsmal mehr kosten; Eckhof würde, um die „Jungfrau von Orleans" zu besetzen, seine Gesellschaft verdreifachen müssen, und doch keine Zeit haben, den Vorstellungen jene Rundung und Vollendung zu verleihen, durch welche sie damals sich auszeichneten.

Möchten immerhin die jetzigen Sinnenspiele ihr Wesen treiben, sie würden der Kunst unschädlich sein, wenn Deutschland, wie Paris, verschiedene Bühnen für verschiedene Gattungen hätte. Dort bewahrt das Theatre français das reine Lust- und Trauerspiel, die große Oper läßt trällern und tanzen, das Theatre Feydeau gibt komische Opern, die Porte St. Martin Spektakel-Stücke u. s. w. Wir aber wollen Alles auf Einem Theater sehen, und so haben wir denn auch Alles, aber nichts Rechtes.

Wer ist denn nun Schuld an dem Verfall, der durch diese Ursachen herbeigeführt wird? — Auch ich habe einige Spektakel-Stücke geschrieben, aber hat Schiller es nicht gethan? — ich weiß, daß selbst in Berlin Viele seine Jungfrau von Orleans nur besuchen, um den prächtigen Krönungs-Zug zu sehen.

Soll diesem Unwesen gesteuert werden, so ist kein anderer Rath, als daß ein gebildetes Publikum sich entschließe, nicht drei oder vier schlechte Theater in Einem, sondern nur Ein gutes Theater zu besitzen; daß es dem Opern- und Spektakel-Wust entsage, und seinen Genuß auf Lust-, Schau- und Trauerspiel beschränke. Dann darf es an die Direktion die Forderung machen, daß jede Vorstellung ihm wahren Kunst-Genuß gewähre: dann wird es auch der Direktion nicht an Zeit fehlen, den nöthigen Fleiß darauf zu wenden, und nicht an Mitteln, Künstler, nicht Handwerker, zu bezahlen. So lange es aber bleibt wie jetzt, so lange werden wir Stück- und Flickwerk sehen.

Berlin müßte und könnte hier mit gutem Beispiel vorgehen; Berlin müßte ein zweites Theater errichten, alle Sinnenspiele auf dasselbe verbannen, und seinen alten Musentempel blos der dramatischen Kunst widmen. Wien hat bereits etwas Aehnliches gethan, und wenn nicht andere Hindernisse im Wege stehen, so ist nicht zu zweifeln, daß Wien die kunstgerechteste Bühne in Deutschland besitzen werde.

Ich glaube bewiesen zu haben, daß weder Dichter noch Schauspieler den gerügten Verfall veranlassen, sondern daß er einzig durch obige Ursachen herbeigeführt wird. Jetzt verleitet mich jener sprudelnde Ausfall in der jenaischen Literatur-Zeitung zu einem Wagestück; ich will nämlich mich selbst beurtheilen; ich will untersuchen, welcher Rang mir als dramatischer Dichter gebührt. Dazu gehört erstens der feste Wille, keine Nachsicht gegen mich zu üben. Den glaube ich in meinem sechsundfünfzigsten Jahre erlangt zu haben. Zweitens die Betrachtung meiner Werke, als ob sie fremde wären. Auch das glaube ich zu können, da die Meisten derselben, die ich in mehr als zwanzig Jahren weder gelesen noch spielen sehe, mir wirklich fremd geworden. Daß ich überhaupt ein Schauspiel beurtheilen könne, bilde ich mir ein.

Ich habe einige hundert Schauspiele geschrieben; es ist daher kein Wunder, wenn, wie unter den noch zahlreicheren Werken des Lopez de Vega, auch manches mittelmäßige oder wohl gar schlechte sich befindet. Ich fange

damit an, ein Drittel, oder wenigstens ein Viertel meiner Schauspiele zu perhorresciren; ich mag sie gar nicht geschrieben haben, wenigstens nicht so, wie sie jetzt sind, und sollte ich jemals den günstigen Augenblick finden, eine Sammlung meiner dramatischen Werke zu veranstalten, so würden jene Verstoßenen entweder gar nicht, oder doch in einer ganz andern Gestalt in derselben erscheinen. Allein mich dünkt, wenn die übrig bleibenden das Verdammungs-Urtheil nicht zu theilen verdienen, so sei das doch immer genug, um mir eine Ehrenstelle unter Deutschlands dramatischen Dichtern zu bewahren.

Welche Eigenschaften Anspruch auf diesen Titel geben, will ich nach meiner Ansicht entwickeln. Die erste ist eine lebhafte Einbildungskraft. Diese besitze ich, oder habe sie doch besessen. Durch sie muß die Einbildungskraft des Zuschauers erregt werden, ohne welche Erregung kein Stück sich auf der Bühne erhalten kann. Man nehme zum Beispiel Göthe's natürliche Tochter (deren Vortrefflichkeit in anderer Hinsicht ich übrigens nicht bezweifeln will). Sie ermangelt des Zaubers der Einbildungskraft und wird nie auf der Bühne gefallen. Jener Zauber ist es, durch den besonders Shakespeare noch jetzt herrscht und, und bei veränderter Form, ewig herrschen wird.

Ein Dichter, dem das Glück zu Theil werden soll, noch auf den Bühnen der Nachwelt zu erscheinen, bedarf dazu keiner andern Eigenschaft, als einer blühenden Ein-

bildungskraft. Die Schöpfungen derselben sind die einzigen, die für die Bühne fortleben, wenn gleich ungestaltet. Man frage sich nur, wodurch man an ein gutes Schauspiel sich gefesselt fühlt? Sind es nicht immer Bilder, die vor der Seele schweben? bewegliche Gemälde? — Gleichen sie nicht ganz denen, die der Historien-Maler uns liefert? Der bei Zusammensetzung historischer Gemälde fürwahr auch ein dramatischer Dichter sein muß. — Es gibt keine schöne Kunst, die so die Einbildungskraft in Anspruch nähme, als die dramatische. In dieser besteht ihr höchster Genuß. Was der Verstand, was die Sprache hinzufügen, sind nur Hilfs-Künste, nur Schmuck, welcher verwittert; sie dienen nur der Form.

Doch eben die Wahl einer ansprechenden Form ist das zweite Erforderniß eines guten dramatischen Dichters. Nur bilde er sich nicht ein, durch die Form auf die Nachwelt zu kommen; denn sie ist der Mode unterworfen. Durch welche Verhältnisse der Völker unter sich oder zu ihren Nachbarn, durch welche Geistes-Anlagen oder Ausbildungen, diese Mode entsteht und wechselt, ist hier nicht der Ort zu untersuchen; genug es ist so; und alle diejenigen dreschen leeres Stroh, die uns veraltete Formen wieder aufdringen wollen, wären es auch griechische. Wir haben ja erlebt, wie es zum Beispiel mit den Chören gegangen, sogar als Schiller sie mit allem lyrischen Prunk ausstattete. Dasselbe ist den Formen Shake-

speare's und Calderon's widerfahren. Diejenigen, welche so eifrig darauf bestehen, die Griechen, die Spanier, die Briten, nur in ihren alten Formen auf unsere Bühne zu bringen, bedenken nicht, wie viel Zeit und Mühe es sie selbst gekostet hat, sich in diese Formen hinein zu studiren, und ihnen Geschmack abzugewinnen; sie bedenken nicht, daß sie gleichsam erst Zeitgenossen von Shakespeare und Calderon haben werden müssen, und daß es ganz unmöglich ist, ein Publikum in drei Stunden zu dem zu machen, worauf sie selbst Jahre verwendet haben; zumal wenn dieses Publikum mit Recht fragt: warum es sich an eine andere Form gewöhnen solle? da die jetzige in diesem Augenblicke alles Erforderliche leistet?

Die dritte nothwendige Eigenschaft eines guten dramatischen Dichters ist Gedanken-Fülle und die vierte, die Kunst sie kräftig auszudrücken, die Sprache; doch beide sind gleichfalls der Veraltung unterworfen. Man würde sehr irren, wenn man glaubte, gute Gedanken veralteten nicht. Ein schöner Gedanke, der heute ein ganzes Publikum elektrisirt, wird nach hundert Jahren durch öfteres Wiederholen trivial. Als Hamlet zum Erstenmal in London und auch bei uns die Worte sprach: »Sein oder nicht sein, das ist die Frage,« da wurde das ganze Publikum mächtig ergriffen; jetzt gefallen sie zwar noch, aber sie erschüttern nicht mehr. Man hat sie zu oft gehört. Ich habe mit Fleiß jenen glänzenden Monolog gewählt; wenn das am grünen Holz geschieht, was wird am dürren werden?

Allein noch weit mehr als die Gedanken steht die Sprache unter dem eisernen Scepter der Zeit. Welche Umgestaltung haben wir in der unsrigen seit ein paar Menschen-Altern erlebt! Und man glaube doch ja nicht, es werde dabei sein Bewenden haben. So lange eine Sprache lebendig ist, verändert sie sich auch, trotz allen Akademien, die sich selbst mit verändern. Was uns heute wohlklingend scheint, wird in hundert Jahren rauh und unbeholfen sein und von unsern Enkeln gelesen werden, wie wir den Lohenstein lesen.

Daraus scheint mir zu folgen, daß alle die jetzt vorhandenen Schauspiele, deren Werth nur auf Form und Sprache beruht, in hundert Jahren, vielleicht noch viel eher, ganz verschwunden sein werden; diejenigen, die zugleich Gedanken-Fülle enthalten, werden allerdings länger bestehen; aber man wird sie auch nicht spielen, sondern nur aus ihnen schöpfen. Nur diejenigen, welche einer lebendigen Einbildungs-Kraft sich erfreuen, werden fortleben in ewige Zeiten. Aber auch nicht so, wie sie jetzt sind; man wird die Form ihnen abstreifen, die Sprache umgestalten; kurz man wird ein neues Geschöpf bilden, aber es beleben durch jenen unsterblichen Funken.

Nach meinem Gefühl war Schiller der größte Meister in der dramatischen Sprachkunst. Etwas Kräftigeres, Gediegeneres kenne ich nicht. Weit weniger zeichnet er sich durch neue Gedanken aus. Man streife vielen

der glänzendsten derselben das Gewand der Sprache ab, und man hat sie tausendmal gehört. Also wird durch eine Eigenschaft, die uns jetzt so sehr entzückt, Schiller nicht auf die Bühnen der Nachwelt kommen, denn auch seine Sprache wird veralten. Man wird ihn lesen, vielleicht studiren, aber nicht spielen; zumal da auch seine Formen zum Theil gar nicht geeignet sind, eine lange Dauer zu versprechen. Die meiste Einbildungskraft hat er in den Räubern gezeigt, und darum werden die Räuber, obgleich in anderer Hinsicht eines seiner schlechtesten Werke, doch nie untergehn, sondern in veränderter Gestalt noch Millionen unserer Enkel ergetzen.

Jedermann führt das Sprichwort im Munde: der Geschmack ist verschieden; aber keiner will dem Andern einen verschiedenen Geschmack auch zugestehen, sondern Jeder begehrt, der Andere soll den seinigen haben, und dies Begehren wird mit einer Heftigkeit, mit einer Intoleranz ausgesprochen, die jedes rechtliche Gemüth empören.

Mich dünkt, man könne die Schauspiele in verschiedene Gattungen theilen, deren jede friedlich neben der Andern bestehen kann, weil jede ihr Publikum finden wird. Wen der Wohllaut der Sprache entzückt, der höre Schillers Braut von Messina! wer in Gedanken schwelgen will, der höre Göthe's natürliche Tochter; wen fremde Formen ergetzen, der sehe den standhaften Prinzen; wer in aufgeregter Einbildungskraft Genuß

findet, der besuche die Jungfrau von Orleans. Alle Gattungen sind gut, wie schon Voltaire sagte, die langweiligen ausgenommen.

Man wird sich vielleicht wundern, daß ich des Lust- und Schauspiels gar nicht gedenke; man wird vielleicht sagen, der Witz, ein Hauptbestandtheil des Lustspiels, bilde eine eigne Gattung. Aber der Witz ist ein Gedanken-Spiel, veraltet auch mit der Sprache, und Einfälle, über die wir vor fünfzig Jahren uns krank gelacht hätten, entlocken jetzt uns kaum ein Lächeln. Man lese z. B. Rabener. Viele seiner besten Einfälle, die damals neu waren, sind uns seitdem so oft, und in so mancherlei Formen wieder aufgetischt worden, daß sie uns jetzt alltäglich vorkommen. Der Witz ist folglich auch nur eine Hilfs-Kunst, und Lust- und Schauspiele empfangen ihr eigentliches Leben, wie alle übrigen, auch nur von der Einbildungskraft. Möge ein Lustspiel immerhin von Witz übersprudeln; wenn es keine Bilder vor die Seele schiebt, so wird es sich doch nur so lange erhalten, als der Witz dem Publikum witzig vorkommt. Die Einbildungskraft hingegen braucht nicht zu fragen: »Ihr Zuschauer, habt Ihr Euch verändert? redet Ihr noch dieselbe Sprache? ergetzen Euch noch dieselben Gedanken?« denn die Menschen besitzen seit Adam immer dieselbe Einbildungskraft, und wenn man nur versteht, sie zu erregen, finden wird man sie gewiß.

Man pflegt auch Menschen-Kenntniß zu den Er-

forderniſſen eines dramatiſchen Dichters zu zählen, weil er, wie man glaubt, nur durch dieſe in den Stand geſetzt werde, Charaktere treu zu zeichnen, den Gang der Leidenſchaften treu zu ſchildern, u. ſ. w. Allerdings iſt ſie unentbehrlich, aber ſie wird eben ſo wenig erworben, als die Einbildungskraft. Man hat mir oft das Kompliment gemacht, ich beſäße viel Menſchenkenntniß, müſſe die Menſchen fleißig beobachtet und ſtudirt haben, als wozu vermuthlich mein Schickſal, meine Lage mir häufige Gelegenheiten dargeboten hätten. Das iſt irrig. Zwar glaube ich ſelbſt, einen ziemlich hohen Grad von Menſchenkenntniß zu beſitzen, allein ich habe ſie nicht erlangt, ſie iſt mir angeboren, ich halte ſie für einen menſchlichen Inſtinkt, den Einer mehr, der Andere weniger, oft der Ungebildete in höherem Grade beſitzt, als der Gebildete; einen Inſtinkt, den man allenfalls durch Uebung ſchärfen, aber nicht erwecken kann, wenn die Natur ihn verſagte. Sein Element, oder ſeine Quelle, iſt auch die Einbildungskraft, ſie, die eine eigene Welt in ſich trägt, und ohne fremde Hilfe ihre Geſchöpfe richtig zeichnet, ja, die wohl gerade dann, wenn fremde Hilfe ſich ihr aufdringt, ihre Zeichnungen verhunzt, wie mir ſelbſt bisweilen widerfahren iſt. Der roheſte Menſch, mit Einbildungskraft begabt, ſo wenig er auch ſonſt mit der Außenwelt in Berührung gekommen ſein mag, wird in der Noth gewiß die rechten Worte und Geberden wählen, um diejenigen zu gewinnen, die ihm helfen, oder die ihn ſchonen können, wenn er auch

nie zuvor in einer ähnlichen Situation sich befand, oder sie bei andern beobachtet hatte, denn seine Einbildungskraft zeigt ihm auf der Stelle in einem Gemälde das, was ihm eben widerfährt; und was geschehen muß, welche Stellung in dieser Gruppe er selbst annehmen muß, um die übrigen Personen derselben zu seinem Vortheile zu gruppiren.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es doch zugegangen, daß ich häufig in meinen Stücken Bösewichter mit treffenden Zügen geschildert habe. Ich selbst bin kein Bösewicht, und habe Gott sei Dank auch in meinem Leben nur wenige Bösewichter gekannt, noch weniger sie beobachtet. Folglich hat nur jener geistige Instinkt mir den Pinsel geliehen. Dasselbe gilt von Heldenrollen, und noch von so manchen anderen, die ich im Leben weder gespielt noch studirt habe. Ich möchte wissen, ob ein Maler, der den Satan abbildet, oder irgend ein anderes Ideal, die Züge desselben aus Beobachtungen schöpft? oder ob nicht vielmehr ihm, wie dem Dichter, die Einbildungskraft diese Züge liefern müsse?

Alle diese fragmentarischen Betrachtungen mußte ich voraussenden, um ein Urtheil über mich selbst, als dramatischer Dichter, zu begründen.

Ich habe es schon gesagt: ich glaube, daß die Natur mir ein reiches Maß von Einbildungskraft beschieden hat. In den meisten meiner Schauspiele ist sie unverkennbar. Darum bin ich überzeugt, wenn in fünfzig Jahren auch kein

einziges mehr davon gespielt werden sollte, so werden doch die Dichter der Nachwelt noch oft meine Pläne benutzen, öfter noch einzelne Situationen heraus heben, und ihr Publikum dadurch vergnügen. Der Probierstein in dieser Hinsicht ist: man entkleide ein Schauspiel von seiner Form und Sprache, man fasse es in eine kurze Erzählung, und wenn auch dann noch, in solcher Skizze, die Einbildungskraft des Zuhörers ein ergreifendes Bild erfaßt, so wird dieses Schauspiel nicht untergehen. So ist's mit Hamlet, Lear, Macbeth u. s. w. So ist's auch mit vielen der Meinigen, doch bei weitem nicht mit allen. Wohl aber möchten in jedem (das perhorrescirte Drittel oder Viertel ausgenommen) sich wenigstens Situationen finden, die jene Probe nicht scheuen dürfen, und mehr kann ein Unbefangener ja nicht einmal von Schiller behaupten. Man versuche es einmal, seiner mit Recht gepriesenen Jungfrau, nicht einmal die Form, nur die Sprache abzustreifen, so wird sie der Einbildungskraft des Zuhörers kein ganzes Gemälde, sondern nur viele einzelne, zum Theil recht schöne Gruppen liefern, die er aber nicht in ein Ganzes zu ordnen vermag, nicht mit einem Blicke fassen kann, und darum unbefriedigt bleibt. Hingegen liefert Müllner's Schuld ein solches Gemälde, sein Yngurd weniger. Was die Form meiner Schauspiele betrifft, so mag sie freilich nur in unsere Zeit passen. Ich schmeichle mir nicht im mindesten mit der Hoffnung, daß diese Form sich lange erhalten werde. Daß sie aber jetzt ansprechend

war, hat der allgemeine Beifall bewiesen. Die Exposition ist meistens gut; ich habe diese Kunst in Lessing's Werken studirt. Die meisterhafteste Exposition, die ich kenne, ist die der Emilia Galotti. Jeder junge dramatische Dichter sollte sie zu einem besonderen Studium wählen.

Die Verkettung der Scenen ist in meinen Schauspielen oft fehlerhaft, und es gibt wenige derselben, in welchen nicht langweilige oder müßige Scenen vorkämen. Auch ist, besonders in den früheren, der Wechsel des Komischen mit dem Tragischen oft viel zu grell. Auch Shakespeare hatte diesen Fehler, den man nicht nachahmen sollte.

Die Charakter-Zeichnung ist richtig, so lange mir der Witz keinen Streich gespielt hat. Aber leider ist mir oft widerfahren, daß ich einen witzigen Einfall nicht habe unterdrücken können, wenn er auch in dem Munde dessen, der ihn sagen mußte, gar nicht an seiner rechten Stelle war, folglich die Charakter-Zeichnung verdarb. Ich erkenne daher den Vorwurf als gerecht, daß nicht selten aus meinen Personen der Verfasser spricht.

Den Witz gestehen mir sogar meine Feinde zu. Schade nur, daß ich ihn nicht für Gedankenfülle geltend machen kann, denn er ist nur ein Gedankenspiel. An jener sind meine Schauspiele, wenn nicht arm, doch auch nicht reich. Die früheren widerstehen bisweilen durch Empfindelei; vor dreißig Jahren eine Seuche, die auch mich angesteckt hatte.

In Kraft und Gediegenheit der Sprache stehe ich Schillern und Andern weit nach, selbst in der Octavia und im Schutzgeist, auf welche ich in dieser Hinsicht den meisten Fleiß verwendet habe. Ich weiß wohl, daß, um den Zuschauern das größtmögliche Vergnügen durch die Sprache zu gewähren, man die größtmögliche Anzahl von Gedanken in die wenigstmöglichen Worte wohlklingend einzwängen muß, weil der Zuhörer unbewußt um so höheren Genuß empfindet, je kürzer der Zeitraum ist, in welchem er ihm dargeboten wird, denn der Geist will immerfort in Thätigkeit bleiben, und je ununterbrochener diese Thätigkeit ist, je behaglicher fühlt er sich. Darum widerstehen ihm die wäßrigen, mit Flickworten überladenen Jamben so sehr, und darum ist ein Jambe nur dann vortrefflich, wenn man von seinen fünf Füßen keinen wegstreichen kann, ohne den Gedanken unvollkommener zu machen. Das hat Schiller sehr gut gefühlt, und lieber häufig einen holperigen, schlecht oder gar nicht skandirten Jamben mit unterlaufen lassen, ehe er sich entschloß, die Zeit zu verlängern, in welcher er dem Zuhörer den Gedanken vor die Seele schieben wollte.

Wie gesagt, er war Meister in dieser Kunst, und ich habe vergebens gestrebt, ihn zu erreichen. Auch scheint es mir, daß Müllner mich darin übertreffe, nicht aber der viel zu hoch gepriesene Collin u. s. w. Meine Prosa möchte eher sich mit jeder anderen messen dürfen, und im Dialogisiren ist mir keiner überlegen.

So habe ich denn das Urtheil über mich selbst kühn ausgesprochen. Ich stelle mir vor, daß meine Feinde es lesen, und meine, wenn sie ehrlich sind, so werden sie sich selbst gestehen müssen, daß ich Recht habe, auch in dem, was ich an mir für lobenswerth halte. Freilich, wenn ich den wackern Herrn T—a höre, so bestehen meine Stücke blos aus Frivolitäten, Concetti's, Trivialitäten und Zweideutigkeiten; aber ich denke, wenn das wahr wäre, so würden die europäischen Nationen doch nicht sammt und sonders Gefallen daran finden? Nicht eines, sondern viele, und fast alle meine Schauspiele sind in das Englische, Französische, Holländische, Italienische, Russische, Schwedische, Dänische, Polnische, manche in das Spanische, Portugiesische, Ungarische, Böhmische und eins sogar in's Neugriechische übersetzt. Nun bitte ich den braven Herrn T—a mir zu sagen, ob es wohl denkbar sei, daß alle diese Nationen durch deutsche Frivolitäten hingerissen werden, daß alle diese Nationen an deutschen Concetti's und gehaltlosen Witzspielen Geschmack finden, die ohnehin sich selten übersetzen lassen? daß alle diese Nationen Zweideutigkeiten lieben? daß das Publikum jeder dieser Nationen ungebildet, oder zum Theil unsittlich sei? — Sollte ich nicht vielmehr ganz Recht haben, wenn ich mir einbilde, daß der Beifall, welchen meine Stücke in Madrid wie in Boston, in Paris wie in Moskau eingeerntet, blos dem Umstande zu verdanken

sei, daß sie durch lebhafte Einbildungskraft wiederum die Einbildungskraft aller Völker erregen? —

Fremde Nationen sind für den Dichter schon eine Art von Nachwelt; denn in der Fremde wird seinen Werken die Sprache, und zum Theile auch die Form abgestreift; der Uebersetzer behält nur dasjenige bei, wovon er weiß, daß es auf sein Publikum wirken werde: die lebendigen Gemälde, die, gleich den Schöpfungen des Malers, jede Nation versteht und fühlt. Darum hat Schiller in Uebersetzungen weniger Glück gemacht als ich; man hat ihm die Sprache und mit ihr den größten Reiz seiner Dichtungen genommen.

Sollte es wohl überhaupt möglich sein, durch Frivolitäten, Trivialitäten u. s. w. ein Publikum ein ganzes Menschenalter hindurch zu fesseln? — Zwar versichert der wackere Herr T—a, meine Stücke hätten nur einen ephemeren Reiz. Es kommt freilich darauf an, was er ephemer zu nennen beliebt? in Gottes Augen ist ein Jahrtausend ephemer; wir arme Sterbliche hingegen haben bisher uns eingebildet, daß die Werke eines Dichters, die seit dreißig Jahren auf allen Bühnen gern gesehen werden, doch wohl nicht zu den ephemeren gezählt werden können. Der ehrliche Herr T—a nehme nur einmal die Repertoirs der deutschen Bühne zur Hand, die der Herr Hofrath Winkler in Dresden monatlich heraus gibt, und zähle, wie viele meiner alten und neuen Stücke monatlich in Deutschland gespielt worden sind; er wird genöthigt sein, ein unwilliges Erstaunen zu äußern.

Ach! das ist ja eben mein Unglück, wenn ich vergessen wäre, so würden die Herren mich wohl zufrieden lassen! Aber, daß ich ihnen selbst noch immer im Wege stehe, daß ist mir nicht zu verzeihen. Ich möchte wetten, daß auch Herr T—a sich als dramatischer Dichter versucht, und das Publikum seine Werke nicht mit Entzücken aufgenommen hat; was kann er anders glauben, als daß die dramatische Kunst in Verfall gerathen ist? Und an wem kann er sich rächen: »am Publikum?« das geht nicht. „Aber an mir," das ist leichter. Frisch die Feder in Galle getaucht! —

Wenn Herr T—a die Güte haben wollte, sich zu nennen, so würde das ohne Zweifel von großem Nutzen sein. Er bedenke doch nur, daß Niemanden zugemuthet werden kann, einem Ungenannten auf sein Wort zu glauben, wenn er mit Einem Federstriche ein paar hundert Werke vernichtet, die dem Publikum so oft Vergnügen gewährt haben und noch gewähren: zumal in einer Literatur-Zeitung, wie die jenaische, die in diesem Fache so viele seichte, und fast immer parteiische Urtheile liefert. Allein wenn Herr T—a sich nennt, so wird ohne Zweifel ein großer Name, durch allgemein geschätzte Werke gewonnen, dem Publikum imponiren, und er folglich seinen Zweck weit sicherer erreichen. Es ist ihm doch wohl ehrlich darum zu thun, den Verfall der dramatischen Kunst, so viel in seinen Kräften steht, zu hemmen? Das kann aber nicht geschehen durch eine unbekannte Stimme, die aus einem finsteren Winkel schreit. Er trete hervor an's Licht! Im Namen des Publikums und in

dem meinigen ersuche ich ihn höflichst darum, und verspreche, ihn so ehrerbietig zu empfangen, wie es einem Manne von so anerkannten Verdiensten geziemt. Sollte er diese freundliche Einladung nicht achten, so wolle er bedenken, daß es mir und dem Publikum nicht zu verargen wäre, wenn wir im Stillen die Vermuthung hegten, daß sein Herz, wie seine Feder nicht rein und lauter seien.

Darum würde ich ihn auch fragen: wo die unheilbaren Wunden sind, die ich den Sitten geschlagen? — Wenn ich den heillosen Einfluß ausnehme, den die französischen Gräuel seit 25 Jahren auf unsere Sitten gehabt, so wüßte ich nicht, daß sie jetzt mehr Wunden trügen, als zu der Zeit, da ich zu schreiben begann.

Dann würde ich ihn auch fragen: woher er denn weiß, daß ich meine Stücke meist aus Canevas des théatre italien zusammen getragen habe? indem, soviel mir bewußt, auch nicht einziges sein Dasein diesem verdankt.

Dann würde ich überhaupt ihn bitten, mich nicht durch allgemeine Andeutungen zu schonen, sondern nur die Beweise derb in's Gesicht zu sagen, nämlich: Da hast du eine Trivialität, dort eine Frivolität in jedem deiner Stücke dir zu Schulden kommen lassen. Gewiß fühlt der wackere Herr T—a so gut als ich, wie viel seine Behauptungen dabei gewinnen werden, und wenn es ihm auch nicht gelingen sollte, mich zu bessern, so wird er doch das Publikum dadurch überzeugen, daß er nicht etwa aus Scheelsucht blos ins Gelag hinein geschwatzt hat; ein Argwohn,

der sich um so leichter des Lesers bemächtigen könnte, da die hochbelobte Recension nicht einmal Eines meiner Werke betrifft, sondern Müllner's Almanach für Privat-Bühnen, und ich nur bei den Haaren herbeigezogen werde. Die Absicht ist offenbar Müllner's Almanach auf Kosten des meinigen zu erheben, und wie der edle Herr T—a sich sehr fein ausdrückt, „die Kotzebue'schen Possen und sentimentalen Farçen zu verdrängen."

Ich kenne und schätze Herrn Doktor Müllner genug um überzeugt zu sein, daß es ihm selbst nicht angenehm ist, auf Kosten eines ältern Dichters gelobt zu werden, dem er selbst freundliche Beweise von Achtung gegeben. Er bedarf solcher Künste nicht; unsere Almanache können sehr gut neben einander bestehen. Der meinige hat seit vierzehn Jahren vielen Tausend Privatgesellschaften angenehme Stunden gewährt. Ich wünsche aufrichtig, und zweifle auch nicht daran, daß es Herrn Doktor Müllner gelingen werde, sein Publikum eben so lange zu fesseln. Daß der meinige unter mehr als 80 Kleinigkeiten auch viele mißlungene enthält, will ich gar nicht bestreiten; allein mit aller Achtung für Herrn Müllner's Verdienste glaube ich doch, daß es ihm nicht besser gehen werde. Die Musen sind auch ihren Lieblingen nicht immer günstig.

Ich wünsche ihm auch ferner von Herzen, daß er immer so milde beurtheilt werden möge, als hier geschehen. Herr T—a nämlich äußert: »natürlich dürfe bei solchen Kleinigkeiten die Kritik es weder mit der Wahrscheinlichkeit

und Charakter-Zeichnung und Haltung, also den Materialien, noch auch mit der Form, dem Versbau u. s. w. so genau nehmen."

Was gilt die Wette, wenn von mir die Rede wäre, so würde er es sehr genau mit allen diesen genommen haben. Transeat cum caeteris.

Dasselbe Blatt enthält auch eine Recension meines diesjährigen dramatischen und Opern-Almanachs, aber nicht von Herrn T — a, sondern von Herrn T — z, der augenscheinlich ein Anderer ist, denn er wüthet wenigstens nicht so. Freilich tadelt er mich auch mit vieler Bitterkeit; denn mein Lob ist nur im Munde des Publikums, nicht in öffentlichen Blättern, die es immer für eine Art von Pflicht halten, sich dem Geschmacke des Publikums, er sei, welcher er wolle, zu opponiren, wäre es auch nur um eine andere, wenn gleich selten eine eigene Meinung zu haben. Das Publikum ist gleichsam der Minister im Parlament, die kritischen Blätter sind die Oppositions-Partei, der Minister darf nur den Mund aufthun, so ist er sicher, widersprochen zu werden.

Nun, dieser Herr T — z hat gefunden, »daß ich Witz und Effekt auf Kosten der Wahrheit und Natur hervorbringe.« Das mag in manchen Fällen nicht ganz ohne Grund sein. Ich habe bereits gestanden, daß mein Witz nicht selten am unrechten Orte steht. Was den Effekt betrifft, so ist er eine Wirkung der Einbildungskraft, folglich ein Verdienst des dramatischen Dichters. Ein Schau-

spiel, das keinen Effekt macht, ist ein schlechtes Schauspiel. Daß ich aber auf Kosten der Wahrheit und Natur ihn hervorbringe, ist eine Behauptung, die auf Kosten der Wahrheit geschrieben ist. Alle die effektvollsten Situationen in meinen Schauspielen sind aus der Natur geschöpft. Ich behaupte sogar, daß, ohne Natur und Wahrheit, sich gar kein Effekt hervorbringen lasse, und fordere Herrn T—z auf, mir das Gegentheil durch ein Beispiel zu beweisen. Er sieht es ja gleich an meinen Bestohlenen, die er, wie ich vermuthe, mit Recht getadelt hat. Er sagt, sie enthalten Uebertreibungen und Unnatürlichkeiten. Ich will dem nicht widersprechen, denn — sie machen keinen Effekt; sie werden nirgend auf die Bühne gebracht. Ein trefflicher Beweis, daß es keiner Recension bedarf, um ein mißlungenes Stück von der Bühne zu verdrängen, eben so wenig als die von T—a bis T—z ein gelungenes Stück dadurch verdrängen werden.

Was der Letztere von den übrigen Kleinigkeiten sagt, hat mir seicht geschienen, und ich übergehe es mit Stillschweigen. Nur einer Floskel muß ich noch erwähnen, die ich gewöhnlich in allen Beurtheilungen meiner Schriften wieder finde, nämlich der Floskel: »wenn der Verfasser mehr Fleiß darauf verwenden wollte.«

Es ist wahr, daß ich in jüngern Jahren mich der Feile zu wenig bedient, und daß ich immer lieber ein neues Stück geschrieben, als ein fertiges gefeilt; denn der Trieb, hervorzubringen, war damals mächtiger, als der Trieb,

zu gefallen. Aber schon sehr lange ist es nicht mehr so. Ich arbeite und feile mit großem Fleiße, und, wenn es mir nicht gelingt, so liegt am Fleiße nicht die Schuld. Ich muß daher meine Beurtheiler bitten, zu allen den Artigkeiten, die sie mir zu sagen pflegen, künftig auch die noch hinzuzufügen, daß ich trotz eines angestrengten Fleißes nichts Gutes zu machen verstehe.

Es möchte hier der Ort sein, in Kürze zu erzählen, auf welche Weise ich meine Schauspiele hervorbringe. Werde ich von einer Idee ergriffen, so erfinde ich vor allen Dingen eine Fabel, die ihr zum Grunde dienen könne. Das geschieht auf einsamen Spazirgängen. Ist die Fabel in meiner Einbildungskraft vollendet, so schreibe ich sie nieder als eine kurze Erzählung, und so liegt sie oft Jahre lang unter meinen Papieren. Will ich sie endlich ausarbeiten, so theile ich sie zuerst in Akte, und fasse abermals jeden Akt in eine kurze Erzählung. Ist das geschehen, so theile ich, auf einen dritten Bogen, die Akte in Scenen, und bezeichne genau den Inhalt jeder Scene. Nun fange ich an zu dialogisiren, und zwar arbeite ich die wichtigsten Scenen zuerst aus, sie mögen im ersten oder letztern Akte sich befinden; oder ich wähle auch solche, die eben meiner Laune angemessen sind, denn durch die getroffene Eintheilung, passen sie doch am Ende alle zusammen.

Den ersten Entwurf schreibe ich sehr klein mit Abbreviaturen, fast so schnell als meine Gedanken eilen, so geht mir nichts verloren. Aber freilich kann solche Entwürfe

Niemand lesen als ich. Daher bin ich genöthigt, sie selbst abzuschreiben, und dieses langsame Abschreiben, ist der ersten Feile sehr ersprießlich. Nun bleibt das Stück so lange liegen, bis es mir wieder etwas fremd geworden, dann empfängt es die zweite Feile. Bin ich nun so glücklich, es einem geschmackvollen Freunde vorlesen zu dürfen, so gibt das erwünschte Gelegenheit zu der dritten Feile, und nun stoße ich das Kind hinaus in die Welt. Man sieht, daß, wenn es ungerathen ist, es wenigstens nicht an meinem Fleiße lag.

Noch weit ängstlicher geh' ich zu Werke, wenn ich in Versen schreibe, daher mir auch der Vorwurf des Herrn T—z, „den Alexandrinern (im »Ruf") wäre hin und wieder mehr Sorgfalt zu wünschen," höchst ungegründet scheint. Ich erinnere mich, daß mir derselbe Vorwurf sogar einmal irgendwo in Betreff meines Schutzgeistes gemacht worden ist. Aber wenn in einem Werke von mehreren tausend Versen auch wirklich hie und da eine tadelnswerthe Zeile mitunterliefe (wie sogar bei Schiller oft geschieht), soll man deshalb im Allgemeinen sagen: den Versen sei mehr Sorgfalt zu wünschen? Hätte man nicht bekennen sollen, der Schutzgeist, wie der Ruf, seien im Ganzen sehr gut versificirt? (denn das sind sie wirklich) und wenn man ja sich gedrungen fühlte, jede kleine Nachlässigkeit herauszuheben, hätte man nicht die Stellen wörtlich anführen sollen? man würde dazu fürwahr nicht viel Papier verbraucht haben. Allein durch eine unbewiesene Floskel

den Leser glauben machen wollen, indem man über das Ganze mit Fleiß kein Wort verliert, der Versbau sei im Ganzen vernachläßigt; das sollte kein ehrlicher Recensent sich zu Schulden kommen lassen.

Ich habe mich ausgesprochen, und was ich hier, bei Gelegenheit zweier Recensionen, gesagt, diene zur Antwort auf Tausend schon vergessene, und auf Tausend, die noch kommen werden. Dem Publikum aber meinen freundlichen Dank dafür, daß es noch immer, nicht blos in Schiller's Lorbeer-Hainen, sondern auch auf meinen Wiesen gern spaziren geht, wenn auch nicht alle Blumen ihm Wohlgeruch duften.

Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?

(Nämlich im Publikum und solche, die mich entweder gar nicht, oder doch kaum persönlich kennen, denn von Feinden, die man sich, mit und ohne Schuld, in verschiedenen Verhältnissen des Privatlebens macht, ist hier nicht eigentlich die Rede.)

Schon lange habe ich für nöthig erachtet, diese Betrachtung anzustellen, und mit mir selbst darüber auf's Reine zu kommen und manches, was nur dunkel in meiner Seele liegt, mir wahr und klar zu machen. Manches kann ich vielleicht an mir noch bessern, und über manches werde ich mich beruhigen, wenn ich sehe, daß es unvermeidlich ist.

Daß ich selbst Veranlassung gebe, mich zu hassen, daran darf ich nicht zweifeln, denn ohne Ursache haßt man Nie-

mand; allein es ist noch ein großer Unterschied zwischen Veranlassung und Schuld. Ich muß also fragen: welche sind die Veranlassungen? und in wie fern habe ich sie verschuldet?

Dieser zweifachen Untersuchung wird aber wohl eine andere vorher gehen müssen, nämlich: wer sind die, die mich hassen?

Erstens. Ein großer Theil der Schriftsteller, besonders der jüngeren.

Zweitens. An den Orten, wo ich gelebt habe, ein großer Theil derjenigen, die gern den Ton angeben und eifersüchtig auf ein gewisses Ansehen im Publikum sind.

Drittens. Alle Mystiker, Frömmlinge, Schwärmer für das Mittelalter und deren Poesie, blinde Anbeter von Göthe, kurz alle die, welche sich höhere, feinere, sittlichere Gefühle zutrauen und mich für das halten, was sie eine gemeine Natur nennen.

Viertens. Alle Buonapartianer.

Nun zur Untersuchung! Warum hassen mich so viele Schriftsteller? Als ich zuerst als Schauspiel-Dichter auftrat, war es nicht so. Alle öffentlichen Blätter wiederhallten von meinem Lobe; man erkannte mich für ein Genie; die jenaische, damals noch junge Literatur-Zeitung setzte meinen Namen sogar unter die der klassischen Dichter. Es mochten sich wohl auch schon damals Manche über meine Erfolge ärgern, aber keiner wagte mich anzugreifen: denn in den Kämpfen der Literatur will keiner gern auf einen

schon berühmten Mann zuerst zuschlagen, aus Furcht, allein zu stehen; hat aber nur erst Einer von Bedeutung das Signal gegeben, so stürzen sie alle herzu und hauen freudig darauf los, weil der Instinkt sie treibt, Alles anzufeinden, was die Aufmerksamkeit des Publikums von ihnen selbst ableiten könnte. Ich glaube in der That, daß, wenn ich damals nicht die unverzeihliche Unbesonnenheit begangen hätte, den Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn zu schreiben, ich noch jetzt ein von allen Recensenten gefeierter Dichter sein würde. Aber diese strafbare Uebereilung (deren Veranlassung mich wohl entschuldigt, aber nicht rechtfertigt) brachte auf einmal nicht allein alle die Männer gegen mich auf, die ich so skurilisch namentlich angegriffen hatte, sondern überhaupt alle Feinde des Herrn Hofraths Zimmermann, und zuletzt auch seine Freunde, da ich mich nicht entschließen konnte, des Doktors Marquardt schwere Mitschuld an der Sache zu verschweigen. Diese Schrift ist die Wurzel alles öffentlichen Hasses, und zugleich aller ungerechten literarischen Angriffe gegen mich. Man hielt mich für einen schlechten Menschen, man nahm also schon Alles, was ich nachher schrieb, mit diesem Vorurtheil in die Hand, man mischte überall meine Persönlichkeit ein, und das gehässige Urtheil über diese wirkte, vielleicht bei Vielen unbewußt, auf ihre Ansicht meiner Geistes-Produkte. Das ist sehr natürlich, das hab' ich selbst verschuldet und muß die Folgen dieses Einen Fehltrittes tragen bis an meinen Tod.

Ich meine aber doch, daß ich auch einen großen Vortheil aus dieser traurigen Katastrophe meines Lebens gezogen habe. Man war nämlich auf gutem Wege, mich durch Schmeichelei zu verderben, und ich selbst war auf gutem Wege, mich für mehr zu halten, als ich bin. Es wäre mir am Ende vielleicht gelungen, wie unserm Göthe, der bisweilen die alltäglichsten, langweiligsten Dinge mit der vornehmsten Miene auftischt, weil man ihm, wie Alexander dem Großen, so oft gesagt hat, er sei ein Gott, daß er es endlich selbst glaubt. Denn leider ist der Mensch, auch der Vernünftigste, so schwach, daß er das Thörigste, wenn es seiner Eitelkeit schmeichelt, zwar Anfangs verwirft, dann belächelt, nach und nach sich an die Vorstellung gewöhnt, und endlich, wenn es ihm tausendmal wiederholt worden, so fest daran glaubt, daß er jeden Zweifel als eine Beleidigung aufnimmt. Vor solchen Einbildungen haben meine Feinde mich bewahrt und ich glaube nicht, daß ich mich selbst überschätze. (Wer weiß, vielleicht thue ich es doch. Man kann darin nicht mißtrauisch genug gegen sich selbst sein.)

Im Grunde ist Doktor Bahrdt längst vergessen. Von Allen, die mir ihn jetzt noch vorwerfen, haben ihn die Wenigsten gelesen; aber es ist ein bequemes, immer vorhandenes Mittel, mir weh zu thun. Daraus, liebe Söhne, zieht euch die Lehre: Wer zu einem öffentlichen Leben berufen ist, der hüte sich sehr, in seiner Jugend öffentlich einen dummen Streich zu machen, denn der wird

ihm nachgetragen bis in's Grab, während man von Andern, die den Neid nicht wecken, Alles leicht vergißt.

Auch mein dummer Streich wäre vergessen worden, wenn ich nicht das Glück oder Unglück gehabt hätte, als Schauspieldichter so allgemein zu gefallen. Es gibt wenige Schriftsteller, die sich nicht Einmal in diesem Fache versucht hätten, und vielleicht keinen, der sich nicht einbildete, etwas Gutes hervorgebracht zu haben. Wenn nun die Frucht seiner Muse gleichgiltig aufgenommen oder gar verworfen wird, so wundert er sich und stellt Vergleichungen an zwischen seinem verschmähten und meinem wohl aufgenommenen Produkte, und findet natürlich, daß das Publikum ihm Unrecht thut; aber an dem Publikum kann er sich nicht rächen, folglich rächt er sich an mir. Das ist leider sehr menschlich! zumal wenn seine Dichtung vielleicht wirklich große Verdienste hat, nur nicht zum Aufführen geeignet ist. Auf solche Weise habe ich mir besonders den Hrn. A. W. Schlegel und seinen ganzen Anhang zum Feinde gemacht.

Dieser Mann hat allerdings Dichtungen geliefert, deren Werth ich freilich gerne anerkenne, aber sie haben kein dramatisches Leben, wenn sie gleich, bald nach ihrer Geburt, die Theaterwürde beschrien haben; sie verursachen auf der Bühne Kälte und Langeweile. Da ergrimmte Schlegel und ließ (ich glaube im Athenäum) Shakespeare's Geist auftreten, der in einer langen Rede sich sehr bitter über den Beifall beklagte, welcher mir zu Theil

wurde; der ehrwürdige Geist sprach sehr wegwerfend von mir; das nahm ich übel und schrieb den hyperboreischen Esel. Dieses launige Produkt macht mir keine Schande, aber in einer Rücksicht wünschte ich doch, ich hätte es nicht geschrieben, denn hätte ich, wie Göthe und Schiller, es über mich gewinnen können, Angriffe nie zu erwiedern, so würden diese Angriffe kaum bemerkt worden sein. Dieser Enthaltsamkeit haben Göthe und Schiller es größtentheils zu danken, daß man sie so ruhig ihres Ruhmes hat genießen lassen; nicht ihrem größeren Verdienste, welches im Gegentheil, nach Art der Welt, sie nur noch mehr dem Neide aussetzen mußte. Aber ich war damals noch viel zu empfindlich gegen bittern Tadel, ich konnte nicht schweigen, und dadurch habe ich selbst verschuldet, daß meine Feinde sich mehrten. Also, liebe Söhne, wenn jemals Einer von euch Schriftsteller wird, so mache er es sich zum unverbrüchlichen Gesetze, jeden hämischen Angriff zu ignoriren und selbst humanen, aber ihm ungerecht scheinenden Tadel nicht zu beantworten. Glaubt er aber durchaus, ihn beantworten zu müssen, so thue er es ja mit Kälte und Höflichkeit, und vermeide auf diese Weise einen zweiten von mir begangenen Fehler; denn ich konnte mich nie der Bitterkeit enthalten; meine Streitschriften waren anzüglich (wenn ich auch aller Persönlichkeiten mich enthielt); ich ließ einen herben Witz spielen, der mir wohl Lacher, aber keine Freunde gewann.

Endlich muß ich unter den Schriftstellern auch viele zu

meinen Feinden zählen, die tief unter mir sind, die entweder nur Andern zu Gefallen nachplauderten, was sie selbst weder dachten noch glaubten, oder die ihre unbekannten Namen dadurch berühmt machen wollten, daß sie sich an mir rieben. Diese waren herzlich froh, wenn ich ihnen antwortete, je bitterer je besser, denn so hatten sie neue Gelegenheit, mich mit Koth zu werfen, und ich war auch wirklich so albern, ihnen nicht selten eine solche Gelegenheit zu verschaffen.

Ich komme nun zu der zweiten Klasse meiner Feinde, bestehend aus solchen Männern, die mit mir an einem Orte lebten und sich durch Rang oder Geist auszeichneten. Gewöhnlich wurde ich Anfangs von Allen sehr wohl empfangen und ich läugne nicht, daß mir die Meisten recht freundlich entgegen kamen. Aber es ist Einer von den Flächen der Berühmtheit, daß der Mann, der ihrer genießt, da, wo er auftritt, sehr häufig in Gesellschaft gebeten wird, entweder aus Neubegier, um ihn kennen zu lernen und schwatzen zu hören, oder auch nur, um sagen zu können: der und der hat auch bei mir gegessen. Schlägt man solche Einladungen aus (wozu man die besten Ursachen haben kann, als da sind: Gesundheit, Ruhe, Bequemlichkeit, Blödigkeit oder gar — wie bei mir wahrhaftig nicht selten der Fall war — das bescheidene Bewußtsein, in der Gesellschaft das nicht leisten zu können, was man von mir erwartete); so hat man es mit den Einladenden verdorben. Vernachläßigt man vollends die Wohlstands-Besuche (ein Feh-

ler, dessen ich mich häufig anklagen muß); so ist, wenn nicht gerade Feindschaft, doch ein gewisser Groll die unvermeidliche Folge. Und kann ich's tadeln, wenn ein Mann, der durch Rang und Stand, durch Geist und Herz sich berechtigt glaubte, die Erfüllung solcher Wohlstands-Pflichten von mir zu fordern, sich gekränkt fühlte, wenn ich sie unterließ? — nein ich kann's nicht tadeln. So habe ich mir in meinem Leben viele Feinde gemacht, die ich sonst durch nichts auf der Welt beleidigt hatte. Doch muß ich aufrichtig gestehen, daß ich mein Verfahren in dieser Hinsicht noch jetzt nicht bereue; denn, wahrlich! auf der andern Seite habe ich so viele Zeit mir selbst zu leben dadurch gewonnen, daß es mir doch immer noch scheint, als hätte ich das Bessere gethan. Indessen will ich meinen Söhnen doch empfehlen, den etwa von mir geerbten Widerwillen gegen solche Dinge, so viel in ihren Kräften steht, zu überwinden, denn man glaubt nicht, wie mancherlei Schaden man sich zufügt, wenn man solche Ansprüche nicht befriedigt.

Noch eines kleinen, fast lächerlichen Umstandes muß ich erwähnen, der manchen Anfangs warm scheinenden Verehrer plötzlich kühl gegen mich gemacht hat. Ich bin nämlich oft in großen Gesellschaften zehn und zwanzig Männern zugleich vorgestellt worden, die, Jeder in seiner Art, bedeutend waren; man nannte mir den Namen eines Jeden, ich sprach mit Jedem, und folglich waren wir Bekannte. Daß sie nun meinen Namen nicht vergessen, war wohl

natürlich, denn sie hatten ja nur Einen Namen zu behalten; daß ich aber von zwanzig Namen manchen in der nächsten Viertelstunde wieder vergaß, war auch natürlich, denn wie hätte ich so schnell sie Alle in mein, ohnehin in dieser Hinsicht sehr schwaches Gedächtniß schreiben können? — Nun begab es sich gewöhnlich bald nachher, daß Einer oder der Andere in einer andern Gesellschaft, oder gar in einer andern Stadt, wieder mit mir zusammen kam, mich sogleich als einen Bekannten anredete, und sehr empfindlich wurde, wenn ich mich seines Namens nicht erinnerte. Oft habe ich freilich in solchen Fällen mich gestellt, als ob ich recht gut wüßte, mit wem ich zu sprechen die Ehre hätte; allein bisweilen nahm das Gespräch doch eine Wendung, die meinen Gedächtnißmangel verrieth, und das ist mir dann gewöhnlich sehr übel genommen worden, weil jeder bedeutende Mann eitel genug ist, zu glauben, man könne seiner nicht so leicht vergessen. Man hielt es wohl gar für alberne Ziererei und so habe ich manche brave Leute, ohne es zu wollen, von mir abgewendet.

Die dritte Gattung meiner Feinde habe ich oben schon hinlänglich bezeichnet; es sind diejenigen, deren Haß ich am wenigsten vermeiden kann, weil er blos auf Verschiedenheit des Geschmackes und der Meinung beruht. Seit die Welt steht, hat es nie etwas Intoleranteres gegeben, als den Sektengeist, und dieser ist es, der in unsern heutigen Mystikern lebt und webt. Auch die Nibelunger sind eine Sekte, Göthe's blinde Anbeter sind eine

Sekte u. s. w. Nun ist mir in meinem ganzen Leben nichts gehässiger gewesen, als wenn man mir Geschmack oder Meinungen aufdringen wollte. Das ist aber die Manier dieser Leute: sie predigen nicht allein laut die Vortrefflichkeit ihres Glaubens, sondern sie halten auch Jeden, der nicht ihres Sinnes ist, für einen erbärmlichen Menschen, für eine gemeine Natur, für einen Bleikopf und Schrumpfherz, der sich nicht zu ihnen hinaufschwingen kann, um vornehm aus den Wolken auf die gemeine Welt herabzuschauen. Geht ein solcher Mensch still seinen Weg, so schätzen sie ihn blos gering; untersteht er sich aber laut zu bekennen, daß ihr Schwärmen ihm eine Thorheit dünkt, so hassen sie ihn von Grund ihres Herzens.

Diese Partei hat sich besonders durch Frauen und etwas alte Jungfrauen sehr vergrößert. Bekanntlich sind Frauen am leichtesten zu gewinnen, wenn man ihnen erlaubt, und sogar zur Pflicht macht, nicht zu denken, sondern blos an dunkeln Gefühlen sich zu ergetzen, und wenn man sie überredet, in diesen dunkeln Gefühlen liege eben das einzig Erhabene. Die Frauen sind in der That nur geschaffen, um zu fühlen, und selbst da, wo sie gedacht zu haben scheinen, liegt immer ein Gefühl zum Grunde; abstrahiren können sie nicht. Darum ergreifen sie mit Hast alles Wolkige, Dunstige, Neblige, wo sie hinein phantasiren können, was ihnen beliebt. Man kann ihnen das nicht verargen, denn welchen andern Vorzug können wir über sie behaupten, als den, daß wir die Fähigkeit besitzen, schär-

ser und tiefer zu denken? Wenn sie nun vermeinen, es sei verdienstlich, das dunkle Gefühl an die Stelle des klaren Denkens zu setzen; so haben sie jenen Vorzug gänzlich entkräftet und sich über uns auf den ersten Platz in der Schöpfung geschwungen. Das ist, bewußt oder unbewußt, ihr Ziel und sie folgen nur dem allgemeinen Triebe jedes Menschen, nämlich dem, was Er vermag, die höchste Wichtigkeit beizulegen. Sie fühlen und phantasiren nun einmal lebhafter als wir, folglich sind sie auch sehr geneigt zu glauben, daß dieses Gefühl, diese Phantasie das Höchste im Wesen des Menschen ist. Werden sie noch obendrein von Männern zu diesem Glauben aufgefordert, so bilden sie sich ein, er sei auch ein Resultat des männlichen Nachdenkens und folglich auch in dieser Hinsicht das Höchste. Von nun an verachten sie die klare Vernunft und behandeln Jeden mit Geringschätzung, der die Macht ihrer dunkeln Gefühle nicht anerkennt.

Auf diese Macht sind sie um so eifersüchtiger, je saurer es ihnen bisweilen wird, Alles das zu thun, zu reden und zu scheinen, was die Beichtväter ihrer Empfindungen von ihnen verlangen. Denn man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, die Frauen ergäben sich solchen Schwärmereien recht von ganzem Herzen. Nichts weniger! die sind für sie immer nur ein Surrogat, wenn sie ihre Gefühle an nichts Besserem oder Glänzenderem mehr üben können. Daher wird man gewöhnlich finden, daß die Anhängerinnen der Mystiker, der Nibelungianer u. s. w. ent-

weder alternde Witwen und Jungfrauen, oder häßlich, oder unzufrieden mit ihrer häuslichen Lage, oder überhaupt außer Stande sind, die Aufmerksamkeit durch etwas anderes auf sich zu ziehen. Das Schwärmen und Bewundern macht ihnen oft selbst schreckliche Langeweile, aber wenn sie es unterließen, wer würde auf sie achten? wer von ihnen reden? — Man versuche nur einmal, einem solchen Frauenzimmer einen andern Gegenstand zu bieten, den es mit seinem Gefühl umfassen könne, oder man überrede dasselbe, die Mode sei vorüber, man könne sich nicht mehr dadurch auszeichnen; alsobald wird es aus seinen Wolken herabsteigen und die Fittige seiner Einbildungskraft sehr gern an einem irdischen Feuer trocknen.

Unter solchen Frauenzimmern nun habe ich mir viele Feindinnen gemacht, zumal da ich mich nicht begnügte, im Stillen über sie zu lächeln, sondern bei jeder Gelegenheit ihr Unwesen laut verspottete; denn ich besitze leider die Gabe, das Lächerliche an einer Sache schnell aufzufinden und scharf heraus zu heben. Dennoch kann ich die Schuld dieser Feindschaften mir eigentlich nicht beimessen; ich halte es vielmehr für verdienstlich, die Kraft, die im Kampfe mit der Thorheit mir beiwohnt, nicht ungenutzt zu lassen.

Was aber die Männer betrifft, die heutzutage durch hyperpoetische Gefühle sich auszuzeichnen streben, so ist wiederum sehr natürlich, daß sie mich hassen. Jeder Mensch, wenn er in die Welt tritt, sieht sich nach einem Plätzchen

um, auf dem er vom Publikum gesehen werde. Fühlt er Kraft in sich, einen Hügel, oder gar eine Bergspitze zu erklimmen; so wird er sich wenig um das Volk bekümmern, das ihm den Weg vertritt; er steigt hinauf und wird gesehen. Ist aber sein Trieb, sich geltend zu machen, stärker als seine Kraft, so bleibt ihm nichts anders übrig, als eine noch leere Stelle unten auf der Ebene zu suchen, und dann so laut als möglich zu schreien: »Seht her, Leute! ich stehe auf einem Hügel!" Jeder, der ihm im Wege steht oder Andere hindert, ihre Köpfe nach ihm zu drehen, ist sein geborner Feind.

Die meisten dieser Feindschaften ertrage ich sehr gelassen, und das wird mir um so leichter, weil ich nur gehaßt werde, und nicht wieder hasse; denn — ein paar Männer ausgenommen, die den Gemüths-Menschen in mir auf eine hämische Weise gekränkt haben — kann ich bei Gott betheuern, daß ich Niemanden hasse, ja, daß ich manchen von Herzen liebe, von dem ich gewiß weiß, daß er andere Ansichten, andere Meinungen, einen andern Geschmack besitzt als ich; nur muß ich überzeugt sein, daß er es ehrlich meint, und daß auch Er mich darum nicht gering schätzt.

Wie kommt es aber, daß ich die Uebrigen auch nicht eigentlich hasse? — ich muß die Wahrheit sagen: ich glaube, daß mein Verstand klarer ist als der ihrige und bin meiner Ueberlegenheit mir bewußt. Sie können mir auf eine kleinliche Weise schaden, aber nicht mich stürzen. Die Meisten sind mir gleichgültig.

Von der vierten Klasse meiner Feinde, den Buonapartianern, habe ich wenig zu sagen, ihre Feindschaft macht mir Ehre. Aber merkwürdig ist, daß auch viele derjenigen mich anfeinden, die jetzt am lautesten gegen Buonaparte schreien. Ich kann mir das nur auf folgende Weise erklären: Zu der Zeit, als Buonaparte noch allmächtig war, und mancher vor ihm kroch oder doch schwieg, der jetzt im feurigsten Patriotismus auf ihn schimpft, zu jener Zeit war ich Einer der Wenigen, die Jahre lang ununterbrochen bei jeder Gelegenheit ihr unzubestechendes Urtheil verlautbarten und ihm die Larve abrissen. Es kann gar nicht geläugnet werden, daß ich, theils durch meine Bühne, theils durch mein russisch-deutsches Volksblatt, in Deutschland viel für die gute Sache gewirkt und mich neben her mehr als einmal Verdrießlichkeiten ausgesetzt habe. Damals bedurften die unterjochten Deutschen einer solchen Anreizung, damals waren meine Schriften wirklich von Nutzen. Nachher, als Napoleon schon die Schlacht bei Leipzig verloren hatte, waren die patriotischen Kraftäußerungen der Schriftsteller von weit geringerm Werthe. Das fühlten diese Herren wohl und suchten nun entweder zu überreden, daß sie auch in der Schreckenszeit immer so gedacht und geschrieben hätten, oder doch das Verdienst derjenigen, die sich dessen wirklich rühmen konnten, tief in den Hintergrund zu stellen. Daher war nun, so bald der Schwall der Broschüren hereinbrach, von mir gar nicht mehr die Rede, oder höchstens wurde meiner mit einer gewissen Vor-

nehmigkeit erwähnt, als ob meine politischen Geißelhiebe gegen ihre tiefen Abhandlungen gar nicht in Betrachtung kämen. Das ist ganz menschlich. Wer zu spät thut, was er hätte thun sollen, der faßt einen Groll, nicht gegen sich selbst, sondern gegen den, der es zu rechter Zeit gethan hat.

Nach dieser gewissenhaften Prüfung ist mir klar, daß die Legion meiner Feinde, die aus verunglückten dramatischen Schriftstellern, Nachbetern und Neidhämmeln, aus Mystikern, Frömmlingen und Schwärmern, aus Buonapartianern und verspäteten Patrioten besteht, keine gegründete Ursache hat mich zu hassen, daß ich folglich an ihrer Feindschaft unschuldig bin.

Aber es ist mir auch eben so klar, daß alle diejenigen, welche ich durch die Schrift »Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn" empört, oder gegen die ich gewiß lästige Wohlstands-Pflichten nicht immer beobachtet, oder die ich mit stechendem Witz angegriffen habe, mich hassen mußten, und daß ich die Schuld davon trage. Ob ich es besser machen würde, wenn ich meine Laufbahn noch einmal von vorne wieder anfangen könnte, das weiß ich nicht, wohl aber, daß ich es besser machen sollte. Dasselbe wird, mehr oder weniger, wohl ein jeder Mensch von sich sagen müssen. Noch muß ich bemerken, daß gewiß die meisten meiner Feinde mich im Grunde nicht gering schätzten. Davon habe ich in meinem Leben viele Beweise erhalten. Wenn ich z. B. Gelegenheit hatte, Männer öffentlich zu loben, die Jahre lang mich nicht hatten

leiden können, so war dieses Lob den Meisten so schmeichelhaft, daß sie von Stund an mir geneigt wurden. Eben das erfuhr ich oft, wenn ich versäumte Besuche endlich nachholte, und wegen der Verspätung mich entschuldigte. So wenig gehört bisweilen dazu, die Menschen in guter Laune zu erhalten, und doch habe ich aus unüberwindlichem Widerwillen dies Wenige so oft vernachläßigt!

Es gibt noch einen Zug in meinem Charakter, der mir — gerade nicht Feindschaft zugezogen — aber doch oft der öffentlichen Meinung über mich eine Dosis Geringschätzung beigemischt hat; ich meine die Leichtigkeit, mit der ich mich stets über das Urtheil der Menschen hinweg gesetzt habe, sobald ich überzeugt war, etwas Gutes, oder doch nichts Böses zu thun. Hierauf, liebe Söhne, muß ich euch besonders aufmerksam machen.

Neunzig Männer unter hunderten — ich spreche hier nicht von Thoren, sondern ich behaupte sogar: neunzig kluge Männer unter hunderten lassen durch den Gedanken, es schickt sich nicht, oder, was wird die Welt dazu sagen? sich von den unschuldigsten, ja oft von guten Handlungen abhalten, und — was sie selbst thun, verlangen sie auch von Andern; ihr eigenes Betragen in der Welt ist ihr Maßstab für das Betragen Anderer, wenigstens solcher, die zu ihrer Klasse gehören: Derjenige also, den das schickt sich's auch? nicht abschreckt, verliert etwas in ihrer guten Meinung; sie glauben, weniger Umstände mit ihm machen zu dürfen.

Um stets geehrt zu sein, wenn man es auch sonst eben nicht verdient, braucht man blos dasjenige zu beobachten, was Ehrenfestigkeit genannt wird, das heißt: man muß nichts Auffallendes thun — sich dem Urtheile der Menge nie aussetzen — bei jeder öffentlichen Handlung einen gewissen Ernst und konventionellen Anstand beobachten. Wer sein lebenlang dieser Regel getreu bleibt, der kann in seinen vier Pfählen der nichtswürdigste Mensch sein, das Publikum wird doch immer einen merklichen Grad von Achtung für ihn beweisen. Wer hingegen mit leichtem Sinn der Freude sich hingibt, ohne die bürgerlichen Verhältnisse immer hinter den Sessel zu stellen (gleich jenem Arzte des Sancho Pansa, der jede Speise mit seinem Stäbchen berührte) — wer, vom Guten schnell ergriffen, lieber etwas Auffallendes zu thun als das Gute unterlassen möchte; der hat seine Ehrenfestigkeit, und mit ihr den Vortheil eingebüßt, mit Achtung und Schonung beurtheilt zu werden. Er nimmt es nicht genau mit der Welt, so nimmt es nun auch die Welt nicht genau mit ihm, sondern urtheilt über ihn obenhin. Ist aber selbst ein bedächtiges Urtheil über Menschen selten ganz richtig, wie viel weniger ein obenhin gefälltes, welches blos auf einen widrigen Eindruck sich gründet.

Menschen, die stets ehrenfest oder ehrensteif bleiben, genießen gewöhnlich den Vorzug, daß man sich gar nicht erlaubt, oder gar nicht daran denkt, über sie zu urtheilen. Wie manche blos leichtsinnige, wohl gar gute

Handlung meines Lebens ist der Gegenstand lauten Tadels geworden, indessen schlechte Handlungen anderer, mitunter sehr berühmter Männer mit Stillschweigen übergangen wurden, blos weil sie ehrensteif geblieben waren.

Ich erinnere mich eines kleinen komischen Vorfalls, der, gleich in den ersten Jahren meines Aufenthalts in Reval, meine Ehrenfestigkeit verwundete. Ich war erst drei- oder vierundzwanzig Jahre alt, aber doch schon Präsident des Gouvernements-Magistrats, und in dieser Hinsicht allerdings verpflichtet, den äußern Anstand strenger zu beobachten, als andere junge Leute meines Gleichen. Eines Tages ging ich mit einigen Universitätsfreunden spaziren nach Katharinenthal, einem nahen Lustschloß. Der Weg von der Vorstadt bis dahin besteht aus tiefem Sande. Auf diesem Wege holten wir den alten Superintendenten J. ein, der in einem antiken, mit gelben Nägeln beschlagenen, blos in Riemen hängenden Kasten von zwei erbärmlichen Rosinanten sich spaziren fahren ließ, und keinen Bedienten bei sich hatte. Wir machten unter einander uns lustig über die traurige Equipage, die sehr langsam vorwärts schlich, und, um die armen Pferde wo möglich ganz zum Stehen zu bringen, kletterten wir sämmtlich hinten auf den Wagen, hatten eine Weile unsere Knabenfreude an diesem Muthwillen, und sprangen wieder herab, als der Weg besser wurde. Niemand hatte uns gesehen. Allein, als ich Abends mich auskleidete, vermißte ich meine goldene Uhr. Es war eine Kette daran befindlich, deren Verlust mich vorzüglich

schmerzte, weil ich sie aus der Erbschaft des verstorbenen General B. zum Andenken erhalten hatte. Ich ließ also in's Wochenblatt setzen, daß ich meine Uhr verloren, und daß ich demjenigen, der mir auch nur die Kette wieder brächte, ein ansehnliches Trinkgeld geben wollte. Siehe, da kam am andern Tage der Kutscher des Superintendenten und brachte mir unversehrt die ganze Uhr mit allem Zubehör. Er hatte sie beim Ausspannen an dem zackigen kleinen Rade hängen gefunden, über welches der Riemen läuft, der den Wagenkasten trägt. Es war also offenbar, daß ich selbst auf den Wagen geklettert sein mußte, und daß bei dieser saubern Expedition meine Uhrkette einen der Zacken des kleinen Rades gefaßt, von demselben festgehalten, und so, von mir unbemerkt, die Uhr nach sich gezogen hatte. Ich schämte mich gewaltig, und in der Stadt erzählte man sich lachend: der Präsident des Gouvernements-Magistrats ist auf den Wagen des Superintendenten geklettert.

Doch weit mehr, als diese bald vergessene Anekdote, schadete dem Rufe meiner Ehrenfestigkeit die Errichtung eines Liebhabertheaters, auf dem für Geld gespielt wurde; freilich für die Armen; allein man setzte sich doch für Geld dem Urtheil des Publikums aus.

Sechs Meilen von Reval liegt die kleine Kreisstadt Baltisport, in derselben war Arvelius Kreissekretär, ein liebenswürdiger junger Mann, der in Reval viele Freunde hatte, und der auch mein Freund geworden war. Ihn besuchte ich eines Tages mit mehreren fröhlichen Jünglingen,

und bei dieser Gelegenheit spielten wir zu unserm Zeitvertreib in Baltisport Komödie, zu welcher die Honoratioren des Städtchens Zutritt hatten, mit deren Beifall wir beehrt wurden. Da fiel mir nun plötzlich ein: wie, wenn wir dieses Spiel in Reval wiederholten? und zwar für Geld, um Nothleidenden Hilfe zu leisten? Ich theilte diesen Gedanken den Uebrigen mit und fand überall offene Herzen. Der Erfolg übertraf unsere Erwartung. Viele Zuschauer gaben mehr als gefordert wurde, und die Einnahme betrug nahe an vierhundert Thaler. So entstand in Reval das nicht unberühmt gebliebene und des Ruhmes würdige Liebhabertheater, zu dem sich die Jugend beiderlei Geschlechts aus angesehenen Häusern vereinte, und welches länger als ein Vierteljahrhundert der Thränen viele getrocknet und manches von Hilfsmitteln entblößte Talent unterstützt hat. Ja, ich freue mich noch heute, daß die Errichtung des Liebhabertheaters zu Reval mein Werk gewesen. Ich habe viel Gutes dadurch gestiftet, aber — meine Ehrenfestigkeit dabei eingebüßt. Denn — so sittlich und anständig es auch immer in unserer Gesellschaft zugegangen — so gab es doch erstens noch viele alte Leute, die alles Komödienwesen überhaupt für etwas unehrlich hielten. Zweitens: diejenigen, die aufgeklärter dachten, meinten wenigstens, es schicke sich nicht für Männer, die in Amt und Würden ständen, sich für Geld der Beurtheilung des Publikums auszusetzen; und ich will auch nicht läugnen, daß schwache Seelen oder ungebildete Menschen wohl An-

stoß daran nehmen konnten, wenn sie einen Mann heute auf dem Theater und morgen auf dem Richterstuhl sahen. Indessen ist mir doch kein Beispiel bekannt, daß Einem der Mitglieder des Liebhabertheaters die gebührende Achtung bei Ausübung seines Amtes wäre versagt worden. Nur die öffentliche Meinung war, in Ansehung der Schicklichkeit, großentheils gegen dieses Institut; und da man mich als den Urheber davon betrachtete, so belasteten Viele mich deshalb mit einer Art von Groll. Dennoch kann ich meinen Kindern nicht rathen, die warmen Gefühle des Mitleids zu unterdrücken, wenn der Gedanke: was werden die Leute dazu sagen? seinen Eiszapfen in ihre Brust bohrt.

Auch hat mir im Grunde das weniger geschadet, als jener allzu lebhafte Widerwille gegen Alles, was ich für Unrecht, für thöricht oder für Vorurtheil hielt, worüber ich, besonders in jüngern Jahren, stets meine Meinung schnell, schneidend oder spottend zu sagen gewohnt war, ohne alle Rücksicht auf die Personen, die es traf, und ob sie mir schaden könnten oder nicht. Wie hätte mir das nicht Feinde zuziehen sollen? Zumal da ich nicht die Gabe besaß, meine witzigen Einfälle zu unterdrücken, und Witz bekanntlich von dem, der sich getroffen fühlt, nie verziehen wird. Ach verbessern mochte ich gar zu gern manches Alte, was vielleicht wirklich einer Verbesserung bedurfte, die aber nicht durch mich, den Jüngling, den Fremdling, bewirkt werden könnte, an dem selbst so manches tadelnswerth war,

und der auch wohl manches Alte nicht aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtete. Zwar bin ich überzeugt, daß diese meine Fehler mit manchen andern guten, sie überwiegenden Eigenschaften so innig verschmolzen waren, daß man, bei Ausrottung der erstern, auch wohl die Wurzeln der letztern mitausgerissen, wenigstens beschädigt hätte; allein ich bitte euch, liebe Kinder, seid nie laut und vorschnell mit eurem Tadel; setzt ein bescheidenes Mißtrauen in euer eigenes Urtheil, verwundet nicht durch eure Zungen, denn solche Wunden vernarben nie. Gott gebe jedem von euch — was ich nicht hatte — einen ältern Freund, der euch warne, wenn ihr eure lebhaften Gefühle zur Unzeit in Worte ausbrechen läßt, Gott verleihe euch die große Kunst zu schweigen, wo Reden nicht bessert, nur erbittert; so werdet ihr nie, wie ich, euch vorzuwerfen haben, daß ihr manche Feindschaft euch muthwillig zugezogen. Hätte mir, wie euch, ein Vater seine Erfahrungen schriftlich hinlassen, ich würde manche Klippe vermieden haben. Thut das, und wenn es euch zu gute kommt, so danket es mir noch im Grabe.

Beantwortung einer Preisfrage der Harlemer Gesellschaft der Wissenschaften.

Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem hat folgende Preisfrage aufgestellt:

»Fordert die Vollkommenheit der Geschichte und ist

es Pflicht des Geschichtschreibers, sich auf die bloße Erzählung der Thatsachen und der Ereignisse zu beschränken? oder darf Er es sich erlauben, zugleich Seine Meinungen und Urtheile über die Quellen und Ursachen der Ereignisse, über die Beweggründe der Handlungen und über die Lehren der Weisheit und Klugheit mitzutheilen, die sich daraus ableiten lassen?"

Wenn ich es wagen dürfte, diese Frage zu beantworten, so würde ich es folgender Gestalt thun:

Nicht blos erlauben darf er sich das Letztere, sondern Er ist dazu verpflichtet, sonst ist sein Buch nur eine Chronik, keine Geschichte. Der Chronikenschreiber soll blos erzählen, der Geschichtschreiber soll auch unterrichten. Jener liefert nur ein hohläugiges Skelett, dieser gibt ihm Fleisch und Augen, aus welchen der Geist hervorschaut. Eben so treu, als in der Zeichenkunst ein sogenannter Storchschnabel den Umriß wieder gibt, eben so treu soll der Chronikenschreiber die Begebenheiten aufzeichnen, auch eben so wenig dabei denken, als der Storchschnabel; der eigentliche Künstler aber, der den Umriß mit Farben ausfüllen, Licht und Schatten hineintragen soll, ist der Geschichtschreiber, der muß denken und das Gedachte mittheilen. Es gibt einen niederen Zweck der Geschichte und einen höheren. Der niedere ist: Befriedigung der Neubegier durch Bekanntmachung dessen, was sich zugetragen; der höhere: Beförderung der Sittlichkeit durch die aus den Begebenheiten gezogenen

Lehren. Wer nur den Erstern vor Augen hat, gleicht dem Botaniker, der sich begnügt, die Namen der Pflanzen und ihre äußern Kennzeichen angeben zu können; wer aber den Letztern zu erreichen trachtet, gleicht dem Arzte, der auch die Eigenschaften der Pflanzen, in so fern sie schädlich oder heilbringend auf den Menschen wirken, zu wissen begehrt. Einen niedern und einen höhern Zweck hat auch der Lehrer der Geschichte; er sucht, in Befriedigung kahler Wißbegier, entweder Nahrung nur für das Gedächtniß, oder ihn treibt das Verlangen, aus dem Gelesenen Früchte zu ziehen, eine Nahrung des Geistes. Es gibt freilich Leser, in welchen auch eine Chronik fruchtbare Betrachtungen erweckt, aber wie selten sind sie!

Der große Haufe liest gerade so, wie er spaziren geht, das heißt gedankenlos. Kaum einem unter tausend Spazirgängern fällt es ein, in den Werken der Natur um sich her die Größe des Schöpfers zu ahnen, der Alles so weise verkettet hat; eben so selten wird der gemeine Leser Ursache und Wirkung der Begebenheiten und die daraus fließenden Begebenheiten sich entwickeln. Aber auch der Seltene, der diese Kunst übt, wird dennoch mit erhöhtem Vergnügen einen Geschichtschreiber lesen, der sich ihm vorgeübt hat; er wird dieses Vergnügen in der Vergleichung seiner eigenen Ansichten mit denen des Verfassers finden; er wird öfter auf Gedanken stoßen, die zuvor in ihm nicht erweckt worden waren, die ihm also neu sind, ihm Genuß gewähren.

Die erhabenste Bestimmung der Geschichte ist: guten Fürsten Nachruhm zu spenden, Tirannen eine Zuchtruthe zu sein. Aber Beides kann nicht geschehen, wenn blos nackte Thatsachen erzählt werden sollen; denn das Rühmliche oder Unrühmliche einer That geht nicht immer aus ihr selbst, sondern meistens aus ihren Beweggründen hervor. Eroberer zum Beispiel müssen wünschen, daß bloße Chroniken geschrieben werden, denn nur da erscheinen ihre Thaten groß. Die stumpfe Nachwelt bewundert ihre Siege, nicht achtend, was sie der Menschheit gekostet haben; allein der Geschichtschreiber zieht dem Eroberer seinen Panzer aus und zeigt das häßliche Gerippe, welches unter einer blendenden Rüstung verborgen war.

Warum durfte bei den Römern kein Sklave die Geschichte schreiben? Eben weil man fürchtete, daß er sklavische Gesinnungen durch seine Feder verbreiten würde. Also setzte man doch voraus, daß der Geschichtschreiber seine Gesinnungen in sein Buch verweben müsse. Eine bloße Chronik hätte immerhin auch ein Sklave schreiben mögen, wenn er nackte Thatsachen vortrug, was könnte das schaden? So viel ist also wenigstens gewiß, daß die Alten die Geschichtschreibe-Kunst aus dem hier aufgestellten Gesichtspunkte betrachteten. Es ist ferner gewiß, daß sie uns die besten Muster in dieser Kunst hinterlassen haben, und daß alle die Geschichtschreiber, die wir noch jetzt bewundern, ihre Erzählungen mehr oder weniger mit Urtheilen und Lehren zu durchflechten sich erlaubten.

Wenn Tacitus in den ersten Zeilen seiner Germania von den Deutschen sagt: sie wären durch Furcht und Berge von den Sarmaten geschieden worden; so ist doch wohl die Furcht nicht das, was er streng historisch beweisen kann? Es ist sein Urtheil, seine Meinung. Im dreiunddreißigsten Kapitel wünscht er, daß den Geschlechten, wenn nicht Liebe zu den Römern, doch Haß unter sich verbleiben möchte, da dem römischen Reiche nichts Glücklicheres widerfahren könne, als der Feinde Zwietracht. Mit der eigentlichen Geschichte hat dieser Wunsch nichts gemein, eben so wenig als die Sentenz im dreißigsten Kapitel: »Eile stehe neben der Furcht, Zaudern sei näher der Standhaftigkeit,« eben so wenig als die Warnung im sechsunddreißigsten Kapitel: »Unter Unbändigen und Mächtigen genieße man falscher Ruhe; wo die Furcht entscheide, da sei Mäßigung nur ein Aushängeschild des Mächtigen.«

Wenn Thucydides in langen Reden, die großentheils wohl nie gehalten worden (wenigstens nie so, wie er sie aufgezeichnet), Gründe für und wider abwägt und auseinandersetzt; so erzählt er nicht blos, was die Griechen gethan, sondern auch was sie gedacht und gesprochen haben.

Wenn — um sogleich zu den Neuen fortzuschreiten — Gibbon in seiner Geschichte des Verfalls des römischen Reiches ausruft: »In der That, wie war es möglich, daß ein Philosoph die nichtswürdigen Märchen der Dichter und widersinnigen Ueberlieferungen der Vorzeit als gött-

liche Wahrheiten annehmen, oder als Götter jene unvollkommenen Wesen verehren sollte, die er als Menschen verachtet haben würde!" —; so ist das eine sehr wahre, aber außerwesentliche Betrachtung für denjenigen, der blos zu wissen begehrt, was geschah, und nicht, wie es möglich war.

Oder wenn er sagt: »Argwöhnische Fürsten erheben oft die niedrigsten Menschen in der eiteln Voraussetzung, daß diejenigen, die blos von ihrer Gunst abhängen, auch nur allein ihrem Wohlthäter ergeben sein werden." —; so rückt füglich die Geschichte durch diese treffliche Bemerkung nicht weiter vor. Wenn Johannes Müller, in seinen vierundzwanzig Büchern allgemeiner Geschichten, den Charakter des Julianus schildernd, vermuthet, dieser Kaiser habe es gut gemeint, er sei zu beklagen u. s. w. — oder wenn er behauptet: »Die Mysterien der Alten dürften leicht, im Wesen zwar nicht, aber in der Darstellungs-Manier, vor weit neuern Ideen den Vorzug behaupten, welche das Sterbebett mit unnöthigen Schrecknissen umringt hätten" —; so ist jenes nur eine Vermuthung, und dieses eine philosophische Bemerkung.

Es wäre überflüssig, wenn man alle die berühmten Geschichtschreiber anführen und solche Stellen aus ihren Werken häufen wollte, wo sie sich erlaubt haben, ihre eigenen Betrachtungen einzuweben. Thucydides, Tacitus, Gibbon und Johannes Müller mögen wohl für die Repräsentanten aller guten Geschichtschreiber gelten;

ihre Schriften beweisen, daß sie die aufgestellte Frage ganz in dem Sinn dieser Beantwortung entschieden haben würden. Sie gelten mit Recht für Muster, und Regeln lassen sich nur von Mustern abziehen. Wir haben sie längst allgemein als die besten Geschichtschreiber genannt und verehrt, wie konnten wir noch zweifeln, daß sie befugt waren, so und nicht anders zu schreiben? Das Verlangen nach einer solchen Geschichte liegt im Geiste des Menschen, der nicht blos sehen, sondern auch begreifen, nicht blos empfangen, sondern das Empfangene auch betrachten will. Ein Palast, der seiner Würde gemäß ausgeschmückt worden, ist doch wohl den rohen Mauern vorzuziehen? — Der Wanderer über Berg und Thal kann freilich, wenn er ruhen will, sich selbst ein Plätzchen suchen, allein er wird fürwahr den segnen, der hie und da eine Ruhebank hingestellt hat, wo der Reisende gemüthlich die zurückgelegte Straße überschauen kann, und nun erst Manches bemerken wird, was ihm sonst vielleicht entgangen wäre. Solche Ruhebänke sind in einer guten Geschichte die eingewebten Urtheile ihres Verfassers.

Der Nutzen, welchen sie bei vielen Lesern stiften, fällt in die Augen. Der redliche Geschichtschreiber lehrt die falsche Größe von der wahren unterscheiden; das Rühmliche oder Tadelnswerthe einer Handlung nicht nach dem Erfolg beurtheilen; das Laster auf dem Throne verabscheuen und die Tugend in Ketten verehren; er enthüllt das Gewebe der Leidenschaften und zeigt, aus welchen dünnen Fäden die-

ses Gewebe gesponnen wurde; er macht bemerklich, wie gleiche Wirkungen stets aus gleichen Ursachen entspringen und wie die gewaltige Nemesis durch das Ganze schreitet. Man denke sich junge Fürsten, angehende Staats-Männer als Lehrer einer solchen Geschichte, wer kann das unendliche Gute berechnen, welches eine einzige treffende Zeile auf Jahrhunderte hinaus zu wirken vermag.

Aber der Schaden — wird man einwenden — der Schaden, den ein unredlicher Geschichtschreiber stiften kann, wird er das Gute nicht aufwiegen? — Leider ist wahr, es gibt noch unter uns in dieser Hinsicht Sklaven, wie unter den Römern, welchen das Geschichtschreiben gänzlich untersagt werden sollte; es ist wahr, eine strenge Censur wäre vielleicht in keinem Fache nothwendiger als in diesem; jede Geschichte, welche nicht die oben aufgestellten Gesinnungen enthielte, sollte unterdrückt werden. Indessen überwiegt dieses Böse doch gewiß jenes Gute bei Weitem nicht. Denn erstens ist die Kraft der Wahrheit unwiderstehlicher als die der Sophisterei. Zweitens wird die Zahl der redlichen Schriftsteller stets größer sein als die der unredlichen. Ein Geschichtschreiber ist ein kluger Mann, und der Kluge will stets das Gute, wenn auch nicht immer aus reinen Bewegungsgründen. Drittens wird der Redliche kalt, der Unredliche leidenschaftlich urtheilen und nur jenes gewinnt den Leser. Viertens wohnt dem Menschen ein, ich möchte sagen, angebornes Gefühl der Gerechtigkeit bei, folglich wird auch das Gerechte leichter Eingang

bei ihm finden; dem Ungerechten widersteht seine Natur. Wenn aber auch das Böse nicht weggeläugnet werden kann, welches eine unlautere Geschichte hervorzubringen vermag, sollen denn reife Früchte darum nicht verkauft werden, weil ein Bösewicht ein oder die andere vergiften kann.

Freilich ist in der aufgestellten Frage nicht von dem Nutzen der Geschichte die Rede, sondern von der historischen Kunst, aber auch in dieser Hinsicht beantwortet sie sich schon durch das gebrauchte Wort; denn eine Chronik zu schreiben ist keine Kunst.

Aber wie, wenn unter dieser die Wahrheit litte? —

Hier ist vor allen Dingen das traurige Bekenntniß abzulegen, daß die Masse der historischen, streng erwiesenen Wahrheiten, die wir besitzen, für sehr gering zu halten sei. Einem gleichzeitigen Geschichtschreiber, der vielleicht gar an demselben Orte gelebt hat, wo die Begebenheit sich zutrug, schenken wir gewöhnlich unser Vertrauen; doch wie selten ist er im Stande, auch mit dem eifrigsten Willen, umständliche, unwidersprochene Wahrheit zu liefern. Derjenige, zum Beispiel, der in Petersburg lebte zu der Zeit, als Paul starb, wird bezeugen müssen, welche widersprechende Gerüchte sich durchkreuzen, wie schwer es wurde, das Wahre von dem Falschen zu scheiden, und wie viele Dunkelheiten noch jetzt unaufgehellt geblieben sind. Wenn es nun so schwierig ist, eine Begebenheit, die unter unsern Augen geschah, aus ihrem Ursprung zu entwickeln, die Theilnehmer derselben und das Mehr oder Minder ihrer Theil-

nahme richtig anzugeben; was sollen wir von einem Livius halten, wenn er uns die ersten Jahrhunderte der römischen Geschichte vorträgt?

Die einzigen Zeugen einer Begebenheit, die man für unverwerflich hält, sind Urkunden, Denksteine, Münzen; aber auch Urkunden werden oft verfälscht, und Inschriften beweisen nicht immer die Wahrheit dessen, was sie erzählen. Man erinnere sich nur aus den neuesten Zeiten der Inschrift, welche die Franzosen an einen Brunnen zu Koblenz anbrachten. Gesetzt sie wäre stehen geblieben, würde sie nicht nach tausend Jahren als ein herrlicher Beweis gegolten haben? waren die Römer nicht auch ein prahlerisches Volk? wer mag allen ihren Inschriften trauen?

Die sichersten Zeugen mögen die Münzen sein, doch über allen Verdacht erhaben sind sie nicht. Man erinnere sich, daß schon vor Buonaparte's Zuge nach Norden die Schmeichelei eine Denkmünze auf das besiegte Rußland erfunden hatte. Sollte dieser Fall sich zum ersten Male ereignet haben? waren die Römer nicht auch die niederträchtigsten Schmeichler?

Gesetzt aber auch, wir dürfen ein Ereigniß als unbezweifelt annehmen, welches durch Urkunden, Inschriften oder Münzen erwiesen ist, lernen wir mehr daraus, als daß es sich wirklich zugetragen habe? — Allein warum hat es sich zugetragen? wie hat es sich entwickelt? aus welchen Charakteren oder Leidenschaften u. s. w.? Alles das verräth uns keine Urkunde, kein Stein. Sollte es

wohl Leser der Geschichte geben, denen es auch ganz gleichgiltig wäre, ob diese Fragen beantwortet werden oder nicht? Blos darum, weil es doch nicht unbezweifelt sei, daß der Geschichtschreiber sie wahrhaft beantworten könne? — Wenn ein Bergsturz in der Schweiz ein Dorf begräbt, so genügt dem Naturforscher nicht, diese Begebenheit zu erzählen, sondern er sucht auch im Schooß der Erde die Ursachen ihrer Entstehung, und theilt dem Leser seine begründeten Muthmaßungen mit. Verdient er nicht Dank dafür, wenn gleich noch gar nicht ausgemacht worden, daß er das Rechte getroffen habe? sind denn die Handlungen der Menschen nicht auch Naturbegebenheiten?

Die Wahrheit hat innere Kennzeichen, die dem verständigen erfahrenen Beobachter nicht entgehen. Mit eben der Gewißheit, mit welcher so manche Naturbegebenheit aus Gründen erklärt wird, die dem Auge verborgen bleiben, mit eben der Gewißheit kann auch der Geschichtschreiber die Ereignisse aus Gründen entwickeln, die nirgend geschrieben stehen, und — wenn er die Weihe des Menschenkenners empfangen hat, so wird er sich selten irren.

Selten, aber doch bisweilen?

Nun ja, jedes Menschenwerk ist unvollkommen. Er muß freilich seine Muthmaßungen nicht für historische Gewißheit geben; er muß sie dem Leser kurz und ungeschmückt darlegen und die Worte so stellen, daß daraus hervorgeht, er habe blos das Wahrscheinliche zu dem Wahren fügen

wollen, und der denkende Leser möge nun selbst entscheiden.

Auch die eingestreuten Lehren und Sentenzen darf er nur sehr kurz fassen. Hier möge Tacitus ihm zum Muster dienen. Nie darf er durch eine Art von moralischer Abhandlung die Geschichte unterbrechen. Was er nicht in wenigen kurzen Perioden sagen kann, das muß er lieber unterdrücken, denn würzen soll er, nicht verwässern, und nie so lange in seinem eigenen Namen reden, daß der Leser deutlich an ihn erinnert werde. Ich meine sogar das Wörtlein Ich zu gebrauchen, müsse er sorgfältig vermeiden. Wo, um Vermuthungen zu begründen, mehr als einzelne Perioden erforderlich wären, da werde die Ausführung in eine Note oder in einen Anhang verwiesen. Die Beobachtung dieser wenigen Regeln ist hinreichend, um eine Geschichte nie durch die Urtheile und Meinungen ihres Verfassers zu verunstalten.

Aber nicht blos die besten Geschichtschreiber haben durch ihr Beispiel diese Grundsätze bewährt, sondern auch die berühmtesten Lehrer der Geschichte schreiben ihr solche Eigenschaften zu, erwarten und fordern solche Wirkungen von ihr, die sie durchaus nicht anders besitzen oder leisten kann, als wenn sie keineswegs an die nackte Erzählung der Begebenheiten sich bindet.

Als Schiller seinen akademischen Lehrstuhl zum ersten Male betrat, hielt er eine Rede, die unter dem Titel gedruckt worden: Was heißt, und zu welchem

Zwecke studirt man Universal-Geschichte? Da sprach er unter anderm:

»Die Geschichte hält den Olivenkranz frisch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe auseinander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfang der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Maßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhunderte anders verfälscht; sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten, und, indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns die gepriesenen goldenen Zeiten Alexanders und Augustus nicht zurück wünschen.«

»Erst aus der Geschichte wird man lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben.«

Solche große Dinge erwartete von der Geschichte einer unserer edelsten und berühmtesten Schriftsteller, der selbst ihr Lehrer war; wie aber könnte sie auch nur den kleinsten Theil dieser Erwartungen erfüllen, wenn sie auf Kürze und Trockenheit der Chroniken beschränkt wäre?

Gleiche Ansichten, bald mehr bald minder schön oder tief gedacht, doch immer darauf abzweckend, den Geschicht-

schreiber als den erhabensten Lehrer der Menschheit darzustellen, liefern Bolingbroke und Johannes Müller in ihren Briefen; Bozin in seiner, von Herder übersetzten und bereicherten, Philosophie der Geschichte; der Graf Herzberg in seinem Memoire über den wahren Charakter einer guten Geschichte; Mably in seinem Werke über die historische Kunst, und so manche Andere mit weniger berühmten Namen.

Aus allen diesen Betrachtungen scheint unwidersprechlich hervorzugehen, daß die Vollkommenheit der Geschichte fordert und dem Geschichtschreiber zur Pflicht macht, sich nicht auf die bloße Erzählung der Thatsachen zu beschränken, sondern seine Meinungen, Urtheile und Lehren mit dieser Erzählung kunstreich zu verbinden, weil der höhere Zweck der Geschichte sonst nicht erreicht werden kann.

Weil der geistige Genuß dadurch unendlich erhöht wird; weil die besten Geschichtslehrer diese Methode stets empfohlen, die besten Geschichtschreiber sie stets befolgt haben. Würde die Frage anders entschieden, so müßte Clio aus dem Verzeichniß der Musen ausgestrichen werden.

Ueber Theater-Coup's.

Die neuere After-Kritik hat eine Menge Worte, mit welchen sie — oft ohne selbst zu wissen, warum? — eine gehässige Bedeutung verbindet, und die ihr, in Ermanglung

besserer Gründe, dazu dienen, einen Autor, den der Kritiker als Mensch nun einmal nicht leiden kann, kurz und gut herabzuwürdigen, ohne der beschwerlichen Gründe zu bedürfen. Dahin gehört auch das Wort Theater-Coup, welches die Schlegel'sche Schule mir jedesmal richtig in den Bart wirft, wenn eines meiner neuen Stücke so unhöflich war, dem Publikum zu gefallen. Diesen Beifall, der, je nachdem der Autor heißt, von der Schlegel'schen Schule bald geringschätzig behandelt, bald sehr geltend gemacht wird, sollen nun meine Stücke gewöhnlich den Theater-Coup's verdanken; wobei man sich aber nicht die Mühe nimmt, zu erklären, was denn eigentlich ein Theater-Coup sei? weil man wohl fühlt, daß das Wort alsdann nicht mehr so brauchbar sein würde. Ich will hier eine Definition davon geben, die so lange gelten mag, bis Einer unserer vornehmen Kritiker eine andere, und, wohl zu verstehen, eine bessere an ihre Stelle setzt.

»Ein Theater-Coup ist also ein interessanter und überraschender Moment eines Schauspiels, der nicht blos vernommen, sondern auch gesehen wird, der aber ohne Zwang aus der Handlung hervorgeht.«

Nach dieser Definition brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß ich mir etwas darauf einbilde, wenn meine Stücke gute Theater-Coup's enthalten, und daß ich der Meinung bin, die besten Stücke der Alten und Neuern haben dergleichen aufzuweisen. Ist denn die Erscheinung Apoll's im

Schlegel'schen Jon, oder die Minerva im Jon des Euripides etwas Anders als ein Theater-Coup? — Die Erscheinung des Geistes in der Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter, das Führen des blinden Lear auf die vermeinte Spitze eines Felsen; Banko's Geist bei Macbeths Gastmahl; der Selbstmord des Sklaven Eros in der Oktavia u. s. w. sind lauter echte Theater-Coup's. Es gibt aber auch unechte, wo die Bedingung mangelt, daß sie ohne Zwang aus der Handlung hervorgehen sollen, und ich mag nicht dafür stehen, daß auch in meinen Stücken dergleichen gefunden werden, doch gewiß sehr selten. Es ist leicht in diesen Fehler zu fallen, und bessere Dichter, als ich, sind nicht frei davon geblieben. So z. B. ist die Erscheinung des Teufels in der Jungfrau von Orleans (die ich übrigens als ein Meisterstück von Herzen anerkenne) ein unechter Theater-Coup, denn er geht nicht aus der Handlung hervor, und kann auch, dem Ganzen unbeschadet, weggelassen werden.

Mein letzter Wille.

Dies war die Aufschrift eines versiegelten Packets, das eine Art von Testament enthielt, geschrieben in Reval den 26. Januar 1813, kurz vor der Reise des Verewigten zur Armee des Grafen Wittgenstein. Er hinterließ kein Vermögen, es betraf also nur Anordnungen zur Bezahlung seiner Schulden und Familienangelegenheiten. Am Schlusse sagt er:

Ich weiß diesem Allen nun nichts weiter beizufügen, als:

Den herzlichsten Dank meiner geliebten Frau für die glücklichen Jahre, die sie mir geschenkt; für die Geduld, mit der sie meine Schwächen oft ertragen; für die Liebe und Sorgfalt, mit der sie meine Kinder behandelt hat. Meine letzte Bitte ist, den Kummer, den mein Tod ihr verursachen wird, so viel als möglich zu überwältigen und ihr Leben für unsere Kinder zu schonen. Gott lasse es ihr wohl gehen bis in's späteste Alter! Daß ich diese so innig geliebte Frau nicht im Ueberfluß hinterlassen kann, ist mein schmerzhaftestes Gefühl!

Den herzlichsten Dank meinen Freunden und Verwandten für alle die vielfachen Beweise ihrer Freundschaft und für die Nachsicht, die auch sie oft mit meinen Schwächen gehabt haben. Ist ihnen mein Andenken lieb, so mögen sie es an meiner Witwe und an meinen Kindern beweisen.

Den herzlichsten Segen über alle meine Kinder! Liebt euch unter einander! Helft einander, wo ihr könnt! und vor allen Dingen ehrt mein Andenken in eurer guten Stiefmutter!

Ich weiß, daß ihr bei Verlesung dieses meines letzten Willens tief erschüttert sein werdet; aber solche Eindrücke verlöschen nach und nach, und ich wünschte doch sehr, daß sie dann und wann wieder bei euch aufgefrischt würden. Darum bitte ich euch Alle, euch jährlich Einmal an meinem Geburts- oder Todestage zu versammeln, sammt denjenigen meiner Freunde, welche Theil daran nehmen wol-

len, bei einem guten Glase Wein euch meiner mit Fröhlichkeit zu erinnern, und beim Schluß der Mahlzeit das von mir verfertigte Lied zu singen:

Es kann schon nicht Alles so bleiben,
Hier unter dem wechselnden Mond,
Es blühet, vergeht und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menschen,
Lang vor uns gelebt und gelacht.
Dem Ruhenden unter dem Grase
Sei fröhlich der Becher gebracht.

Es werden viel fröhliche Menschen
Lang nach uns des Lebens sich freu'n;
Uns Ruhenden unter dem Grase
Den Becher der Fröhlichkeit weih'n.

Wir sitzen so traulich beisammen,
Wir haben einander so lieb.
Wir heitern einander das Leben;
Ach, wenn es doch immer so blieb!

Doch, weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freude recht fest;
Wer weiß, wie bald uns zerstreuet
Das Schicksal nach Ost und nach West.

Und sind wir ja fern von einander,
So sind doch die Herzen sich nah,
Und Alle, ja Alle wird's freuen,
Wenn Einem was Gutes geschah.

Und kommen wir wieder zusammen,
Auf wechselnder Lebensbahn,
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

aber nicht nach Himmels-Melodie, sondern nach der alten, einfachen, rührenden Weise, die euch bekannt ist. Sollte auch (was Gott verhüte!) jemals ein Zwist, oder auch nur eine Kälte zwischen euch entstehen, so soll an diesem Tage eine herzliche Versöhnung gefeiert werden, und Jeder aus allen Kräften dazu beitragen, mein Andenken auf diese Weise zu ehren.

Lebe wohl, liebes Minchen! lebt wohl, ihr geliebten Kinder und Freunde! Verzeiht mir von Herzen, wenn ich euch dann und wann gekränkt habe, so wie ich euch wiederum von Herzen verzeihe! Wir haben es ja gegenseitig ohne Absicht gethan. Ich hoffe, ihr werdet mir das Zeugniß geben, daß ich, bei allen meinen Fehlern, doch kein böser Mensch war, wozu Haß und Neid mich so oft machen wollen.

Sterbe ich in Esthland, so wünsche ich auf dem Hügel in Schwarzen begraben zu sein, den ich mir längst dazu ausgewählt hatte. Der jetzige Besitzer von Schwarzen ist ein braver Mann, der mir diese Bitte nicht abschlagen wird. Dann wünsche ich, daß man einen der größten Feldsteine auf mein Grab wälze (unbehauen) und in denselben blos die Worte eingraben lasse: Hier schläft Kotzebue.

Inhalt.

Uebersicht des ganzen Werkes *).

Band

1—2. **Die Leiden der Ortenbergischen Familie.** Ein Roman in 32 Kapiteln.

3—4. **Leontine.** Ein Roman in 100 Briefen.

5. **Philibert, oder die Verhältnisse.** Ein Roman in 2 Büchern oder 37 Kapiteln.

6—9. **Kleine gesammelte Schriften.** 4 Bände.

10—11. **Geschichten für meine Söhne.**

12—13. **Geschichten für meine Tochter.**

14—19. **Kleine Romane, Erzählungen, Anecdoten und Miscellen.** 6 Bände.

20. **Der russische Kriegsgefangene unter den Franzosen.**

21—26. **Die jüngsten Kinder meiner Laune.** 6 Bände.

27. **Chroniken.** Eine Auswahl historischer und romantischer Darstellungen aus der Vorzeit.

Die eherne Tafel. oder: Geschichte eines indianischen Genies.

Die Liebe läßt sich nicht täuschen. Ein Feenmärchen.

28—29. **Louise, oder die unseligen Folgen des Leichtsinns.** Eine Geschichte einfach und wahr. 2 Bände.

30—32. **Clio's Blumenkörbchen.** 3 Bände.

33—37. **Biene,** oder: **Neue kleine Schriften.** 5 Bände.

---

*) Ueber einzelne Romane u. s. w. siehe im nachfolgenden alphabetisch-geordneten Inhalts-Verzeichnisse.

Alphabetisches Inhalts-Verzeichniß

der in gegenwärtiger Ausgabe (in 45 Bänden) enthaltenen Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen ꝛc. ꝛc.

A.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

Q.

S.

W.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.